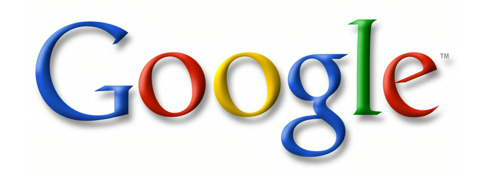
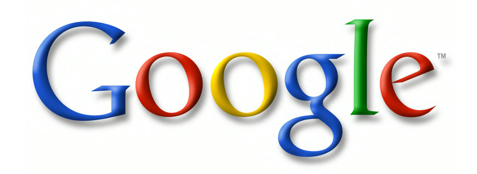
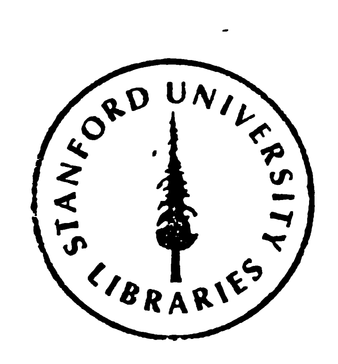







Aug F. Ammann





Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1896

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

[illegible]

Neue Folge:

Neunzehnter Jahrgang.

Zürich.
Fäsi & Beer.
1896.

Inhalts-Verzeichniß.

Inhalts-Verzeichniß.

Lebenserinnerungen von Prof. Dr. Albert Mousson.

(Schluß.)

---

3. Die ersten Studien.

Von Hofwyl nahm ich noch ein recht unangenehmes Gedenkzeichen mit. Ich war nämlich beim Schlittschuhlaufen auf die Hüfte gefallen und hatte, vermuthlich durch eine schwache Verletzung des Hüftgelenkes, einen Schmerz gewonnen, der Monate anhielt und allen Einreibungen, Pflastern und Blutigeln widerstand. Dr. Lutz glaubte zuletzt ein schwaches Austreten der Hüfte zu bemerken und sprach von kräftigen Mitteln, wie Moxa [1]) oder Brennen mit glühendem Eisen. Mir war der Gedanke entsetzlich, denn ich hatte in Hofwyl diese schmerzliche Behandlung mit eigenen Augen mit angesehen. Es lag nämlich der zweite Sohn von Herrn Fellenberg, Friedrich, an einer Coxalgie darnieder, welche jahrelang durch monatlich wiederholtes Brennen behandelt wurde. Friedrich hatte den eisernen Willen seines Vaters geerbt und führte zuletzt die grausame Operation selbst an Hüfte und Schenkel aus, was er anzuschauen mich mit einem großen Stolz einlud.

---

[1]) So nennt man kleine, aus leicht, doch ohne Flamme, brennenden Stoffen angefertigte Kugeln, die an der Spitze angezündet und mit der Basis auf die Haut gesetzt wurden, damit sie dort einen Brandschorf erzeugen.

Dafür gewährte es mir hohe Befriedigung, als meine Eltern vor Anwendung solcher Mittel die Konsultation einer entschiedenen Autorität, des berühmten Dr. Buttini in Genf, in Vorschlag brachten. Auf besondere Empfehlung hin empfieng mich dieser Herr sehr freundlich und untersuchte mich, nachdem ich ein Goldstück neben einer großen Zahl anderer auf den Tisch gelegt, mit großer Sorgfalt. Welch eine Freude war es mir, als sein Ausspruch dahin lautete, daß eine Doppelkur in den Bädern von Aix in Savoyen vermuthlich die Heilung zu Stande bringen werde!

Die Thermen von Aix standen damals in Genf wie in ganz Frankreich in hohem Rufe, theils wegen des Reichthums und der Hitze des Wassers, das als starker Bach einer tiefen Höhle entströmt, theils wegen sonst nirgends eingeführter Behandlung des Massierens. In einer der hohen, gewölbten Kammern des königlichen Badegebäudes wird der Patient auf einen Holzschemel in die Mitte eines Wasserbeckens gestellt und von zwei Männern durch Zufluß eines dicken Stromes heißen Wassers durch und durch geknetet und gewalkt. Nach 10 bis 15 Minuten befindet man sich in einem furchtbaren Schweiß, man wird, wie eine Mumie in dicke wollene Decken gehüllt, nach Hause getragen und, wie man ist, ins Bett gelegt. Nach einer Stunde kehrt der Badeknecht zurück, löst die Decken, trocknet den Körper und bringt ein Frühstück, das vortrefflich schmeckt und nach welchem man seinen Tag wie neugeboren beginnt. Personen mit schwacher Brust oder mit Neigung zu Congestionen wird diese eingreifende Kur verderblich; mir und jugendlichen Naturen überhaupt diente sie dagegen als vorzügliches Mittel, die bösen Dispositionen durch eine außerordentliche Hautthätigkeit an die Oberfläche zu ziehen. Nach einer, nur eine Woche unterbrochenen Doppelkur von acht Wochen, [illegible] Schmerz und Schwäche verschwunden und ich konnte Aus-[illegible] [illegible]ier bis fünf Stunden zu Fuß unternehmen. Zwar hatte

ich keinen Altersgenossen, nur einige ältere Damen, denen ich empfohlen war; allein das liebliche Thal zwischen der Felsterasse „des Banges“ und dem scharfen Jurakamme des Mont du Chat bot dem angehenden Naturforscher so viel Neues, daß er den Tag immer zu kurz fand. In der That bietet die Gegend um Aix der reizenden Punkte ungemein viele, nach Mouai, nach der Cascade von Gresy, nach den mit Kastanienbäumen bedeckten Hügeln von Tresseroi, nach dem lieblichen Bourgetsee, nach der Kirche von Hautecombe, wo die Gebeine der Fürsten Savoyens begraben liegen. In solcher Gegend fanden Kunst und Forschung eine unerschöpfliche Quelle des Genusses.

Meine eigentlichen Studien begannen an der Akademie in Bern, wo meine Eltern eben weilten. Ueber meine Berufswahl war ich nicht im Reinen; nur wußte ich, daß bei meinen Anlagen nur im Kreise der exakten oder Naturwissenschaften Heil zu suchen sei. Ich hörte mit großem Fleiß die Vorträge von Dr. Trechsel in Physik, von Karl Brunner in Chemie, von Meißner in Naturgeschichte, von Meckel in Anatomie und endlich von Bernhard Studer in Mathematik und Geologie an. Besonders gewannen zwei Männer einen großen Einfluß auf meine weitere Bildung, die beide nur 10 und 12 Jahre älter waren als ich und später, da die Jahre die Unterschiede auslöschen, mir bis zum Ende treue, zuverläßige Freunde geblieben sind.

Der erste, Baggesen, war der Sohn des dänischen Dichters Baggesen, der sich in Bern mit einer Enkelin des großen Haller verbunden hatte. Von dem einen hatte mein Freund ein hohes praktisches Talent, von dem andern einen wahren philosophischen Geist ererbt. Als Vikar beim Münster in Bern hatte er mich in Hofwyl mit einigen andern Genossen konfirmiert, und in Bern bemühte er sich, mich in die Tiefen der philosophischen und religiösen Lehren einzuführen. Zweimal in der Woche brachte ich einige Abendstunden bei ihm zu, und wir lasen und besprachen

die geistreichen Schriften Jakobis, welche, ich gestehe es heute, meinem auf das Reale gewandten Sinn nur halbverständlich, dennoch bei der unbegrenzten Liebe und Geduld, die Baggesen aufbot, nicht ohne günstigen Eindruck blieben. Seine Güte, seine Uneigennützigkeit zogen mich ebenso sehr an als seine wissenschaftlichen Erörterungen. Vollends wurde er mir lieb, als wir zusammen eine Winterreise nach Delémont ausführten. Ein Herr Fischer war dort Landvogt, Baggesen war mit der Familie befreundet, und andererseits galt mir der Sohn, Carl Fischer, mit dem ich in Hofwyl zusammen gewesen, als der intimste und einzige Freund, mit dem ich in Wort und Schrift in innigem Verkehr stand. Leider erkrankte er an einer Lungenschwindsucht, mußte den Winter, wegen der kalten Gegend, in den animalischen Dünsten eines Kuhstalles zubringen, wo ich ihn öfters besuchte. Er starb bald nachher.

Mein zweiter Lehrer war Bernhard Studer, der berühmte Geologe. Er war von unbegrenztem Trieb nach Forschung beseelt und wußte die verwirrtesten Verhältnisse mit seltenem Geschick auseinander zu legen. Bei seiner großen Begabung gelang es ihm denn wirklich, den hohen Rang der Wissenschaft zu erringen, nach welchem sein Ergeiz dürstete. Obwohl die Naturwissenschaften unwiderstehlich fortschreiten, bleiben seine zahlreichen Arbeiten, seine mathematische und physikalische Geographie, sein Werk über Molasse, seine Geologie der Alpen ꝛc. noch heute als Muster gründlicher Forschung, klarer Darstellung und bestechender Logik. Als Lehrer wirkte er mit ungemeinem Erfolg, unterstützt allerdings durch den bestechenden Reiz der Geologie, auf offene junge Gemüther. In der That bietet kein anderer Zweig der Naturwissenschaft eine solche Fülle von Genüssen, einmal durch die Wanderung ins Freie und auf die Berge, dann durch die Menge interessanter Gegenstände, die jeder Schritt bietet, durch [illegible]oßartigen Räthsel, welche der Bau der Gebirge birgt, endlich

selbst durch die Ermüdung und Anstrengung, mit welcher jedes Resultat erkauft wird. Zweimal nahm er mich auf mehrtägige Ausflüge mit, einmal in verschiedene Jurathäler, das andere Mal in die unerforschte Kette des Hohgant.

Den größten Freundschaftsbeweis gab mir Studer, als er von dem berühmten Leopold v. Buch — mit dem er eine geologische Reise verabredet hatte — die Erlaubnis erwirkte, mich als dritten mitzunehmen. Seitdem habe ich manche wissenschaftliche Reise unternommen; allein keine ist mir lehrreicher und interessanter geworden als diese, die nach dem Engadin, dem westlichen Tyrol und den italienischen Seen gerichtet war, was theils von der hohen Stellung meiner Reisegefährten, theils von der Lebhaftigkeit der Eindrücke herrühren mochte, welche dem Neuling im Gegensatz zu den gemachten Gelehrten zu Gute kam.

Wir wanderten das Prättigäu hinauf und hinüber nach Davos, wo wir in dem alten, mit Bären- und Fuchsfellen verzierten Rathhause übernachteten. Dann gieng es über den wenig besuchten Flüelapaß ins Engadin, wo nur einige Botaniker hingelangten und wo man keine Ahnung von der heutigen Touristenüberschwemmung hatte. Nach Schuls fuhren wir, tüchtig gerüttelt, auf einem kleinen, schlecht bespannten und von einer Frau geführten Heuwagen; dort bestand noch kein Hotel, und wir wohnten in einem klassischen Engadiner-Häuschen mit heraldisch bemalter Façade, mannsdicken Mauern, kleinen Fensterchen und unterirdischem Viehstall. Das nur monatlich gebackene Brot mußte mit dem Beil zerschnitten werden. Die Gegend von Tarasp, eine katholische Insel in protestantischem Lande, hat an sich schon Interesse durch ihr Kapuziner-Kloster, einen kleinen, dunklen See und eine, einen Felskopf krönende, fürstliche Schloßruine; sie wird aber dadurch noch wichtiger, daß sie alle Gegenden der Schweiz durch die Manigfaltigkeit ihrer Mineralquellen übertrifft. In dem Raum einer Quadratstunde strömen zu Tage: die bekannte

starke Bitterwasserquelle, ein Eisensäuerling, eine Alaun= und eine Natronquelle, endlich — eine Erscheinung, die in der Alpenwelt sich nicht wiederholt — eine wahre „Mofette“ [1]), die in Menge Kohlensäure und Stickstoff in die Athmosphäre ergießt. Man erkennt den Ort in der Mitte eines Feldes an einem dunklen Kreise von Thierchen, Schmetterlingen, Käfern, Fliegen, sogar Mäusen und Eidechsen, die dem am Boden abfließenden, schweren Gas= strom zum Opfer fallen. Ich habe diesen Theil des Innthales später noch sorgfältiger durchforscht und in einem Neujahrsstück der Zürcher naturforschenden Gesellschaft beschrieben (1850).

Von Martinsbruck an der äußersten Schweizergrenze stiegen wir hinauf nach Nauders im Tyrol und folgten dem Thale angesichts der prachtvollen Ortlerkette bis zur Straße nach Stel= vio. Diese höchste und schönste Bergstraße, die mit ihren zahl= reichen Gallerien und Viadukten eben vollendet war, wurde von Oesterreich gebaut, um auf sicherem Wege Heere in das Herz der stets unruhigen Lombardei zu werfen.

Jenseits des Berges sprudeln die reichen Quellen des schon den Römern bekannten Bormio. Von da gieng es das Veltlin hinunter nach Tirano, von da an wegen der stechenden Sonne und der stundenlangen geraden Straße zu Wagen nach Colico, von wo nicht, wie jetzt, ein Dampfschiff, sondern eine große Ruder= und Segelbarke in 14 Stunden die Verbindung mit Como vermittelte. Der Mond stand hoch am Himmel, übergoß mit magischem Licht die zauberischen Seegestade und warf anderer= seits seinen Schein auf das sonderbare Leben unseres Schiffes. Man hatte auf das Oberdeck Matratzen gelegt, auf denen neben uns Kapuziner, Militär, Viehhändler, Marktweiber und sogar einige kurzbeinige Vierbeiner sich hinstreckten. Der taktmäßige Schlag der Ruder, die in unbekanntem Dialekt geführten Wortwechsel,

---

[1]) Vulkanische Spalte oder Höhlung.

unterbrochen von schnarrenden und grunzenden Tönen, erregte die nach Italien dürstende Phantasie, so daß ich kein Auge schließen konnte.

In Como war unseres Weilens nicht, denn v. Buch drängte nach Lugano, als dem wichtigsten Punkt unserer ganzen Reise. Dort nämlich trat unter den dolomitischen Kalkfelsen des S. Salvatore rothe und schwarze Porphyrmasse zu Tage, auf deren Erscheinen der geniale Geologe großentheils seine Erhebungstheorien der Berge gründete. Leider erschienen uns die Verhältnisse nicht so überzeugend und auseinandergelegt wie ihm. Von Lugano kehrten wir ohne Halt über den Monte Cenere und den Gotthard nach Luzern zurück, nach einer Abwesenheit von vollen sechs Wochen.

Natürlich hatte das Zusammenleben mit Herrn v. Buch uns auch mit seinen Eigenheiten bekannt gemacht: er war in der That in seiner Lebensweise ebenso genial als in seiner Wissenschaft. Studer hatte seinen bewährten Träger Glaus aus dem Simmenthal bei sich, ich trug nach Studentenart mein Ränzchen. v. Buch sandte seine Effekten oft 10 bis 12 Tage voraus und wanderte leichten Fußes in einer wahren Visitentoilette mit schwarzem Cylinder, feinem schwarzem Frack, in dessen einem Schooße ein Hämmerchen und eine Bürste steckten und in dem andern ein Nachthemd, und schwarzen, feinen Salonschuhen. Die letzteren waren Gegenstand vieler Sorge. In kurzem waren sie durchgetreten, und da v. Buch nichts sagte, mußte Glaus sie Nachts unter dem Bett weg stehlen und einen Calzolajo drangsalieren, sie bis zum Morgen wieder zu besohlen.

Auf dem Marsch wurde kein Wort gesprochen, vielmehr eilte Buch einige 100 Schritte voraus, ohne Unterbruch nach rechts und links spähend. Einmal entschwand er uns, und wir fanden ihn obnmächtig hinter einem Busche. Doch erholte er sich bald und nahm wieder seinen Vorsprung. Erst Abends, wenn ge-

rastet wurde, löste sich seine Zunge, und sein Mund floß über von Beobachtungen, die uns entgangen waren, von scharfsichtigen Bemerkungen, theoretischen Sentenzen, untermischt mit ohne Lächeln hingeworfenen Berlinerwitzen. Er wurde dann der liebenswürdigste Gesellschafter.

Wiewohl später meine Wege eine ganz andere Richtung nahmen, bewahrte mir Herr v. Buch doch eine freundliche Gesinnung. Er kam einige Male nach Zürich, wo er Escher v. der Linth, Oswald Heer und Ferd. Keller kannte. Wir führten ihn, um einige Stunden in der schönen Natur zu verplaudern, auf den Uto und kehrten mit etwas schweren Füßen Arm in Arm, wie Handwerksburschen, nach der Stadt zurück. Das letzte Mal, als er Zürich verließ, nahm er den Postwagen, in dem er den 6. Platz zwischen fünf alten Damen erhielt. Er sagte beim Abschied: „Bin ich nicht zu beneiden? ich sitze zwischen Rosenbüschen“.

Den zweiten Winter nach Hofwyl brachte ich in Genf zu in der Absicht, theils mein verlornes Französisch wieder zu erneuern, theils die Celebritäten der Genfer Akademie zu hören. Ich besuchte die Kollegien des älteren Maurice über höhere Mathematik, des jüngeren über Astronomie, des Herrn Necker de Saussure über Geognosie, des Herrn Decandolle, dessen Vortrag sich durch Schönheit und Vollendung der Darstellung auszeichnete, über vergleichende Anatomie, endlich des Herrn Auguste de la Rive über Physik; letzterem bin ich damals und seither zu großem Dank verpflichtet gewesen. Die Studierenden durften den Sitzungen der Société de Physique beiwohnen, in denen die Mitglieder die Resultate ihrer Untersuchungen darlegten und erklärten. Auch die Studierenden bildeten einen Verein, in den ich mich aufnehmen ließ, zur Uebung in eigenen Forschungen und bezüglichen Vorträgen. Ich sollte gleichfalls mein Schärflein beitragen und arbeitete eine kleine Abhandlung aus über die Qua-

teronen, Bildungen der Gegend von Genf; doch hatte ich den Muth nicht, sie vorzutragen, und sie liegt noch heute unberührt zwischen meinen Papieren.

Wie jeder andere Schweizer mußte ich auch meine Militärpflicht erfüllen. Ich wurde gleichzeitig mit einem Vetter aus Bern zum Genieaspiranten aufgenommen und besuchte in Folge dessen zweimal die Thunerschule. Wir hausten zusammen und theilten unsere Leiden und Freuden. Er war an allgemeiner Bildung überlegen, während mir in den mathematischen Fächern der Vorrang zukam. Die Schule stand unter der Leitung des Generals Dufour, der trotz minutiöser Strenge sich durch sein gerechtes und menschenfreundliches Wesen die Liebe und Achtung all seiner Untergebenen erwarb, ein Verhalten, das ihn später zum populärsten aller schweizerischen Offiziere machte. Er selbst dozirte zwei Fächer, das Festungswesen, in dem sich auszubilden er in den Napoleonischen Diensten vielfach Gelegenheit gehabt hatte, und zweitens die Taktik und Strategie, die er auf merkwürdige Grundregeln zurückzuführen wußte. Mir war er freundlich gewogen, da ich gute Zeichnungen leistete, Redouten ordentlich aussteckte und kleine Militär-Brücken baute, was die Mißgunst eines Mitschülers in dem Grade weckte, daß ich meine vermeintliche militärische Ehre durch ein Duell retten zu müssen glaubte. Es gelang meinen Kameraden, den Handel zu schlichten. Den Schluß der Schule bildete sodann gleichsam als gymnastische Uebung eine Recognoscirung zu Fuß ins Gebirge. Vom St. Gotthard überstiegen wir auf kaum zugänglichem Pfade die wilden Felsgebirge zwischen dem Bedretto- und Vercascathale im Kanton Tessin. Nie trat mir die Gefahr des Schwindels so drohend vor die Augen als auf dieser Reise, als wir über einer schwankenden Tanne balancirend einen tosenden Bergstrom überschreiten mußten.

Nachdem die Militärschule überstanden, wurde ich zum

Lieutenant befördert, einem Rang, dessen ich mich wenig befähigt fühlte; denn wäre ein Aufgebot ergangen, ich hätte, trotz meinem theoretischen Wissen, den Anforderungen eines Offiziers kaum genügen können. Mein rasselnder Säbel an der Seite mahnte mich beständig daran, daß ich im Reiten ein Stümper sei. Ich hatte freilich in Genf die Reitschule besucht, sie aber nach einem üblen Sturz bald wieder verlassen.

Jetzt drängte sich von neuem die ernste Frage der Berufswahl in den Vordergrund. Mein guter Vater erklärte meinem Bruder und mir, daß er nicht reich sei und daß wir beide, wie er selber genöthigt gewesen, unser eigen Brot würden verdienen müssen; mir insbesondere sagte er, fern wie er der Naturwissenschaft stehe, könne er mir keinen Rath ertheilen und erwarte einen gütigen Entscheid von meinem Freund B. Studer. Dieser stimmte entschieden für das Bergwesen, weil in der ganzen Schweiz, mit Ausnahme des Salinendirektors Charpentier in Bex, kein einziger geschulter Bergmann zu treffen, daher keine Konkurrenz zu befürchten sei, und er rieth mir, zu Hausmann nach Göttingen zu gehen, unter dem er selbst seine Studien begonnen hatte. Meine Eltern freuten sich dieses Entscheides, da auch mein Bruder in Göttingen Jura studierte und wir daher zusammen leben konnten.

Dem Gesagten zu Folge wurde Herr Hausmann in Göttingen mein Lehrer par excellence. Hausmann, eine lange, ernste Erscheinung mit Brille und Sammtkäppchen, war gegen die wenigen eifrigen seiner Zuhörer sehr freundlich gesinnt und unterstützte sie, wo er konnte. Zur Erläuterung der theoretischen Lehren schloß das Semester mit einer Harzreise. Man zog, 60 oder 80, singend und jubelnd von Göttingen aus; doch verminderte sich die Legion von Station zu Station, bis auf der Kuppel des Brockens nur noch 4 bis 5 Schüler den Lehrer umgaben. Erst dann begann die wirklich nützliche, lehrreiche Wanderung, die

nach Goslar, ins liebliche Selkethal, nach der Roßtrappe bei Blankenburg reichte. Ein junger Beust, Bruder des spätern Ministers, eine feine, sinnige Natur, ein junger Brandis aus Hessen mit gradem, offenem Gesicht, ein Graf Fürstenberg, den seine Besitzungen zum Studium nöthigten, waren meine Gefährten.

Später unternahm ich noch auf eigene Faust eine Reise in den südlichen Harz. Doch entsinne ich mich klar nur noch zweier Dinge: meines vor mir her trabenden Trägers, eines verschrumpften Bergmannes mit großem, abgestoßenem Cylinder, einer furchtbaren Ulmerpfeife und schweren Kothstiefeln, und — als ganz abweichendes Bild — der prachtvoll domartigen Buchenwälder auf dem Wege nach Bernburg, in denen ganze Rudel von Rehen uns neugierig anguckten, um sogleich in raschem Fluge davon zu eilen.

Bruder und ich hielten uns fern von den Kneip- und Prunkgelagen so vieler Studenten und schlossen uns an die Basler und Berner an, denen Göttingen als die einzige des Patriziates würdige Hochschule galt. Abends, nach Schluß der Vorlesungen, vereinigte man sich in voller Philisterweise zum Thee, schönen Kirschkuchen und einem unschuldigen Boston oder Whist. Freilich spielten auch die langen Pfeifen mit Porzellankopf ihre Rollen, deren Gebrauch mir aber nie zusagen wollte. Die Seele dieser gemüthlichen Abende, an denen dennoch viel disputirt und discurrirt wurde, war der dicke Mathematiker Rudolf Merian, Bruder Peters, und später Professor in Basel, der ein Comptoir in Paris verlassen hatte, um seiner Lieblingswissenschaft zu leben; er sprudelte förmlich von Witz und Humor. Des Sonntag Nachmittags wurde nach einer nahen Mühle ein Ritt unternommen, bei dem ich weislich das zähmste Thier auswählte, dennoch aber bei jedem starken Trab im Sattel zu tanzen begann.

Mit wahrer Freude verfolgte ich während drei Semestern die bergmännischen Studien; da machte ihnen ein Brief meines

guten, für mich stets besorgten Vaters ein Ende. Nach vielen Nachfragen hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß in der Schweiz für den Bergmann absolut keine Aussichten bestehen. Es fehlte an geregelten Berg- und Hüttenwerken, und die wenigen, die da waren, standen im Begriff, unter der Konkurrenz der besser begabten Nachbarländer unterzugehen. Was konnte solchen Thatsachen entgegen gestellt werden?

Wie ich in wichtigen Fragen überhaupt nicht lange zögerte, war mein Entschluß bald gefaßt; ich brachte meine Neigungen zum Schweigen und sprang auf einen andern Beruf über, den des Civilingenieurs. Da jedenfalls fehlte es nicht an günstiger Aussicht, denn es war in der Zeit, wo in der Schweiz die Epoche der großen öffentlichen Arbeiten blühte, der gewaltigen Bergstraßen, der Stein- und Eisenbahnbrücken, der Flußkorrektionen u. s. w. Um für den neuen Beruf gleich das Beste zu wählen, bestimmte mein Vater Paris als den Ort meiner Studien. Keine Bildungsanstalten standen damals höher als die polytechnische und die Applikationsschule Frankreichs, aus deren Schooß die Mehrzahl der ersten Gelehrten, Ingenieure und Generäle hervorgegangen war. Also siedelte ich nach einigen in der Heimath verbrachten Wochen, ausgerüstet mit einigen Empfehlungen und zahllosen Erwartungen, nach der Weltstadt über.

4. Paris.

Bei meiner Ankunft in Paris erwartete mich eine arge Enttäuschung.

Durch die Militärkapitulationen war der Schweiz das Recht auf einige Plätze in der polytechnischen Schule zugesichert und zwar mit allen Berechtigungen und Vergünstigungen, deren sich der Franzose erfreute. Mit der Aufnahme in die Schule war sogar die Möglichkeit des Eintritts in den Staatsdienst verbunden.

Zu meiner Zeit genossen zwei Schweizer der deutschen Schweiz diese Vortheile. Der erste, Fritz Sulzer von Wart, war in Hofwyl mein jüngerer Genosse gewesen. Er wurde später in Zürich Kantonsingenieur und rückte unter der konservativen Regierung, die dem Straußenhandel folgte, bis zum Regierungsrathe vor; der zweite, Gruner von Bern, trat in französischen Staatsdienst als Mineningenieur und zeichnete sich so aus, daß er zum Professor für Hüttenkunde an der École des Mines ernannt wurde. Merkwürdiger Weise huldigten beide einer strengen religiösen Richtung, während viele Polytechniker sich an dem freien Nachmittag durch ein ziemlich ausgelassenes Leben bekannt machten. Dessen ungeachtet blieben jene beiden ihres musterhaften Benehmens und ihres hohen Ranges wegen in der Klasse unangefochten.

Meine Wünsche zielten nach einer solchen Stellung, womit die Theilnahme an den beständigen Repetitorien, an den Prüfungen, den Uebungen und Aufgaben, endlich die Benützung der Laboratorien und Sammlungen verbunden war. Selbst der Eintritt in den Staatsdienst war den Schweizern geöffnet. Da zeigte sich leider, daß meine 21 Jahre um 2 Jahre das Alter der Aufnahme überschritten. Alles, was Minister Tschann, ein Freund meines Vaters, erlangen konnte, war die Zulassung als Auditor zu den Vorlesungen. Damit verlor ich den besten Antheil der Bildung, den ich selbst durch den angestrengtesten Fleiß nicht zu ersetzen vermochte.

In anderer Hinsicht war natürlich meine freiere Stellung weit angenehmer als die eines Schülers. Die in der Nähe von St. Geneviève gelegene École polytechnique, war, wie die École du Génie im Marais, eine ungemüthliche Kaserne; beide standen ganz unter militärischem Regiment. Die jungen Leute trugen die Uniform, wenn sie ausgiengen, mit Zweispitz und Degen. Mit Trommelschlag wurde zum Morgen- und Abendappell und

zu den Malzeiten gerufen. Ihr ganzes Wesen im Hause wurde streng kontrollirt, selbst in den Vorlesungen war ein Aufseher anwesend, der, Bleistift und Papier in der Hand, jede Unregelmäßigkeit im Verhalten der Schüler aufzeichnete. Um so auffallender war es, daß sich die Schule um das Treiben der jungen Leute in den freien Nachmittagen nicht im geringsten bekümmerte.

In den Hörsälen mit steil ansteigendem Amphitheater saßen wir Externen — außer mir standen ein Solothurner und zwei Brasilianer in gleicher Stellung — oben hinter den Schülern. Zu unterst nahm der nachmalige Duc d'Orléans Platz, dem sein Vater, Louis Philipp — damals nur Herzog — eingedenk seines einstigen Aufenthaltes als Präceptor in Reichenau, eine möglichst sorgfältige Erziehung zu geben suchte. Der Vorlesungen waren im Tag nicht mehr als drei, die häufig $1^1/_2$ Stunde einnahmen, indem das Pensum jeder Stunde durch ein Programm vorgeschrieben war. Die Professoren standen außer der Prüfung in keiner Verbindung mit den jungen Leuten, indem die Hauptarbeit besonderen Repetitoren zufiel, die den ganzen Tag beschäftigt waren.

Die Professuren und Examinatorenstellen galten als eine wissenschaftliche Auszeichnung. Sie waren hoch besoldet und wurden stets mit Sommitäten der Wissenschaft besetzt. Es war mir vergönnt, folgende Männer zu hören: 1) Arago, den feurigen Redner, der uns sein Lieblingsfach, die Himmelskunde und die Maschinenlehre, vortrug; 2) Dulong, den ruhigen und gründlichen Physiker, der bemüht war, die exakten Begriffe in das Experiment einzuführen; 3) den berühmten Poisson, der theoretische Mechanik lehrte; 4) Cauchy, der Differencial-Rechnung
5) den scharfsinnigen Cuvier über Brücken-, Straßen-
nenbau.
vill ich noch anführen, welche Professoren ich an
'alten hörte: An der Sorbonne Pouillet für Physik;

sein angenehmer, von schönen Experimenten unterstützter Vortrag verschaffte ihm stets ein sehr zahlreiches Auditorium. Am Collège de France hörte ich wieder Cauchy, sodann Regnault, den experimentellen Begründer der heutigen Tags die ganze Physik beherrschenden Wärmetheorie. Herr de la Rive hatte mich ihm empfohlen, und er zeigte mir in Sèvres, wo er die Stelle eines Direktors der Porzellanfabrik einnahm, seine großartigen Apparate. Im Jardin des Plantes besuchte ich den Modekurs, den der ehrwürdige Cuvier über die Geschichte der Erde gab und an dem mehrere hundert Personen beiderlei Geschlechts bis zu den höchsten Ständen Theil nahmen. Endlich nahm ich in Verbindung mit einem jungen Lausanner Privatstunden für transcendente Mathematik bei dem Akademiker Sturm. Er trug seinen Namen nicht vergeblich; denn wir fanden ihn gewöhnlich im Bett; und wenn er mit verschlafenen Augen und verworrenem Haar hinter dem Vorhang hervortrat, führte er uns auf nicht immer klaren Wegen in die Wolkenregion der Wissenschaft.

Man sieht, an wissenschaftlichen Vorlesungen hat es mir nicht gefehlt, wenn nur mein löcheriges Gedächtnis den kleinsten Theil des Inhaltes bewahrt hätte. Auch fehlte meiner ganzen Bildung die praktische Seite, welche nur durch wirkliche Anstellung bei größeren Arbeiten zu erlangen ist.

Ich benutzte nebenbei jede Gelegenheit, mir nützliche Kenntnisse zu sammeln. So besuchte ich nicht selten als tolerirter, lauschender Zuhörer die Sitzungen der Academie des Sciences, wo sich die Nestoren der Wissenschaft, jeder an seinem Tischchen sitzend, einfanden und nicht selten gemüthlich einnukten, wenn ein junger Lecteur seine allzu langweiligen Memoires vorlas. Als ich später im Leben — 1863 — mit Professor Wild, jetzt in Petersburg, zur Feststellung unserer Maße und Gewichte nach Paris gesandt wurde, wies man uns in der Mitte der hohen Versammlung selbst Ehrenplätze an, die mich im Gefühl

meiner Unwürdigkeit wirklich beschämten. Häufig wanderte ich nach der Ecole des Arts et Métiers. In den Gobelins hörte ich einmal einen begeisterten Vortrag des jetzt 100=jährigen Chevreuil über Farbenwirkung und Farbenharmonie. Endlich muß ich noch der reichen Sammlungen des Jardin des Plantes erwähnen, die ich leider aus Mangel an Zeit wenig benutzte.

Da die Woche hindurch meinen Liebhabereien Schweigen geboten war, machten sie sich an den Sonntagen um so lauter geltend, zumal ihnen von außen kräftige Aufmunterung zu Theil wurde in Form einer Empfehlung, die ich an Herrn Ad. Brongnard, Professor der Geognosie, erhielt. Brongnard, ein kleiner lebendiger Mann, öffnete seinen Salon den Sonntag bis 5 Uhr Abends den Freunden der Wissenschaft, und mir ward da die Gelegenheit, den wissenschaftlichen Erörterungen der Tagesfragen zu horchen. Es fanden sich da ein: Ad. Brongnard, der Sohn, dem man die Kenntniß der fossilen Pflanzen Frankreichs verdankt; Audouin, Professor der Zoologie im Jardin des Plantes, und Dumas, der berühmte Chemiker, den später Napoleon III. seiner schönen Erscheinung, schönen Sprache und schönen Denkweise willen zum Ministre de l'Instruction publique erhob. Ferner erschienen der sinnreiche Forscher Milne Edwards, die Geologen Bertrands, Boué ꝛc. Am Salon anstoßend waren die schönen Sammlungen Brongnards gut geordnet aufgestellt und der liberalsten wissenschaftlichen Benutzung preisgegeben. Ueber alldem waltete eine Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit des Besitzers, wie man sie nur in Frankreich trifft.

Der Geologie wurde auch mancher schöne Sonntag gewidmet. An der Hand des vortrefflichen Werkes Brongnards zogen wir, Freund Auguste de Montmollin von Neuchâtel und ich, mit Hammer und Tasche aus und besuchten die interessantesten Gruben und Steinbrüche der Umgegend. Ich zeichnete Schichtenprofile

und sammelte emsig Petrefacten der Kreide und des Grobkalkes, die noch heut zu Tage im Berner Museum paradiren.

Zur Förderung der Kunst blieb wenig Zeit. Zwar zeichnete ich meine Landschaften oder Marktgruppen in mein Skizzenbuch, die keinen andern Anspruch als treue Wiedergabe hatten. Ich nahm indessen einige Stunden beim bekannten Maler Aubert, um die Behandlung des Pinsels zu lernen. Da trat klar hervor, was ich längst geahnt, daß sich meine Malerei nur zur Sepia, nie aber zur Farbengebung erheben könne. Meine Augen litten in gewissem Grade unter dem Fehler, den man Daltonismus nennt, und wußten grün nicht von braun und rosa nicht von gelb zu unterscheiden. Dagegen besaß ich, ohne mich dessen rühmen zu wollen, den Formensinn in einem hohen Grade der Schärfe. Ueber Gestalt und Größe der Gegenstände, über Entfernung und perspektivische Verhältnisse irrte ich selten. Jeden Gedanken an eine Künstlerlaufbahn, der bisweilen auftauchte und meinen Anlagen vielleicht besser entsprochen hätte als der Gelehrtenberuf, dem ich schließlich verfiel, mußte ich bei der Unvollkommenheit meines Gesichtes entschieden aufgeben.

Meine Wohnung wechselte ich mehrmals. Erst miethete ich ein charmantes Entresol von zwei Zimmern mit meinem Bruder auf der Insel de la Cité gegenüber dem Pont neuf in einer besonders heiteren Lage, die den ernsten Studien nicht günstig war. Die Gegenwart meines Bruders war für mich der Anlaß, einige der glänzenden und merkwürdigen Salons von Paris kennen zu lernen. Wir besuchten mit einander die herrlichen Gallerien des Louvre, des Luxembourg und von Versailles; die schönsten Kirchen, voraus die mächtige Notre Dame, die Theater der Variétés, de l'Opéra comique, de l'Odéon und das Théâtre français, wo wir klassische Stücke von Racine, Molière und Corneille klassisch deklamiren hörten, das Palais de Justice, die Morgue und was sonst Touristen zu sehen verlangen. Später

wollte ich meine Zeit besser als zu solcher Augenweide benutzen.

Nach meines Bruders Abreise bezog ich im Quartier latin ein kleines Logis, aber auch das genügte mir in ökonomischer Hinsicht nicht, indem ich mir vornahm, die früheren großen Ausgaben durch Ersparnisse einzubringen. Ich bezog auf der einsamen Insel St. Louis ein kleines Zimmer im 6. Stock mit steinernem Boden, schlecht schließenden Fenstern und rauchendem Kamin. Mein Schreibpult, eine enge Bettstelle und ein paar Strohsessel bildeten das Ameublement. Die über die ganze Stadt schweifende herrliche Aussicht sollte mich für alles andere entschädigen. Der Winter, den ich da zubrachte, war der mühsamste meines ganzen Lebens. Vom Morgen bis Abend — die Schule ausgenommen — ochste ich an meinem Schreibtisch, während die Kälte ungeachtet des Feuers Finger und Glieder erzittern machte. Selbst in der Nacht war, wiewohl alle Kleider das Bett bedeckten, keine Erwärmung möglich. Die schlaflosen Nächte bevölkerten sich mit Phantomen, von denen ich kaum wußte, ob sie Trug oder Wahrheit seien. Fassungskraft und Gedächtniß entschwanden mir vollends, und ich war nahe daran, stumpf- und irrsinnig zu werden. Der Entschluß, in ein anderes Quartier und unter die Menschen zurück zu kehren, wurde zur absoluten Nothwendigkeit.

Ich kehrte ins Passage du Commerce zurück und blieb daselbst, so einfach wie möglich lebend, bis zu meiner Abreise von Paris. Neben mir wohnten einige andere nette junge Leute, die ich zum Theil schon in Hofwyl gekannt hatte. Wir führten da ein dem Studentenquartier entsprechendes Leben. Wir fabrizirten selbst unseren Kaffee, zu dem unsere Wirthin die mit Mehl verdickte Milch lieferte. Wir wanderten nach unseren entfernten Vorlesungen, indem auf dem Wege die Schaufenster der Antiquaren- und Naturalienhändler begafft wurden, und fanden uns bei einem

bescheidenen Restaurant, wo Essen — Caraffon et pain à discretion — 1½ Fr. kosteten. Der Abend wurde entweder arbeitend zu Hause oder mit einigen Freunden oder zur Seltenheit in höherer Gesellschaft zugebracht.

Wir Berner — als solchen betrachtete ich mich damals noch — bildeten in Paris eine kleine, wechselnde Kolonie. Ich begegnete den Hofwylerfreunden C. Fischer von Oberhofen und Carlo Leutwein, beide eifrige Botaniker, C. v. May, der trotz seines Stelzfußes ein wüthender Reiter und wilder Geselle war, dem phlegmatischen J. Wagner, meinem Mitstudenten in Göttingen, der alles und nichts studirte, dem immer eleganten Diesbach, der sich seines Erfolges in den hohen adeligen Kreisen rühmte, C. L. v. Wattenwyl und anderen mehr. Man versammelte sich bei v. May, der das größte Zimmer und das wirksamste Glutkamin hatte, man plauderte von Bern und von den Tagesergebnissen, rauchte, wem es zusagte, schlürfte schwarzen Kaffee und schloß den Abend mit einer Whistpartie. v. Wattenwyl rühmte sich beständig seiner Menschenkenntniß und Schlauheit, daher konnten wir andern uns einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, als es geschah, daß der schlaue Fuchs, von seinem Banquier durch das Palais royal heimkehrend, seine Rocktasche des Portefeuilles mit Fr. 1000 Inhalt entledigt fand. Der Taschendieb wurde nicht erhascht.

Was mich betrifft, so kam ich ein einziges Mal mit einem solchen Herrn in Berührung. In Mitten eines Menschengedränges fühlte ich eine fremde Hand in meine Seitentasche dringen, ich konnte sie packen und un voleur rufen, worauf der Kerl, ein Parisergauner ärgster Sorte, gepackt und auf die Polizei geführt wurde. Da suchte er die Rolle eines Stummen zu spielen; man öffnete ihm aber mit Gewalt den Mund und fand denselben mit schmutzigen Kupfersous und einigen Franken und Thalern gefüllt.

Von den berühmten Parisersalons, in denen die höchsten

Interessen der Litteratur und Politik besprochen wurden, habe ich einen einzigen kennen gelernt; denn die einzelnen Einladungen bei den Montbrets und bei General Caffarelli, dessen Sohn in Hofwyl erzogen wurde, fallen nicht in Betracht. Hingegen hatte mir eine Freundin meiner Mutter eine Empfehlung an Frau von St. Aulaire mitgegeben, die mir im Winter auf jeden Mittwoch die Thür ihres Salons öffnete.

Der Marquis von St. Aulaire, der mir fern blieb, gehörte zu den Sommitäten des Centre gauche, welch' letzteres später, Dank seinen vielen Kapazitäten, die Hauptstütze des orleanistischen Königthums wurde. Er selbst bekleidete später die wichtigen Aemter eines Botschafters, erst in Konstantinopel, dann in London. Frau von St. Aulaire, auf ihrem Sopha mit Brodiren beschäftigt, empfieng auf die anmuthigste und liebenswürdigste Weise. Indeß fanden sich selten Damen ein, während Herren in großer Zahl ein- und ausgingen. Nachdem sie sich einige Minuten mit der Dame des Hauses unterhalten, traten sie in Gruppen zusammen und besprachen, bald flüsternd, bald in Exklamationen ausbrechend, die Kammersitzungen und die aufregenden Ereignisse, welche den Sturz Polignacs und damit des alten Bourbonenthrones vorbereiteten.

Meine ziemlich langen Ferien brachte ich meist im Elternhause zu, doch fand ich daneben Zeit zu zwei Reisen nach dem Norden und nach dem Süden Frankreichs, die mir reichen Genuß und auch manche Belehrung brachten. Die erste ging in Gesellschaft der beiden Freunde Fischer und Leutwein nach der Küste der Normandie; sie beabsichtigten die Pflanzen des Meeres, ich, Schnecken und Petrefakten zu sammeln; wir waren in der glücklichen Stimmung leichtsinniger Burschen, die alles muthig angreifen und sich von keinerlei Abenteuer anfechten lassen.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen in Rouen, um den prachtvollen Dom zu sehen und die merkwürdigen Kreidepetre-

fakten der unteren Kreide zu sammeln, fuhren wir in kleinem Dampfschiff die Windungen der Seine hinab und waren froh, Havre zu erreichen, da unsere Magen beim Austritt in die offene See wie das Schiff selbst zu tanzen begannen. Wir blieben nicht lange in der zweiten Handelsstadt Frankreichs, sondern ließen uns bald nach dem bekannten Seebad Honfleur hinüberfahren, von wo erst die eigentliche naturhistorische Reise beginnen sollte.

Die Normandie, oder näher bezeichnet, das Departement du Calvados bildet ein hügeliges Hochland, das auf eine Länge von mehr als 20 Stunden mit einer steilen Felswand nach dem Meer abbricht. Caen und Bayeux sind die Hauptorte. Jene 6—800 Fuß hohen Felswände, die Falaises, durch die Angriffe der See stets untergraben und erneuert, sind unzugänglich bis auf wenige, oft Stunden auseinander liegende Schluchten, durch welche die Fischer zu ihren Nachen herab steigen. Keiner von uns hatte noch das Meer gesehen. Verwunderung und Entzücken ergriff uns bei dem Anblick, einerseits der unendlichen dunklen Flächen unter unsern Füßen, auf welchen die langen weißen Schaumwellen heran rauschten, um sich an den Klippen mit Krachen zu zerschellen und haushoch empor zu spritzen; andererseits des Himmelsgewölbes, an dem schwarze, zerrissene Wolken emporwuchsen, die da und dort mit leuchtenden Blitzen auf einander stießen.

Der vielgestaltete Strand und die zerfallenden Felswände bieten dem Botaniker und Geologen eine interessante Ausbeute. Erstere besonders sind das treue, mustergültige Abbild englischer Küsten und eine seltene Fundgrube der Fossilien des mittleren und unteren Jura.

Wenn wir während des Tages unsere Büchsen und Säcke vollgepfropft, kehrten wir mit einem Wolfshunger nach unserem Hauptquartier Dives zurück, wo dann erst die Arbeit des Ein-

legens, Putzens und Ordnens begann. Wir hatten ein großes Zimmer, das einzig verfügbare im Haus, mit drei Betten, und legten darin auf Brettern und Tischen unsere Schätze auseinander. C. Fischer hatte namentlich viel zu thun, seine mehr als 20 Fuß langen Tangblätter zum Trocknen auf Schnüren hin und her zu winden. Man kann sich denken, in welcher See- oder Jodatmosphäre wir schlummerten, ohne uns in unserer glücklichen Stimmung im geringsten darüber zu ärgern.

Das geschah ebensowenig bei manchen kleinen Widerwärtigkeiten, die uns begegneten. Einmal dachten wir weiter zu ziehen. Wir hatten einen Esel gemiethet, der mit unsern Reichtümern beladen wurde. Es regnete stark, wie leider häufig auf unserer Reise, und daher spannte Freund Fischer zum Schutze seiner Pakete von Fließblättern seinen großen Schirm über das Ganze. Da kam ein heftiger Windstoß, der den Schirm wegriß und in die Weite trug; darüber erschrak unser Langohr, warf seine Last ab und rannte seinerseits in die Weite; es war recht schwer die Flüchtlinge wieder alle zusammen zu bringen. Ein ander Mal vergaßen wir uns beim Sammeln unten an der Falaise; da plötzlich erkannten wir am Steigen der aufeinander folgenden Wellen, daß die Fluth, welche an dieser Küste auf 15 Fuß ansteigt, mit Macht herannahte. Wir waren wohl 1/2 Stunde von der nächsten Schlucht entfernt und eilten nun über Stein und Klippen nach der rettenden Stelle, wo wir jedoch bis an die Hüften gebadet eintrafen.

Das wichtigste Abenteuer traf uns aber in Bayeux. Von einer Wanderung an der Küste zurückkehrend, bemerkte Leutwein, daß ihm seine Tasche fehle, in der sich seine Baarschaft und meine goldene Uhr, die stille gestanden war, befanden. Wir erinnerten uns, an einer Stelle gerastet zu haben, die bereits von der Fluth überdeckt war, und hielten die Tasche für verloren. Zur Vorsicht ließen wir immerhin folgenden Tags — da Jahrmarkt war —

die Sache mit Trommelschlag verkünden, zumal es hieß, ein Fischer möchte sie gefunden haben. Wir warteten zwei Tage; da aber niemand sich meldete, reisten wir ab, betroffen über den Verlust. Da geschah es, daß nach acht Monaten Jemand an meiner Zimmerthür in Paris klopfte. Es war eine in normännischer Tracht mit hoher Spitzenhaube geschmückte Dame, die mir die verlorene Tasche mit vollständigem Inhalt entgegenhielt. Der Wirth in Bayeux, dem wir natürlich unsere Adresse hinterlassen hatten, bemerkte mehrere Wochen nach unserem Besuch in der Trinkstube einen Menschen mit einer umgehängten Tasche, die offenbar nicht ihm gehören konnte. Er nahm ihn ins Nebenzimmer, drehte den Thürschlüssel und nahm ihn unter Androhung der Polizeianzeige ins Verhör. Der Mann, ein Fischer, bekannte, sie am Meere aufgehoben und den Verkauf derselben beabsichtigt zu haben. So gelangten wir auf gewiß merkwürdige Weise, die von der Ehrlichkeit dieser Leute Zeugniß giebt, wieder zu unserer Sache.

Die zweite Reise, nach Lyon, Montpellier, Toulon, Bordeaux, hatte einen ganz andern Zweck, der meinem Vater am Herzen lag. Unsere Familie bewohnte — bevor sie vor den Verfolgungen, welche die Aufhebung des Edikts von Nantes hervorrief, sich nach der Schweiz flüchtete — das Städtchen Maz d'Azil, Departement d'Ariège. Seit jener Zeit hatte kein Mitglied unserer Familie dies erste Vaterland wieder betreten, und es verlangte uns alle, wenigstens eine Vorstellung von seinem Aussehen, vielleicht auch Spuren über die damalige Stellung der Mousson zu erhalten. Die Reise war mir doppelt willkommen, weil sie mich in den Süden, ein Ziel mancher Wünsche, führte und mir auch für meine Geniestudien die Ansicht mancher wichtigen Bauwerke verhieß.

Von Lyon nach St. Etienne benutzte ich die im Lande üblichen Cariolen. Es sind lange, nach beiden Seiten offene Kasten, ohne Federn auf den Axen ruhend. Die Reisenden, bis 20

an der Zahl, setzen sich Rücken an Rücken auf langen Bänken und jeder sieht zu, wie er auf den unebenen Straßen seinen Platz behauptet. Ueberdieß wurde es Nacht und — wegen der Püffe des Nachbars an Kopf und Ellbogen — eine Nacht ohne Schlaf. Ich blieb einige Tage in dem durch seine Steinkohlengruben und seine Eisenindustrie sehr wichtigen St. Etienne. Dann ging es so rasch als möglich südlich, nach dem Pont du Gard, einem der bedeutendsten Resten Frankreichs aus der Römerzeit, nach Nismes, wo die Maison carrée und andere Resten das Alterthum noch lebhafter zurückrufen, nach Montpellier mit reichen botanischen Gärten und seiner prachtvollen, das Mittelmeer dominirenden Terrasse, endlich nach Cette. Da wird aus Seewasser Salz gewonnen, das einen großen Theil Frankreichs versorgt. Man leitet das Meerwasser im Frühjahr in stundenlange Bassins am Strand, schließt die Oeffnungen und überläßt der Sonne die Arbeit der Abdampfung, welche sonst durch künstliche Feuerung erzielt wird. Ende Sommers wird die Salzkruste abgelöst und in Haufen gesammelt, die der Regen dann auslaugt, d. h. von feinem auflöslichen Kalk und Bittersalzen befreit. Davon bleibt indeß immer ein kleiner Rest, der an dem Feuchtwerden des Salzes erkannt wird.

In Nimes erfuhr ich einen kleinen Schrecken, der mir hintendrein lächerlich erschien. Abends im Gasthof, saß ich, mit einem bescheidenen Talglicht an meinem kleinen Tischchen, mein Tagebuch schreibend, einer weißen Wand gegenüber. Als ich zufällig aufblickte, sah ich 12 Zoll vor meiner Nase einen furchtbaren Skorpion, wie ich noch keinen gesehen und später auch niemals sah, der seine schwarzen Beine und seinen gekrümmten, mit Gifthacken [illegible]en, Schwanz unter dem warmen Kamin behaglich aus[illegible]on dem Gedanken erfüllt, welch' ein angenehmer Ge[illegible] solche Bestie im Bette sein müßte, sprang ich erschrocken [illegible]tief zum Kellner. Dieser lachte mich aus, zog aus

seinem Rocke eine lange Nadel hervor und spießte den armen Teufel in Mitten seines Wohlseins an die Wand.

In Béziers beginnt der einstmals berühmte Canal du Midi, der diesen Ort mit Toulouse, mit anderen Worten das Mittelmeer mit dem atlantischen Ocean verbindet. Der Postdienst wurde durch kleine, von Pferden gezogene Schaluppen vermittelt. Ein halbes Dutzend Reisende, zu denen auch ich gehörte, besetzten die eine, herrschaftliche Kajüte, in der sich jeder bestmöglichst für die Nacht einzurichten suchte. Von Ruhe war jedoch keine Rede, denn in dem anstoßenden, größeren Raume hauste eine Schaar Rekruten, die ihre Stunden mit Singen und Schreien zubrachten und schließlich sogar in unser Zimmer eindringen wollten, was wir aber durch Schließen und Sperren der Thüre verhindern konnten. Am obern Ende des Canals liegt Castel Naudary, von wo mein Weg per Pedes gegen Süden gieng. Maz d'Azil erreichte ich in zwei Tagen. Es ist ein kleines, sauberes, von einem Flüßchen umströmtes Städtchen, das in einem von langen Bergrücken eingefaßten Thale liegt, dessen Abhänge von Reben bepflanzt sind.

Mein erster Gang war aufs Rathhaus, mich nach den Archiven zu erkundigen; doch vergeblich, denn zweimal wurden sie in den Hugenottenkriegen bis auf den Grund vernichtet. Man riet mir den Notar anzugehen, der im Besitz alter Handschriften sein könnte. Wirklich fanden sich in den ältesten Fächern einige Kaufbriefe mit der Unterschrift einer Mlle. Françoise de Mousson, die auszuwandern den Muth nicht hatte. Sie besaß drei Häuser und einige Weinberge und muß eine angesehene Frau gewesen sein. Die Güter meiner Voreltern, so lautet die Ueberlieferung, übernahm ein Herr Dugabey, ein noch jetzt bekannter Name, behielt sie jedoch für sich, ohne meinen Voreltern Rechenschaft gegeben zu haben. Man sagte mir, in der Stadt Foix lebe noch ein Musiker Mousson mit seiner Tochter; allein es schien

mir nicht werth, für eine ganz ungenaue Angabe mehrere Tage zu opfern, da das Ende meiner Ferien vor der Thüre stand. Ich kehrte vielmehr in aller Eile nach Paris zurück.

5. Meine Anstellungen.

Wenige Monate nach meinem Abgang von Paris brach die Julirevolution aus, welche Karl X. aus Frankreich vertrieb und Louis Philipp als König auf den Thron setzte. Niemand konnte voraussehen, welche Folgen diese tiefgreifende Umwälzung für das übrige Europa haben würde, da allenthalben der Unzufriedenen sich viele fanden, die nach Veränderung dürsteten. Um nicht unvorbereitet überrascht zu werden, wurde die Tagsatzung nach Luzern zusammen berufen und mit ihr der eidgenössische Kriegsrath, der aus den Obersten Herzog von Aarau, Hirzel von Zürich, Gingins de Prangin von Waadt, Wurstemberger von Bern und Kriegssekretär Letter von Zug zusammengesetzt war. Von diesen Herren hatte Oberst Wurstemberger, der als Oberstquartiermeister Chef des Geniekorps war, für mich ein besonderes Interesse. Mit meinen Eltern — in der Schoßhalde bei Bern wohnend — stand er auf nachbarlichem Freundesfuß und wählte mich wohl aus diesem Grund zu seinem Adjutanten. Wurstemberger, in dem Niemand einen Militär errathen hätte, war eine kräftige, knollige Figur, mit rundem Kopf, kleinen gescheidten Augen und gutmüthigem Mund. Er verschmähte in seinem Alltagskostüm Hut, Handschuhe und Cravatte zu tragen und kleidete sich in grobes Wollentuch aus dem Frutigthal, wo er Landvogt gewesen war. Er hatte ein unerschöpfliches Gedächtniß, namentlich für Namen und Zahlen, und einen Reichthum des Wissens, welcher in gleicher Weise die Geschichte, die Litteratur und die Naturwissenschaft umfaßte; damit verband sich

noch eine Aechtheit und Treue des Herzens, wie sie selten sich finden.

Wir hatten Anfangs wenig Geschäfte, weßhalb mein Oberst mich Herrn Letter als Sekretär beigab. Ich wohnte manchen Sitzungen des Kriegsrathes bei, und da es an langweiligen Sitzungen nicht fehlte, ließ ich mich verleiten, einige meiner Vorgesetzten, die alle einiger Originalität sich rühmen konnten, zu skizzieren — bis einstmals Oberst Letter, der es bemerkte, mich vor den möglichen Folgen meines Beginnens warnte.

In diesem und dem folgenden Jahr nahm mich Herr Oberst Wurstemberger auf zwei militärische Recognoscierungen mit, die erste, um den Sanetschpaß, der von Gsteig nach dem Wallis führt, die zweite, um den Uebergang des großen St. Bernhard von bloßem Auge aufzunehmen. In dem weiten Kloster des letzteren Passes wurden wir, Dank dem Range meines Obersten, mit Ehren empfangen, in einem Staatszimmer logirt und reichlich bewirthet. Wir brachten da einige interessante Tage zu. Am Morgen zogen wir an unsere Arbeit, die Straße nach Aosta verfolgend oder die umgebenden Berge besteigend. Da geriethen wir denn auch in das Revier der Murmelthiere; die ausgestellten Wächter pfiffen, und die kleine Herde trollte in Eile über die Felsen hinab in ihre Löcher.

Vom St. Bernhard beorderte mich mein Oberst nach dem Ferretpaß, um Thal und Weg zu zeichnen, welche nach Courmayeur hinüberführen. In Martigny zurück, überraschte mich mein freundlicher Chef mit dem improvisirten Vorschlag, einen Sprung nach Chamounix zu versuchen. Zu Pferd ritten wir über den Col de Balme an diesen Ort und kehrten über den Trientpaß am folgenden Tag wieder ins Wallis zurück. Natürlich war es unmöglich, die schönen Einzelheiten des Thales zu sehen, aber schon der Anblick der Tausende von Gipfeln und Nadeln der gewaltigen Montblanckette und der zahllosen Gletscher=

ströme, die ins Thal sich ergießen, war für mich ein unzahlbarer Genuß.

Neben der militärischen Beschäftigung wurde mir von Luzern aus zufällig eine mehr diplomatische zu Theil. Man muß sich erinnern, daß dem Kanton Neuchâtel vom Wienerkongreß eine sonderbare Zwitterstellung angewiesen wurde. Von der Schweiz umringt, theilte er in allen staatswirthschaftlichen und militärischen Angelegenheiten die Pflichten und Rechte aller übrigen Kantone, während die Regierung nicht eine volksthümliche, sondern eine monarchische war, welche dem Haus der Fürsten von Neuchâtel, dermalen des Königs von Preußen, zukam. Zwar wurde das Regiment durch einen aus dem Lande genommenen Vicegouverneur bestellt und weiser geführt als in den meisten andern Kantonen, indem z. B. alle Beamtungen mit Landsleuten besetzt und der Ertrag der Steuern ausschließlich zu nützlichen Werken im Lande verwendet wurde. Allein die Vereine und Feste, an denen die jungen Neuchâteller Theil nahmen, voraus Freischießen und Gesangsfeste, an denen viel politisirt und fraternisirt wurde, ließen ihnen keine Ruhe, und sie arbeiteten ohne Unterlaß an der Befreiung vom fremden Joch.

So geschah es denn, daß nach der Ermunterung, die von der französischen Umwälzung ausgegangen, zwei sehr verschiedene Männer, der Landwirth und Schützenhauptmann Bourquin und Advokat Renard, eine Schaar von einigen tausend jungen Leuten um sich sammelten und zur Vertreibung der Regierung nach der Hauptstadt führten. Oberst Pourtalès, der nur zwei Compagnien Regierungstruppen zur Verfügung hatte, ließ sich durch den Anblick der zehnmal zahlreicheren, doch meist ungeordneten Schaaren schrecken und zog sich, um Blutvergießen zu verhüten, zurück, was den Auszug der Regierung und die Uebersiedlung nach dem Eingang des treuen Val de Ruz zur nothwendigen Folge hatte, wo sie sich in einer uneinnehmbaren Stellung befestigte. In=

zwischen waren die Bourquinisten mit wehender Fahne und klingendem Spiel auf das Schloß in Neuenburg gezogen und bemächtigten sich der Rathsääle, der Archive, der Kanzleien und der Wohnung des Staatskanzlers Montmollin, der, auf seinem Posten verharrend, gefangen genommen wurde.

In ihrer Noth wandte sich die Regierung an die Tagsatzung nach Luzern um Hülfe, und diese beschloß zwei Kommissäre aus ihrer Mitte, den ernsten würdigen Sprecher v. Bernegg und den beredten Laharpe von Lausanne, zur Beilegung der Händel hinzuschicken. Da gerade in Luzern niemand zur Hand war, der beide Sprachen sprach, wurde mir das Sekretariat angetragen, das ich in Erwartung interessanter Erlebnisse mit Freuden annahm. Die Herren Kommissäre etablirten sich im ersten Gasthofe Neuchâtels recht in der Mitte der beiden Parteien, die von den zwei gegenüberliegenden Höhen sich furchtsam beobachteten. Ihre Thätigkeit konnte jedoch nur dann eine wirksame werden, wenn sie von einer respektablen Militärmacht unterstützt wurde. In der That wurden in Aargau und Bern einige Bataillone aufgeboten und unter dem Befehl des Generals Forrer von St. Gallen und des Oberst Saladin von Genf nach Neuchâtel gesandt.

Darin lag aber der Haas im Pfeffer! Forrer hatte sich in den Napoleonischen Kriegen, namentlich im russischen Feldzug, den Ruf eines tüchtigen Haudegens erworben, war hingegen in diplomatischen Dingen ein schwacher Tropf. Statt die Aufrührer mit einem Schlag vom Schloß zu verjagen, was bei der großen Unordnung ein leichtes gewesen wäre, trat er hinter dem Rücken der Kommission mit ihnen in Unterhandlungen, ließ sich von ihnen verstricken und theilweise für ihre Interessen gewinnen. Seine ganze Thätigkeit verlief in friedlichen Militärpromenaden in verschiedene Thäler.

Während der zwei wöchentlichen, fruchtlosen Bemühungen der Herren Kommissäre hatte ich Gelegenheit, so recht in die Mitte

der beiden feindlichen Hauptquartiere zu blicken. Es sollte einmal in größter Eile und größtem Geheimniß eine Depesche nach Vallengin befördert werden. Es war aber kein Bote zu finden, und ich übernahm gern den Auftrag. Es gelang mir auch wirklich, mich durch die Gebüsche durcharbeitend, zum Ziel zu gelangen, ohne daß die zahlreichen Bivouaks und einzelne Wachen am Abhange des Berges mich irgend bemerkt und angerufen hätten. Die königlichen Herren, die im alten Rittersaal des Schlosses an ihren Papieren laborirten, begriffen nichts von meinem plötzlichen Erscheinen und ließen in Folge dessen die Wachen um ihre Burg durch andere ersetzen.

Ein ander Mal hatten die Bourquinisten einen Wagenzug gefangen genommen, der mit Munition, Waffen und Kriegsgeräth in geheimer Weise von der patrizischen Bernerregierung den Monarchisten zugesandt wurde. Im Triumph führten sie denselben auf ihr Schloß. Die Kommission fand, das einzige Mittel, die Wagen vor Plünderung zu retten, bestehe darin, sie als eidgenössisches Gut zu erklären, und so stieg ich denn um Mitternacht, den Weibel mit seinem Mantel und Laterne voran, auf den Schloßberg und bedeckte die Wagen mit eidgenössischen Siegeln. Der herkulische Bourquin in seiner Scharfschützen-Uniform, sowie der schlaue Renard im Banditenmantel und Calabreser-Hut waren zugegen und ließen alles ohne Widerspruch geschehen. Bei dieser Gelegenheit warf ich einen Blick in die Domkirche, wo die große Masse der Aufrührer sich aufhielt und zwar in Gesellschaft ihrer Frauen und Geliebten; die einen schliefen, andere zechten und spielten, noch andere sangen oder zankten sich; es war eine heillose Wirthschaft.

Man weiß, daß, als die eidgenössischen Vermittler Wochen lang ohne Erfolg blieben, der König von Preußen als Gouverneur den General von Pfuel nach Neuchatel sandte, der in wenigen Wochen und mit wenig Bataillonen das ganze Land säuberte und

beruhigte [1]). Freilich wiederholten sich nachher die Ausbrüche der Unzufriedenheit, bis der König endlich nach den Ereignissen von 1856 den großmüthigen Beschluß faßte, dem Lande seinen Willen zu lassen und auf seine Souveränität zu verzichten.

Nach diesen ganz zufälligen militärisch-diplomatischen Beschäftigungen suchte ich in Bern bleibende Anstellung, die mir dann von zwei Seiten zu Theil wurde. Es hatte nämlich die Stadt Bern im Gegensatz zu der etwas radikal gehaltenen Kantonsschule eine konservative Realschule gegründet, deren sehr sorgfältige Leitung großentheils in den Händen meines Freundes Studer und des Kommissärs Wyß lag. Sie verabredeten, mich an derselben als Lehrer der Mathematik an den unteren Klassen anzustellen. Zwar hatte ich nie an eine solche Lehrstelle gedacht, aber doch mehr als genug von Mathematik gehört, um Jungen von 13 bis 14 Jahren die Elemente der Geometrie und Algebra eintrichtern zu können.

Die zweite Anstellung verdankte ich Oberst Koch, einem Bekannten meines Vaters, der Direktor der öffentlichen Arbeiten war. Er verschaffte mir die Stelle als Sekretär seines Departements, eine Stelle, die ganz mit meinen Geniestudien harmonirte. Während meiner neuen Thätigkeit arbeitete ich zwei Projekte aus, das eine zur Korrektion des Sturzbaches, der bei jedem starken Regen die Güter und Häuser von Meyringen mit Schutt zu überdecken drohte, das andere zur Regulierung der Aare zwischen Münsingen und Bern, da sie mit ihren veränderlichen Mäandern den ganzen Thalboden zu überschwemmen drohte. Viele Jahre hindurch vorher und nachher bildete diese Frage eine Sorge für die Regierung und ist noch jetzt kaum vollständig beantwortet.

---

[1]) Pfuel hatte schon im Sommer des nämlichen Jahres 1831 während längerer Zeit als außerordentlicher königlicher Kommissär im Lande geweilt.

Diese meine so erfreuliche Anstellung nahm nach einem Jahre schon ein unerwartetes Ende. Das patrizische Regiment in Bern wurde von den neuen radikalen Ideen mehr und mehr untergraben, bis die Regierung sich von jeder Unterstützung im Lande verlassen sah und auf den Antrag des Schultheiß Fischer den würdigen Beschluß einer freiwilligen Abdankung faßte. Sie that es, indem sie durch einen ausgezeichneten Bericht — gleichfalls des so edel denkenden Schultheiß Fischer — über ihre langjährige sorgfältige Verwaltung vom Volke Abschied nahm.

An ihre Stelle trat nun die Herrschaft der Intrigantenpartei der Gebrüder Schnell aus Burgdorf, die damit begannen, die Beamtenwelt von allen mißbeliebigen Elementen zu reinigen. Zu diesem Zweck wurde ein Eid der Treue und Ergebenheit gefordert, den wir Stadtberner, der Unbill eingedenk, die unserer Vaterstadt geschah, sämmtlich verweigerten. Auch ich wurde meines Postens entlassen.

Was sollte ich nun anfangen? Denn verdienen mußte ich, da ich meinem Vater mit Rücksicht auf seine andern Kinder nicht lästig werden durfte. Erst erwachte der Gedanke, in die Ferne nach Rußland zu ziehen, wo große Arbeiten ausgeführt wurden, zu denen deutsche und französische Ingenieure zugezogen wurden. Der russische Gesandte Krüdener sagte mir seine Unterstützung zu, und überdieß durfte ich auf meine russischen Hofwylerfreunde zählen, von denen einige einflußreiche Stellen einnahmen. Auf B. Studers Rath hin verschob ich indeß die Anhandnahme dieses Projektes, bis ich mich in der Schweiz nach einer Lehrstelle umgesehen hätte, indem gerade damals in verschiedenen Kantonen die Schulen soeben reorganisirt worden waren.

Mit einem Briefe meines Freundes Studer an Hofrath Horner reiste ich zunächst nach Zürich. Horner stand im Erziehungsrath an der Spitze der naturwissenschaftlichen und J. C. v. Orelli an der der philologischen und geschichtlichen Interessen.

An der Kantonsschule waren vier Mathematikstellen offen. Zu derjenigen des oberen Gymnasiums wurde Prof. Raabe aus Wien berufen; die der oberen Industrie-Schule fiel Dr. Gräffe zu, der sich schon am technischen Institut beliebt gemacht hatte; die des unteren Gymnasiums erhielt J. J. Horner; die der unteren Industrie-Schule wurde ausgeschrieben. Unter den drei Bewerbern figurirte auch ich. Der Erziehungsrath beschloß die Wahl von einer in Gegenwart einer höheren Schulklasse und seiner selbst vorzunehmenden Probelektion abhängig zu machen.

Mein Herz klopfte, zumal da das Thema nur wenige Minuten vor der Stunde dem Delinquenten mitgeteilt wurde! Mir fiel die Erklärung der Wurfgesetze zu, an die ich seit Jahren nicht gedacht hatte. Ich stürzte mich mit Wuth mit Differencialen und Integralen — was ganz unnötig war — auf meine Aufgabe und gelangte endlich mit meiner der Parabel folgenden Kunst glücklich an den Boden. Was meine alten und jungen Zuhörer von meinen Deduktionen verstanden, bleibt dahin gestellt; wie dem auch sei, die Mehrzahl des Erziehungsrathes entschied zu meinen Gunsten, trotz der heftigen Opposition des Dr. Keller, des eigentlichen Hauptes der Regierung, der es für eine Schande erklärte, daß Zürich einen Menschen anstelle, welcher der freisinnigen Regierung in Bern Hohn gesprochen habe.

Mit 2500 Fr. Gehalt und 24 Stunden war nicht hoch zu fliegen. An gesellschaftlichen Vereinigungen nahmen wir keinen Theil; ich selbst unterhielt nur die von den kollegialischen Verhältnissen gebotenen Beziehungen, wozu die nicht seltenen geselligen Abende bei Herrn Hofrath Horner die Gelegenheit boten. Da machte ich die Bekanntschaft von J. J. Horner, Raabe, Graeffe, Oswald Heer, endlich von Ferdinand Keller.

Dem letztgenannten seien noch einige besondere Worte gewidmet. Mit Ausnahme der Stunden, welche er dem Unterricht einiger jungen Damen widmete, beschäftigte sich Keller damals

ganz mit physikalischen Dingen. Der Glasblasetisch in seinem Zimmer war mit Künsteleien aus Glas überstellt; er verfertigte Thermometer und Barometer mit ihren Skalen, welche unter den besten Instrumenten dieser Art bestehen konnten, eines sogar mit 30 Pfund Quecksilber, das keiner weiteren Korrekturen bedurfte; er warf sich auf die Galvanometrie, die sich im Aufblühen befand, gründete für die naturforschende Gesellschaft ein System täglicher Witterungsbeobachtungen, die er, freilich mit Lücken, so lange fortführte, bis Professor Melchior Ulrich, der so regelmäßig wie eine Uhr lebte, sie ihm abnahm; endlich redigirte er als Sekretär der Gesellschaft die Berichte über deren Verhandlungen, die in einem öffentlichen Blatte erschienen. Er verließ die Physik erst, als er einsah, daß ohne mathematische Hülfsmittel, die ihm zuwider waren, nicht weiter zu kommen sei. Da erst warf er sich auf Keltengräber und Pfahlbauten, die ihm einen europäischen Ruf erwarben, bewahrte sich aber den Scharfblick, die Kunst der Kombinationen, das Geschick der Auslegung, die ihn vor vielen Antiquaren und Historikern auszeichneten. Später wurde er zeitweise Freund unseres Hauses, denn Niemand wußte den Kindern so drollige Sachen zu erzählen und mit seinem seit einer ungeschickten Operation schief gebliebenem Munde solche Grimassen zu schneiden als er.

Schon ein Jahr nach meiner Anstellung trat auf ganz unerwartete Weise eine etwelche Verbesserung meiner Lage ein. Das kam so: An den beiden oberen Abtheilungen der Kantonsschule lehrte Junker Gottfried v. Escher das Fach der Physik. Er war früher Theologe gewesen und seinem Wesen nach ein ängstlicher, pedantischer Mann, mit leiser Rede, weitschweifigen Erklärungen und ungeschickten Händen, weßhalb er für das Fach sehr wenig paßte. Bei der Gründung der Hochschule sorgte man zuerst und reichlich für die philologischen, geschichtlichen, juridischen und medizinischen Fächer und berief selbst für die Chemie einen Löwig,

einen sehr vorzüglichen Dozenten. Sonderbarer Weise vergaß man aber vollständig die Physik; es war kein Geld mehr da, um einen eigenen Professor zu berufen und eine Sammlung anzuschaffen, und da das Fach doch im Katalog kompariren sollte, wurde an Escher die Aufforderung gerichtet, auch an der Universität die Physik zu doziren. Der Gedanke, vor diese übermüthigen, kritik- und spottlustigen und indisciplinirten Burschen zu treten, war ihm aber fürchterlich, und so kam er mit dem Vorschlage zu mir, unsere Stellen einfach auszutauschen. Der Erziehungsrath willigte ein, und so trat ich in die 4. und letzte Laufbahn meines noch nicht langen Lebens ein. Ohne Zweifel war der Schritt ein arges Wagniß; denn wiewohl ich mit Freuden in Genf und Paris Physik gehört, hatte ich nie darüber nachgedacht, mich nie damit beschäftigt, nie ein Laboratorium besucht. Muthig betrat ich, auf meinen guten Stern hoffend, das neue Gebiet.

Bei den miserablen Verhältnissen, unter welche die Physik gestellt war, konnte auch nicht viel von dem Dozenten erwartet werden. Zum Hörsaal war ein Zimmer mit niederer, gewölbter Decke angewiesen im Hause „zum Loch“ an der Römergasse. Das Zimmer nebenbei enthielt meinen Schreibtisch, ein großes Gestell für die Instrumente, welche durch einen Vorhang wohl vor den Blicken, aber nicht vor dem Staub geschützt waren, und einen großen Tisch für die Präparationen. Die Instrumente bestanden aus älteren Apparaten der Chorherrnschule und des technischen Instituts und einiger neuerer meines Vorgängers Escher. Die Bezahlung des Abwartes war zu schlecht, als daß man ihn für mehr als einige Stunden des Tages hätte ansprechen dürfen.

Meine Schule im Experimentiren mußte ich teuer bezahlen. An einem heißen Sommernachmittag waren Schüler und Lehrer wenig disponirt die Geister anzustrengen. Ich dachte zur Unterhaltung Versuche im dunklen Zimmer mit Phosphorstücken zu

machen und leuchtende Funken an die Tafel zu zeichnen. Das Stück fiel mir aus der Hand in den Aermel, entzündete sich, verbrannte mir dermaßen die Hand, daß ich zeitlebens einen verkrüppelten Finger behielt.

Durch mein ganzes Leben bin ich stets meine eigenen Wege gegangen und vermochte nie einer Autorität nachzutreten und daher auch nicht für meine Studien ein Schulbuch zu adoptieren. Um vollständige Hefte auszuarbeiten fehlte mir die Zeit. Ich begnügte mich daher, einen ganzen Plan über das Pensum aufzustellen und dann für jede Stunde die Reihenfolge der zu behandelnden Materien zu notieren, die Ausführung und Entwicklung derselben der augenblicklichen Eingebung überlassend. Dabei kam mir eine von Hofwyl datierende Fertigkeit im sprachlichen Ausdruck und meine Uebung im Zeichnen zu statten. In meiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit, wozu mir freilich wenig Zeit blieb, befolgte ich, meines schlechten Gedächtnisses bewußt, zwei Grundsätze, erstens alle Kräfte immer nur auf einen Gegenstand zu konzentrieren, der mich dann Tag und Nacht beschäftigte, bis ich bis auf den Grund geschöpft hatte, und zweitens alles nebensächliche bei Seite zu lassen und vorzugsweise die allgemeinen Standpunkte und die wahren Gesetze hervorzuheben.

Meine Unterrichtsweise behagte allerdings meinen philologischen Kollegen an der Kantonsschule nicht. Sie redeten die jungen Leute, nachdem sie sie mehrere Jahre unter sich gehabt, noch mit „Du" an, ich hingegen, der sie erst im 17. Jahre, nach der
[illegible] erhielt, mit „Sie"; sie folgten dem Prinzip, die
[illegible] ngen mit pedantischen Regeln wie Schulbuben
[illegible] h, dieselben durch neuen Stoff als Studenten zu
[illegible] uziehen. Die Sache kam sogar im Konvent
[illegible] rache; da aber nichts durch die Reglemente
[illegible] lieb ich fest, zumal im Unterricht der Andern

beständig Disziplinarfehler vorkamen, während in meinen Stunden nie etwas Unangenehmes passirte.

Der Gegensatz mit den Philologen trat noch einmal ans Licht, als im Jahre 1842 die neue Kantonsschule ihre zerstreuten Glieder versammelte und der Einzug in das neue Gebäude feierlich begangen wurde. Da war auch der Rektor des Gymnasiums vor den versammelten Staatsbehörden und der ganzen Schuljugend zu einer Rede verurtheilt. Zufällig lag in diesem Jahr die Würde des Rektorates auf meinen Schultern, und so mußte ich mich einer Aufgabe unterziehen, die mir vielleicht die schwerste meines Lebens war. Ich wählte als Stoff: Die Bedingungen, von denen das Aufblühen einer Anstalt, wie die unsere, abhange, und stellte die Ansicht auf, daß der Charakter und die Tüchtigkeit der Lehrer wichtiger sei, als alle Reglemente und die Beschaffenheit der Jugend. Das erschien als eine Idee, die alle Ordnung untergrabe. Als jedoch die Rede gedruckt wurde, erschien die Sache doch weniger arg.

Mein Verhältniß zur philosophischen Fakultät der Hochschule war eigentümlich. Als einziger Repräsentant der Physik sollte ich die Doktoranden der zweiten Sektion examiniren (die Mediziner prüfte in Physik und Chemie Professor Löwig, der Chemiker, und saß daher in der Fakultät), entbehrte aber des Titels eines Doktors, während der Spruch «doctor creat doctorem» an den deutschen Hochschulen ausnahmslose Gültigkeit hatte. Ich war nicht Willens, in meinen alten Tagen noch zu doktoriren, weil ich auf solchen Titulaturen absolut nichts hielt. Da zog sich die Fakultät auf Bobriks Antrag dadurch aus der Verlegenheit, daß sie mir den Titel «honoris causa» ertheilte. Auf diese ziemlich unverdiente Weise trat ich in das unzählbare Heer der Doktoren!

Neun Jahre blieb ich in der bescheidenen Stellung eines Privat-Dozenten an der Hochschule, was ich im Gefühl meiner nur langsam fortschreitenden Befähigung für mein Fach niemandem

verargte. Der Vortrag, durch welchen ich meine Capacität zum Dozenten dokumentiren sollte, handelte vom Wesen und der Entstehung der Nebelbläschen, jener rätselhaften Wasserkügelchen, welche die Trübung der Luft im Nebel bewirken.

Nach jenen neun Jahren wurde mir der Titel eines Extraordinarius ertheilt; und ebenso lange ging es, bis mir derjenige eines Ordinarius zufiel, der mir, wiewohl in wesentlich veränderter Stellung, bis an's Ende meiner Laufbahn blieb.

In den fünfziger Jahren kam der Artikel der Bundesverfassung von 1848 zur Besprechung, welcher die Gründung einer schweizerischen Hochschule oder anderer, ähnlicher Anstalten verhieß. Der Gedanke schien allen Kantonen schön und recht, denen jedoch, die bereits eigene Hochschulen besaßen, nur unter der Bedingung, daß die neue große Anstalt mit der eigenen verschmolzen werde. An dieser Bedingung scheiterte das ganze Projekt, über welches die Bundesversammlung in mehreren Sitzungen hin und her stritt. Da verfielen in einer Nacht Kappeler und andere Ständeräthe, um doch etwas zu retten, auf den Gedanken, den bisher niemand gehabt, an die Stelle der Universität ein Polytechnikum zu bringen. Gleich am folgenden Morgen legten sie den Räthen einen bestimmten Antrag vor, der ohne Widerspruch angenommen und in Vollziehung gesetzt wurde. Der Sitz der Schule wurde nach Zürich verlegt als Ersatz für die Vortheile, welche Bern als Sitz der Bundesregierung hatte. Die Unterhandlungen mit Zürich waren keine leichten, da dieses den weitläufigen Bau übernehmen sollte, aber die Belastung sammt Kosten fürchtete. Man einigte sich endlich darüber, daß ein abgetrennter Theil des Gebäudes die Zürcher Hochschule beherbergen, der andere, viermal größere, dem Polytechnikum dienen sollte. Es wurden Pläne von Professor Semper entworfen, die zur Ausführung gebracht wurden.

Die obere Aufsicht der neuen Anstalt wurde einem schweizerischen Schulrath anvertraut, an dessen Spitze Dr. Kern, der nachherige Minister, als Präsident gesetzt wurde. Dieser, seinem Charakter nach gemäßigte und versöhnliche Herr ließ sich durch den Wunsch leiten, zwischen der Hochschule Zürich und dem Polytechnikum ein freundliches, für beide Theile vortheilhaftes Einvernehmen herzustellen. In dieser Absicht wurden mehrere meiner Kollegen (Raabe, Heer, Escher von der Linth, Kenngott) und ich mit unseren Rechten auf lebenslängliche Anstellung an die neue Anstalt hinübergezogen, ohne Gefährde für unsere Stellung im Senat und in der Fakultät der Hochschule. Kappeler, der Nachfolger Kerns, folgte ganz entgegengesetzten Grundsätzen: er wünschte die Trennung der beiden Anstalten.

Kappelers Verdienste um das Polytechnikum waren sehr bedeutend; keiner wußte in den Räthen die Interessen desselben wärmer zu vertheidigen und die immer stärker anwachsenden finanziellen Anforderungen erfolgreicher durchzusetzen. Die ganze Organisation, welche zwischen der unbeschränkten Freiheit der deutschen Hochschulen und dem militärischen Zwange der französischen Anstalten stand, entsprach dem Alter der Schüler und dem Bedürfniß eines geordneten Unterrichts und dem Wunsche der Eltern. Die neue Anstalt auf freiem Schweizerboden fand in den ersten Jahren großen Anklang; Deutsche, Russen, Ungaren und Oesterreicher strömten in Menge herbei, sodaß die Zahl der Studierenden auf mehr als 800 stieg. Durch die Gründung ähnlicher Anstalten in andern Ländern verminderte sich später die Zahl bedeutend.

Ein Hauptverdienst Kappelers bestand auch in der Wahl einer tüchtigen Lehrerschaft, von der in erster Linie der Erfolg bedingt wird. Die Ausschreibung der Stellen war eine bloße Formalität, dagegen setzte er sich mit einigen der ersten Autoritäten Deutschlands in schriftliche Verbindung und ließ sich von ihnen

die Namen der jüngeren Männer geben, die ihnen besonders geeignet schienen. Wie ein Commis voyageur reiste er dann an den Ort, wo diese Herren dozirten, hospitirte in ihren Vorlesungen und lud sie dann zum Abendessen in seinen Gasthof. Erkannte er dann, daß sie ihm paßten, daß sie namentlich (nach seinem Lieblingsausdruck) „die jungen Leute bei der Nase zu packen wußten", so waren sie ihrer Anstellung sicher.

Von den zwei Professuren der Physik war die untere, die der Experimentalphysik, mir beschieden, die obere, die der mathematischen und theoretischen Physik, wechselte den Inhaber. Es folgten sich darin die Herren Clausius, Kundt, Kohlrausch, Müller und Fr. Weber. Dieser Wechsel ist der beste Beweis, wie tüchtige junge Männer berufen wurden, da sie von Zürich aus an den ersten deutschen Hochschulen eine Stelle fanden. Fr. Weber erhob mit unbeschränkter Unterstützung des Präsidenten Kappeler das Fach zu einer ungewohnten Höhe. Seiner unermüdlichen Thätigkeit verdankt die Wissenschaft den prachtvollen, selbständigen Bau oben am großen Spital, der die Physik endlich auf gleiche Stufe wie die Chemie stellte.

Die Physik ohne Sammlung gleicht einem Soldaten ohne Waffen. Es bestand also die dringende Nothwendigkeit, in möglichst kurzer Zeit die tausend Instrumente und Apparate anzuschaffen, welche im ganzen Umfange des Faches für die Vorträge erforderlich waren. Zu dem Ende sandte mich der Schulrath im Winter 1854—55 mit bedeutenden Vollmachten nach Paris, wo ich mich mit den besten Arbeitern jedes besondern Zweiges in Verbindung setzte und kreuz und quer kaufte oder bestellte, was meine Experimente verlangten, während die Anschaffung feinerer Maßinstrumente auf spätere Jahre verschoben wurde. Diese für mich zugleich sehr belehrenden Geschäfte in Paris, sowie nicht weniger die planmäßige Aufstellung und Einordnung dieser Instrumente und Apparate in die schönen Räume des

…en Gebäudes waren mir eine große Freude, die lange Zeit Anspruch nahm.

Die der Physik angewiesenen Lokalitäten bestanden ursprünglich aus einem großen dreifenstrigen Sammlungszimmer, einem Präparationszimmer mit zwei Fenstern, beide mit großen Glasschränken besetzt, einem Hörsaal für 150 Schüler mit zum Theil nach Süden blickenden Fenstern. Da trachtete ich alles zu vereinigen, was irgendwie zur Vornahme von Versuchen im Großen und zu objektiver Darstellung seiner Vorgänge notwendig war. An dem Experimentiertisch endeten Gasröhren und Drähte galvanischer Apparate und einer Dynamomaschine, die sich im Souterrain befanden; für hydraulische Versuche waren Röhren mit Hahnen angebracht, die von einem höher liegenden Wasserbehälter herrührten; eine Transmission, von einem Wassermotor kommend, gestattete schnelle Rotationen hervorzubringen; Lichtträger führten endlich für optische Versuche quer durch den Saal. Das alles wußte der am besten zu benutzen, der es mit Hülfe eines Abwartes nach seinen Ansichten eingerichtet hatte. Auch fehlte mir nie die Theilnahme meines jugendlichen Publikums.

Gleich von Anfang befand sich unter meinen Zuhörern ein schon etwas reiferer junger Mann, der es versuchte, meine Vorträge zu redigiren und zur Benutzung für andere überzudrucken. Das war für mich einige Jahre später die Anregung, ein eigenes Lehrbuch auszuarbeiten und zwar so, daß jede Materie von ihrer einfachsten Auffassung bis zu der höchsten mathematisch-theoretischen Ausführung fortgesetzt wurde.

Die letzten zwölf Jahre meines wissenschaftlichen Lebens waren Umarbeitungen dieses Buches für die 2. und 3. Auflage gewidmet, deren letzte namentlich das Werk ganz umgestaltete. Es erhielt eine große Zahl selbstgezeichneter Apparate als Holzschnitte in den Text eingedruckt und war in §§ eingetheilt, welche drei Beziehungen trugen: die ersten, ganz elementar gehalten, bildeten

zusammen ein einfaches Schulbuch, die zweiten gaben die wichtigsten Beobachtungsresultate mit litterarischen Angaben in einer gewissen Vollständigkeit, die dritten enthielten endlich die theoretischen und mathematischen Entwicklungen, anschließend an die höchsten Arbeiten der Wissenschaft [1]).

6. Andere Beschäftigungen.

Seit meiner Anstellung in Zürich bin ich nur wenige Male mit der Politik in Berührung gerathen. Zunächst bei Anlaß des Straßengefechtes von 1839, und nicht zu meiner Befriedigung. Wenn ich einerseits die damalige Regierung nicht lieben konnte, weil sie den edelsten Gefühlen der Menschen und der Mehrheit des Volkes Hohn sprach, so gefiel mir andererseits nicht, daß man stets bemüht war, politische Zwecke mit religiösen zu vermischen oder zu verdecken. Als die Aufregung im Lande zu mächtig wurde, zog zwar der Große Rath die Berufung von Strauß zurück und wandelte sie in eine Pension um, welche der genannte Herr über sich brachte, 35 Jahre hindurch bis zu seinem Tode zu genießen; allein es war zu spät und der Sturm auf die Stadt wurde täglich erwartet. Meine Schwester befand sich in jenen Tagen zur Kur in Baden und gedachte, auf den berühmten Septembertag uns in Zürich zu besuchen. Sie daran zu hindern, eilte ich Abends nach Baden, wo ich nur wenige Stunden verweilte, um früh Morgens nach Zürich zurück zu kehren. Die Sihlbrücke fand ich mit Soldaten bewacht; auf dem Paradeplatz waren

---

[1]) „Die Physik auf Grundlage der Erfahrung" von Dr. Alb. Mousson, in 3 Bänden, zuerst 1857 in 1. Auflage und 1879—1882 in 3. Auf-
Friedrich Schultheß in Zürich erschienen.

Kanonen aufgepflanzt, die von den Kadetten der Artillerieschule, die eben im Gange war, bewacht und bedient wurden; Durch die unheimlich düstern Straßen ritten Dragonerpatrouillen. Alles schien zum Kampfe bereit. Von den zahlreichen Schaaren, die unter der Leitung des fanatischen, schweißtriefenden Pfarrer Hirzel von Pfäffikon in die Stadt eindrangen und meist aus älteren und mit Knütteln bewaffneten Bauern bestanden, sah ich wenig, und meine Familie hielt mich fern von dem Schauplatz des Zusammenstoßes, wo der edle, zur Vermittlung wirkende Dr. Hegetschweiler, von einer Dragonerkugel getroffen, zusammensank.

An diesen und den folgenden Tagen blieb der Schutz der Stadt der Bürgerwehr überlassen, die in Eile organisirt wurde. Auch ich ließ mich wie jeder andere einschreiben und brachte neben meinem Schneider und Schuster zwei Tage und Nächte im Schützenhaus zu, wo man uns die Handgriffe des Gewehres und namentlich des Ladens und Schießens beibrachte. Als ich in den Nachtstunden gegenüber dem Platzwäldchen Wache hielt, während Gerüchte aller Art von Seiten des Limmatthales durch die Luft schwirrten, empfand ich etwas von dem unheimlichen, bangen Gefühl, das den Soldaten ergreifen muß, der, ausgesetzt auf einen äußersten Posten, einem unbekannten Feinde gegenübersteht.

Nach dem entscheidenden Septembertage trat die radikale Regierung zurück, und eine konservative, mit Bürgermeister Heß (vorübergehend), Dr. Bluntschli und meinem Bruder, H. Mousson, an der Spitze, übernahm die Geschäfte. Besonders schwierig war die Wahl des Erziehungsrathes, dem man doch keine zu einseitige Richtung zu geben wünschte. Ferd. Keller und ich hatten uns verständigt, gemeinsam eine Stelle anzunehmen, falls man an uns gelangen würde. Daß er mich im Stiche ließ und sich zurück zog, habe ich ihm lange nicht verziehen. Noch in andern Gelegenheiten zeigte sich, daß ihm trotz seinen herrlichen geistigen Anlagen der politische Muth fehlte.

Der Erziehungsrath, in welchem ich neben Oberrichter Ulrich, Dr. Rahn-Escher, Pfarrer Weiß, Bezirksrath Hofmeister als Repräsentant der Naturwissenschaften saß, hatte einen schweren Stand; denn 3/4 des zu Macht erwachsenen Lehrerstandes, von Dr. Thomas Scherr angeführt, und die sämmtlichen Gesangvereine, unter Leitung des langen Bürgermeisters Hirzel, machten Opposition und griffen schonungslos die Maßregeln der Behörde an, deren Einfluß dadurch vollständig gelähmt wurde. Mir schien immer, man sollte trachten, sich mit den gemäßigteren Elementen der Lehrerschaft durch Milderung der Forderungen und theilweise Konzessionen zu verständigen; allein zu einem solchen Bekenntniß der Schwäche konnten meine Kollegen sich nicht entschließen, was zur Folge hatte, daß ich nach einem Jahre schon austrat, froh, wieder meinem Berufe leben zu können. Als Mitglied der Behörde hatte ich eine kleine Naturlehre für das Volk aus freien Stücken ausgearbeitet. Es kam nicht zur Behandlung, so daß ich es von mir aus drucken ließ. In wie fern es Anklang gefunden, weiß ich nicht; doch nach 45 Jahren versicherte mir ein alter Lehrer, er habe es mit Freuden benutzt.

An einer großen Schulsynode in Winterthur, der ich beiwohnte, wurde über die Maßregeln des Erziehungsrathes das Urtheil gesprochen. Ich konnte, einer augenblicklichen Laune folgend, nicht widerstehen, eine humoristische Darstellung jener Synode zu geben, indem ich sie, vom Standpunkt eines alten Kriegers aus, mit einer Schlacht verglich, in der viel geschossen und wenig getroffen wurde. Andere Artikel habe ich keine geschrieben; allein schon dieser zog mir Händel zu mit einem meiner Kollegen, dem Professor des Englischen, Karl Fröbel. Er, der ausschließlich der Politik diente, behauptete, auf meinem Zimmer in der Schule, wohin er nur durch eine große Indiscretion hatte gelangen können, eine Menge vorbereiteter Zeitungsartikel gesehen zu haben, die bewiesen, daß ich meine Lehrerpflichten

gröblich vernachlässigte. Ich zitirte ihn dann vor ein Ehrengericht bestehend aus mehreren unserer Kollegen, damit er vor ihnen seine gedruckten Behauptungen beweise. Er erschien aber nicht! So blieb mir kein Ausweg, als durch Fürsprech Eduard Meyer eine Verläumdungsklage beim Gericht gegen ihn zu erheben. Er wurde zu einer Buße, zu einer Geldentschädigung an mich — die ich natürlich nie beansprucht habe — und zur Publikation des Urtheils in mehreren Zeitungen verurtheilt. Von da an ließ er mich ruhig und verließ nicht lange nachher die Schweiz, um in Hamburg ein Pensionat zu gründen, das nicht mit der bekannten Anstalt eines andern Fröbel, des Gründers der Kindergärten, verwechselt werden darf.

Noch einmal kam ich mit der Politik in Berührung, leider auch wieder ohne Erfolg, nämlich zur Zeit, als die Schweiz dem Bürgerkriege entgegen trieb. Daß Schweizer sich im Bruderkrieg bekämpfen sollten, schien mir ein entsetzlicher Gedanke, dessen Erfüllung zu hintertreiben Pflicht eines jeden einzelnen sein müsse. Ich ließ mich zu zwei Schritten verleiten, die leider beide gleich fruchtlos blieben.

Im Kanton Luzern, welcher an der Spitze der katholischen Kantone stand, war ein Bauer, Rathsherr Leu in Ebersol, die mächtigste und populärste Person; er beherrschte die Mehrheit des Großen Rathes und damit den ganzen Gang der Regierung. Zugleich galt er allgemein als ein ruhiger, überlegter, durchaus ehrlicher Mann. Konnte man ihn dazu bringen, von der Berufung der Jesuiten abzustehen, so war für die ganze konservative und gemäßigte Parthei der Schweiz alles gewonnen, während das Verharren auf jenem Beschluß sie nicht nur lähmen, sondern zu Fall bringen mußte. Ich reiste daher heimlich — denn auch mein Bruder, der Bürgermeister und Tagsatzungspräsident war, wußte nichts davon — zu Rathsherr Leu und wandte all meine Beredsamkeit auf, ihm die Gefahren, die den katholischen Kan-

tonen sowohl als dem gemäßigten Theile der protestantischen aus jener Berufung erwuchsen, zu Herzen zu führen. Er, ein stattlicher Bauer, mit offenem, freundlichem Antlitz, führte mich in sein einfaches Zimmer und hörte mich mit Geduld und Theilnahme an, allein sein Schlußwort blieb immer, „es ist eben eine Frage des Glaubens, über die ein Ehrenmann und aufrichtiger Katholik nicht markten kann!“ Von der Seite war nichts zu erreichen.

Später versuchte ich es dann nach der entgegengesetzten Seite hin durch Einwirkung auf General Dufour, dem die Leitung der schweizerischen Truppen von der Tagsatzung angeboten worden war. Er war mir von den beiden Thunerschulen her freundlich gesinnt, und ich glaubte ihn genug zu kennen, um an seine patriotischen Gesinnungen appelliren zu dürfen. Er antwortete mir mit einem sehr herzlichen Brief, in dem er seinen Abscheu vor einem Bruderkriege und die Mißbilligung der gewaltsamen Tagsatzungsbeschlüsse kund gab, und erklärte, nach langem Zögern den Oberbefehl nur darum übernommen zu haben, um dem nun einmal unvermeidlichen Zusammenstoß möglichst schnell und möglichst milde ein Ende zu machen. Der Erfolg hat denn auch gelehrt, daß das Schicksal unseres Vaterlandes in keine bessern Hände gelegt werden konnte. Durch diese beiden Mißerfolge war ich belehrt, mich nie mehr in politische Händel zu mischen.

Meine Liebhabereien für Geologie, die einst mein ganzes Dichten und Trachten in Anspruch genommen, traten durch meine Anstellung in Zürich fast ganz in den Hintergrund; denn die Hauptstützen derselben, die häufigen Reisen und die Kenntniß der riesenmäßig anwachsenden Litteratur, entgingen mir aus Mangel an Zeit.

Nur während dreier Kuren, welche von meinen wiederkehrenden Uebeln gefordert waren, ließ ich meinen Gelüsten wieder freien Lauf. Die geologische Beschreibung der Gegend

von Baden, die mit vielen Zeichnungen und einer Karte bei Schultheß erschien, war die Frucht zweier Aufenthalte in diesen Bädern, eines von sechs und eines andern von vier Wochen. Es war die erste solche Arbeit über die ersten Juraketten und über den Erdriß, der den Thermen den Weg zur Oberfläche bot. Die auf drei Stunden reichenden Ausflüge mit Hammer und Bleistift in der höchst mannigfachen malerischen Gegend waren eine wahre Wonne für mich.

Meine zwei andern Aufsätze über die Gegend von Aix in Savoyen und, wie schon oben angeführt, über diejenige von Tarasp, deren erster in den schweizerischen Denkschriften und deren zweiter in den Zürcher Neujahrsstücken erschien, waren in geologischer Beziehung weniger gründlich, weil die Verhältnisse großartiger und dem in seiner Zeit gebundenen Kuristen weniger zugänglich waren. Ein vierter, kleiner Aufsatz, eine geologische Uebersicht des Kantons Zürich gebend, war dem Inhalte nach wesentlich die Arbeit meines Freundes Arnold Escher v. der Linth und nur der Redaktion nach mein Werk.

Meine andere Liebhaberei, das Sammeln von Conchylien, hat mich als treuer Freund durch das ganze Leben begleitet. Zwar verliefen Wochen, Monate und Jahre, wo mir die Zeit fehlte, an meine Lieblinge zu denken, dann aber traten sie wieder auf Spaziergängen, in kranken Tagen, in den Ferien in den Vordergrund. In den 30ger Jahren hatten meine Sachen in drei Schubfächern Platz, jetzt nehmen sie sechs Schränke mit gegen 150 Schubladen meist in zwei Etagen ein, und doch hatte ich früh aus Mangel an Raum auf das noch zahlreichere Gebiet der Marinen-Arten verzichtet und mich auf die Land- und Fluß-Conchylien beschränkt. Die Arten und Varietäten meiner Sammlung habe ich nie gezählt, es mögen deren gegen 5000 sein; dabei nimmt jede Art so viel Schächtelchen in Beschlag, als sie von verschiedenen Fundorten oder Bezugsquellen stammt. Die Schächtelchen aber, wohl

10,000, sind alle mein Werk, nach dem Maaß des Gegenstandes berechnet, damit kein Reiben und Stoßen erfolgen könne. Unter jedem Gegenstand liegt ein Zettelchen, den wissenschaftlichen Namen, den Fundort und das Datum des Erwerbs angebend. In der ganzen Gruppirung der Arten sollte sowohl die natürliche Verwandtschaft als die meist parallellaufende geographische Verbreitung zur Anschauung gebracht werden. Für die definitive systematische Anordnung und in dem vollständigen Katalog, welcher die Arbeit der letzten zehn Jahre seit meiner Pensionirung war, folgte ich dem Handbuch der Conchyliogie von Paul Fischer, das wohl das gründlichste und vollständigste Werk dieser Art ist.

Wie meine — wie man sieht — nicht unbedeutende Sammlung, Dank der langen Zeit, zusammen gekommen ist, weiß ich selbst kaum; weniger durch Kauf, wozu das Geld mir fehlte, weniger auch durch Tauschverkehr, indem mir die Zeit zu regelmäßiger Korrespondenz abging, als durch die uneigennützige Freigibigkeit mehrerer in der Fremde reisender Freunde. Durch sie erhielt ich ganze Serien von Gegenständen, welche zusammen eine fast vollständige Fauna der bezüglichen Länder darstellten. Ich kann nicht umhin, einige der Personen zu nennen, denen ich die wichtigsten meiner Schätze zu verdanken habe und die von mir nichts weiter erwarteten, als daß ich die Gegenstände bestimmen und veröffentlichen sollte — was nach bestem Gewissen auch geschehen ist.

An der Spitze meiner Geber steht a. Seminardirektor Zollinger. Zur Zeit des Straußenhandels war er als Sekundarlehrer ein eifriger Kämpfer in der Phalanx der Scherrianer gegen die konservative Regierung; allein als vielseitiger, begabter Kopf pflegte er daneben botanische Studien, für die er durch Pyrame de Candolle in Genf gewonnen worden war. Als ihn das politische Treiben verdroß, beschloß er, sich ganz der Wissenschaft zu widmen, und nahm eine Stelle als Direktor großer Anpflanzungen von Cocospalmen an, welche von einer holländischen Gesell-

schaft auf Java ins Werk gesetzt wurden. Im östlichsten Theil der Insel blieb Zollinger zehn Jahre unermüdlich an seiner Arbeit und verschaffte sich zugleich eine Kenntniß der Natur jener höchst begünstigten Insel, wie wenig Europäer sie besessen haben.

Bei seiner Abreise bot er sich dem hiesigen botanischen Garten zu Sendungen an, erhielt aber, weil man weder seinem Wissen noch seinen guten Gesinnungen traute, einen Abschlag, den er durch sein ganzes Leben nicht vergaß. Zufällig mit ihm zusammen treffend und ohne Vorurtheil gegen ihn, bat ich ihn, gelegentlich für mich zu sammeln, wiewohl er sich nie mit Mollusken befaßt hatte. Sein Forschersinn durchschaute bald die Schlupfwinkel dieser Thiere, deren Dasein dem Auge der gewöhnlichen Reisenden verborgen bleibt, und er sandte mir fast alljährlich eine Kiste der interessantesten Gegenstände jeder Art, als wolle er der Behörde zeigen, was sie an ihm verloren habe. Zwei frühere Reisende hatten bereits auf Java gesammelt; doch brachten die Sendungen Zollingers des Neuen noch mehr ans Licht, als von jenen Forschern in dem Museum von Harlem zusammen getragen worden war. An javanischen und sumatraischen Arten, welche letztere von einem Freunde Zollingers, dem Direktor des prachtvollen botanischen Gartens von Buitenzorg, Herrn Teyßmann, gesammelt worden, bleibt meine Sammlung noch immer eine der reichsten ihrer Art, wie Dr. Martens in seinem Reisewerk aus den indischen Inseln selbst erklärt hat. Ich beschrieb die Sachen in einer eigenen Schrift, für welche ich die zahlreichen Tafeln mit eigener Hand gezeichnet habe.

Als zweiten Gönner muß ich Dr. Schläfli nennen, mit dessen wissenschaftlichem Leben ich aufs engste verbunden war. Der Sohn eines Buchbinders in Burgdorf, wurde er früh Waise und sollte nach des Vormunds Absicht dem Vater im Berufe folgen. Seine Liebe zur Natur zog ihn gewaltsam zur Wissen=

schaft, und da die Verwandten bald nichts mehr von ihm wissen wollten, kam er nach Zürich mit dem Entschluß, sein kleines Erbtheil auf gründliche Studien zu verwenden. Sein Hauptfach war Entomologie, und er wurde einer der Gründer der kleinen bezüglichen Gesellschaft, die noch heute besteht. Ich machte seine Bekanntschaft, als er als studiosus medicinæ meine Vorlesungen der Physik hörte, und hatte dadurch Gelegenheit, ihn auch für das Volk der Mollusken zu interessiren. Nachdem er doktorirt hatte, war Schläfli zur Vollendung seiner Studien nach Paris gegangen. Da aber gingen seine kleinen Finanzen zu Ende, und er mußte möglichst schnell auf Erwerb denken, wozu der zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochene Krieg ihm Gelegenheit bot. In der Türkei bestand nämlich ein großer Mangel an Aerzten, den der türkische Gesandte in Paris durch Anwerbung junger Mediziner auszufüllen sich bemühte. Unser Freund folgte dem Ruf, zumal ihm sogleich eine Stelle als erster Arzt bei einem nach Kleinasien bestimmten Regimente angeboten wurde. Die 3/4 Jahre, die er, fast entblößt von allen medizinischen Hülfsmitteln, in Batum und bei einem Vormarsch der Armee ins südliche Transkaukasien zubrachte, waren eine schwere Schule, in der seine an sich zarte Gesundheit den herrschenden Fiebern widerstand und seine Erfahrungen im Beruf sich mehrten. Nach Beendigung des Krieges wurde er nach Janina an die Spitze des dortigen Militärspitals versetzt, wohin er zu Pferd, die ganze Bulgarei durchreitend, gelangte und wo er 6 Jahre blieb [1]. Es trieb ihn dann weiter, und er nahm eine Feldarztstelle nach Bagdad in der östlichen Türkei an. Die Reise dorthin ging

---

[1] Während dieser Zeit hatte Mousson auf einer Reise nach der Insel Korfu und Cephalonien 1853 eine Zusammenkunft mit Dr. Schläfli. Ein Rathhaus-Vortrag über die Insel Korfu war die Folge dieser Ferienreise.

mit einer Karawane durch ganz Mesopotamien und zu Floß auf dem Euphrat nach Bagdad und ist im Druck erschienen und nicht ohne Interesse. Sein Regiment blieb nicht in Bagdad, sondern wurde noch weiter südlich verlegt, in eine sumpfige, höchst ungesunde Gegend, wo die halbe Mannschaft an Fiebern erkrankte und er selbst im zweiten Jahre gleichfalls davon ergriffen wurde. Im englischen Spital in Bagdad fand er nach Monaten wieder seine frühere Gesundheit, wollte aber nicht wieder in seine frühere Stelle zurückkehren, sondern dachte an Reisen nach den östlichen Grenzgebirgen gegen Persien. Während seiner ganzen bewegten militärischen Laufbahn hatte Dr. Schläfli die Insekten und Mollusken nicht aus dem Auge gelassen und stets gesammelt, so weit es die Umstände erlaubten. Seine Sendungen umfassen so: Kleinasien, Transkaukasien, die Bulgarei, Epirus, Mesopotamien und Bagdad.

In Zürich schien es Arnold Escher und mir, der schöne Eifer Schläflis sollte zu einem größeren Unternehmen zu Gunsten unserer öffentlichen Sammlungen benützt werden, und wir schlugen ihm eine Reise nach dem Wunderlande Madagaskar vor, falls es uns gelingen sollte, die nöthigen ökonomischen Mittel zur Ausrüstung und zur Reise zusammen zu bringen. Unser Freund in Bagdad nahm den Vorschlag mit Begeisterung auf, und da es uns in Zürich gelang, selbst von den widerstrebendsten Händen eine Summe von Fr. 20,000 aufzutreiben, rüstete man sich von beiden Seiten in größter Eile, ohne zu ahnen, wie unglücklich das schöne Unternehmen enden sollte. Schläfli reiste den Euphrat hinab, durch den persischen Busen nach Bombay und von da nach der Insel Mauritius, wo er einige Wochen verweilte. Von einem englischen Arzt und Naturforscher wurde er in die merkwürdige Natur der Insel eingeweiht, und er begleitete ihn auf Ausflüge in die feuchten Waldungen derselben. Beiden aber wurde der Gang verderblich, der Arzt erkrankte an Fiebern und erlag

nach 14 Tagen, was auf seinen armen Gefährten einen schmerzlichen Eindruck machte. Diesen selbst ergriff ein Anfall von Dysenterie, der Muth und Kräfte brach und ihm schwere Tage bereitete. Das Uebel wollte in Wochen nicht weichen, weßhalb er sich entschloß, gebrochen, wie er war, das mörderische Klima zu verlassen und wieder nach dem lieben Bagdad zurück zu kehren. Die Rückreise, wieder über Bombay, wurde zu einer Reise der furchtbarsten Leiden. Im gastlichen Hause des Herrn Volkart in Bombay glaubte er wieder aufzuleben; allein auf der Weiterreise ergriff ihn die böse Krankheit wieder mit grausamer Gewalt, und er lag mehrere Tage auf dem Verdeck des Schiffes wie leblos da, was perfide Hände benutzten, ihn seiner wenigen Werthsachen und namentlich eines vortrefflichen Chronometers zu berauben. Schwer krank langte er endlich in Bagdad an, wo er in Gegenwart mehrerer Schweizer nach acht Tagen den Geist aufgab.

Dr. Schläfli war ein edler, guter Mensch, der durch schwere Erlebnisse seinen treuen, redlichen Sinn und ein edles Streben bewahrte. Von seiner vaterländischen Gesinnung gab sein in die Hände des französischen Konsuls in Konstantinopel deponirtes Testament Zeugniß. Er vermachte seine im türkischen Dienst gemachten Ersparnisse, im Betrag von Fr. 10,000, der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, in der Meinung, daß jährlich ein Preis von Fr. 400 über einen Gegenstand aus den Naturwissenschaften ausgeschrieben würde. Die Summe wurde mir in Paris durch die gütige Vermittlung des Ministers Kern ausgehändigt und bildet noch jetzt das Institut der Schläfli-Stiftung, das im Sinne des Testators durch eine Kommission der Gesellschaft verwaltet wird. Mir kam, so lange ich dessen fähig war, das Präsidium dieser Kommission zu, da in der That die ganze Angelegenheit durch mich vermittelt worden war.

Als dritten Freund meiner Sammlung muß ich Dr. Ed. Graeffe in Zürich nennen, den Sohn meines alten lieben Kol-

legen. Auch er hatte Medizin studirt, sich für Entomologie und nebenbei für Malakologie (Lehre von den Weichthieren) interessirt und nach seiner Doktorpromotion in Paris seine letzte Bildung gesucht. In Folge eines längeren Unwohlseins suchte und fand er Genesung in einem Winteraufenthalt in Montpellier, wo er sich mit einer Französin verlobte, ohne die Möglichkeit eines baldigen Etablissements vorauszusehen. Er fand zeitweise in Hamburg Beschäftigung als Direktor der dortigen Aquarien und ging dann einen mehrjährigen Vertrag ein als Naturforscher mit einem bedeutenden Rheder, Cäsar Godeffroy. Dies Haus, das mit 20 Schiffen den Verkehr zwischen den verschiedenen Inselgruppen des stillen Ozeans betrieb, wollte diese Reisen den Naturwissenschaften zu gute kommen lassen und stellte einzelne Reisende an, um in Upolu — einer der Samoa-Inseln — eine feste naturhistorische Station zu gründen. Zur Leitung dieser Station ließ sich Graeffe anstellen; seine französische Frau, die lange Reise muthig allein ausführend, vereinigte sich mit ihm, und sie brachten 10 Jahre in Mitte der früher kannibalischen Bewohner zu, wobei seine medizinischen Kenntnisse ihm besonders zu gute kamen. Auf verschiedenen Reisen besuchte er die Viti-, die Tonga- und die Ellice-Inseln und sandte eine ungeheure Menge von Gegenständen nach Hamburg, die dort das Godeffroy-Museum und einen starken naturhistorischen Handel begründeten. Mit Herrn Godeffroy hatte ich einen Vertrag abgeschlossen, dem zufolge alle Land- und Flußwasser-Conchylien, welche von Graeffe und den andern Reisenden Garrett, Kapitän Teteus, Kubary, Kleinschmidt eingeschickt wurden, durch meine Hände gingen und von mir bestimmt und beschrieben wurden. Das hat den Inhalt von drei Aufsätzen gebildet, die in dem von meinem Freunde B. Crosse publizirten «journal de conchyologie», der bedeutendsten Zeitschrift dieser Art, erschienen.

Zu zwei verschiedenen Zeiten war ich im Fall, mich mit

Maß und Gewicht zu beschäftigen. Im Jahr 1835 hatten sich ein Dutzend Kantone durch ein Konkordat verständigt, der bestehenden Verwirrung im Maß und Gewichtwesen ihrer Gebiete ein Ende zu machen durch Annahme gleicher Einheiten, nämlich des Fußes zu 3/10 des Meters, der Maß zu 3/2 des Liters und des Pfundes zu 1/2 Kilogramm. Die Vergleichung der verschiedenen bisher üblichen Maße im Kanton Zürich, die Berichterstattung darüber, die Berechnung der Reduktionstabellen wurden mir übertragen, und die Resultate erschienen 1837 in einer Schrift.

Diese Maße und Gewichte wurden durch die Bundesverfassung von 1848 und das diesfällige Bundesgesetz vom 13. Dezember 1851 für die ganze Schweiz als obligatorisch erklärt mit Frist zur Einführung durch die Kantone bis 31. Dezember 1856. Anfangs der 60er Jahre stellte sich jedoch das Bedürfniß einer durchgreifenden Revision der schweizerischen Ur-, Muster- und Probemaße heraus, welche durch Beschluß des Bundesrathes vom 19. September 1862 angeordnet wurde. Zu dessen Vollziehung wurde erstens eine Centraleichstätte im alten Münzgebäude in Bern eingerichtet, von der aus die Eichmeister der Kantone geprüft, instruirt und überwacht werden sollten, nachdem allen Kantonen genau verglichene Mustermaße übergeben worden. Zweitens wurde eine Kommission beauftragt, das schweizerische Urmaß und Urgewicht mit dem französischen wissenschaftlich genau zu vergleichen und die nöthigen genauen Maßapparate aufzustellen, welche zur Herstellung der genauen Mustermaße für die Kantone erforderlich waren. Zu dieser Kommission wurden Professor Heinrich Wild von Zürich, jetzt Direktor der russischen meteorologischen Anstalt in Petersburg, Professor Plantamour von Genf und ich gewählt.

Professor Wild, der in allen Arbeiten das thätigste und gedankenreichste Mitglied war, wurde mit mir 1863 nach Paris

gesandt, um dort das schweizerische Urmaß, einen Platinstock mit dem ebenfalls aus einem Platinstab bestehenden und im Staatsarchiv aufbewahrten französischen Urmaß genau zu vergleichen, und so auch unser Bergkrystall-Gewicht mit dem Platingewicht des Kilogramms. Diese Arbeiten wurden unter Mithülfe des Professors Tresca in einem eigenen Raum der École des Arts et Métiers ausgeführt und nahmen gegen drei Wochen in Anspruch, da es sich um äußerste Genauigkeit handelte. Wir erkannten an den Pariser Maßen zweierlei Mängel. Der Platinstab, den Meter à bout angebend, hatte an den Enden von früheren unsorgfältigen Benutzungen her Eindrücke erhalten. Das Platinkilogramm hinwieder stellte das Gewicht von einem dm^3 Wasser nicht genau dar, und die verschiedenen in Paris befindlichen Exemplaren wichen etwas von einander ab [1]). Unsere Arbeit erwies sich bald als eine nur interimistische, indem das Maß- und Gewichtswesen später zu einer internationalen Angelegenheit erhoben wurde, an der alle europäischen Staaten — England ausgenommen, das hartnäckig an seinen alten Maßen hängt — theilnahmen. Es wurden bestimmte Exemplare in Paris als allgemeine Fundamentalmaße erklärt und allen betheiligten Ländern Copien in einem harten, unveränderlichen Metallgemisch als Urmaße übergeben. Die internationale Kommission, in welche für die Schweiz Professor Hirsch und für Rußland Dr. Wild — der inzwischen nach Petersburg berufen worden war — eintraten, hatte sehr bedeutende finanzielle Mittel zur Verfügung und

[1]) Bekanntlich ist nach einem Zwischenzustand in der Mitte der 60er Jahre, während dessen neben dem offiziellen schweizerischen Maß und Gewicht auch das direkte französische Maß und Gewicht zulässig war, durch die Verfassung von 1874 und durch das diesfällige Bundesgesetz vom 3. Juli 1875 das französische Maß- und Gewichtsystem ausschließlich in der Schweiz eingeführt worden, woran sich dann die internationalen Verhandlungen, von denen im Text die Rede ist, knüpften.

konnte in Paris eine eigene Anstalt gründen, wo die allerfeinsten Instrumente von den ersten Mechanikern Europas ausgestellt und Räume eingerichtet wurden, welche durch besondere Heizmittel Tage lang auf der gleichen Temperatur erhalten werden konnten. Die Anstalt übernahm nicht allein die Vergleichung und Anfertigung der eigentlichen Maße, sondern eine Reihe anderer wissenschaftlicher Fragen, welche in gleicher Schärfe mit weniger vollkommenen Apparaten nicht gelöst werden konnten. Die internationale Kommission versammelte sich jährlich ein Mal in Paris und publizirte jährlich einen vollständigen Bericht über die Arbeiten.

Zum dritten Mal war ich zur Zeit der internationalen Ausstellung 1867 in Paris, indem der Bundesrath den Professoren Geldmittel und Ferien gewährte, dieselbe zu besuchen. In diese Tage fiel die große Revue im Bois de Boulogne zu Ehren des Kaisers von Rußland. Durch die gütige Vermittlung unseres Ministers Kern erhielt ich einen Sitzplatz auf einer Tribüne. Die ungeheure Truppenzahl, 30,000 Mann, welche mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen an der Kaiserloge vorüber defilirte, machte nicht den großartigen Eindruck, den ich erwartete; vollends nicht, als ein Platzregen eintrat, der die Zuschauermenge auseinandertrieb und der Ordnung der Armee Schaden brachte.

Ein anderes Feld der wissenschaftlichen Thätigkeit knüpfte sich an meine physikalische Professur, nämlich das der Meteorologie. Ich habe schon berichtet, wie Ferd. Keller in Zürich den Anfang regelmäßiger Witterungsbeobachtungen machte, die bald an Professor Wild übergingen. Ich selbst mochte mich nie mit solchen Beobachtungen befassen, die eine Regelmäßigkeit in der Lebensweise voraussetzen, die mir fremd war, und die an sich an die Grenze des Langweiligen reichen.

Auch in der Meteorologie, wie im Maß- und Gewichtswesen, drängte sich bald die Nothwendigkeit hervor, die speziell

verschiedenen Beobachtungen, die in einigen Kantonen organisirt worden waren, unter gleiche Regeln zu bringen. Die Meteorologie hat es wie keine andere Wissenschaft mit Erscheinungen zu thun, die weite Länder umfassen und die nur dann verstanden werden können, wenn man die Beobachtungen alle vergleichen und verbinden kann, was gleichartige Instrumente und Beobachtungsmethoden voraussetzt.

In unseren monarchischen Nachbarländern hatte man diese Bedingungen längst erkannt und zur Geltung gebracht, während die Schweiz, das durch seine Gebirgswelt mannigfachste und interessanteste Gebiet, ihre Kräfte nutzlos zersplitterte. Um diesen Uebelstand endlich einmal aufzuheben, faßte die schweizerische naturforschende Gesellschaft den Beschluß, durch die ganze Schweiz ein System genauer und homogener Beobachtungen einzurichten und übergab die Ausführung einer Kommission, in der Professor Wild, Professor Wolf, Plantamour, Direktor Hirsch und ich gewählt wurden, wobei mir das Präsidium übertragen wurde.

Die Hauptarbeiten der Kommission, welche mehrere Jahre in Anspruch nahmen, bestanden in folgenden:

1. Wahl eines Netzes von Stationen, die womöglich alle Theile der Schweiz, in größerer Zahl das weitläufige Alpengebirge mit seinen Abhängen umfaßte. Die Beobachter zu bezahlen — wie das in andern Ländern geschieht — fehlten die Mittel. Darum wandten wir uns durch eine Publikation an die freiwillige Theilnahme solcher Männer, welche aus Interesse für die vaterländische Wissenschaft die Mühe übernehmen wollten, wogegen wir ihnen die nöthigen Instrumente als Eigenthum überließen. Der Bewerber, Lehrer, Aerzte, Geistliche meldeten sich mehr als siebzig.

2. Die genaue orographische Bestimmung der Stationen, namentlich hinsichtlich ihrer genauen Höhenlage. Zu dem Ende wurden die Stationen auf die Kommissionsmitglieder vertheilt, deren

jedes einige übernahm und besuchte. Mir z. B. fielen die Stationen des Engadins, Puschlavs, des Bernina und des Julier zu, und es mußte die Höhe derselben über dem nächsten trigonometrisch bestimmten Punkt durch Nivellement gemessen werden.

3. Die Wahl der Instrumente und die Anleitung zu ihrer Benutzung. In erster Hinsicht wurden die Vorschläge von Professor Wild, der sich seit einigen Jahren speziell mit der Sache beschäftigte, adoptirt; sie bezogen sich auf Barometer, Thermometer, Hygrometer, Pluviometer und Windfahnen. Diese Instrumente erhielten eine größere Vollkommenheit als anderswo angenommen wird. Wir wollten lieber zu viel als zu wenig thun.

4. Die Aufstellung der Instrumente in der günstigsten Orientirung und die Einübung der Beobachter auf ihre Benutzung.

5. Endlich übernahm Professor Wolf auf der Sternwarte Zürich die Korrektion der Beobachtungen, wo der Beobachter selbst sie nicht vorzunehmen wußte, und die Zusammenstellung, sowie die Publikation der Beobachtungen, wozu der Bundesrath uns liberal die Mittel bot.

Im Jahr 1863 konnte ich an der Jahresversammlung in Samaden den Schlußbericht verlesen, in welchem die Organisation als vollendet und in regelmäßigem Gang befindlich angekündigt wurde.

Später übernahm der Bund, immerhin unter Leitung einer aus der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft genommenen Kommission, die ganze Meteorologie, nachdem von allen Seiten der Wunsch nach einer von der Landwirtschaft geforderten Popularisierung der Witterungsbeobachtungen laut geworden war. Es trat dann auch die Schweiz in die internationale Verbindung der meisten europäischen Länder ein, die Beobachtungen durch ganz Europa telegraphisch zur Kenntniß zu bringen. An dieser spätern Entwicklung der schweizerischen Meteorologie konnte ich, meiner Jahre wegen, nicht mehr Theil nehmen.

Obgleich ich die Versammlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft nicht oft besuchte, außer wenn meine Anwesenheit nothwendig war, indem öffentliches Auftreten mir stets schwer fiel, und alle Bankette mir nachtheilig waren, strebte ich doch darnach, mich so nützlich als möglich zu machen. Ich gehörte zwei Kommissionen an: 1. der Kommission der Schläflistiftung, als deren Präsident. Obgleich der Jahrespreis nur Fr. 400 betrug, gestattete das häufige Ausbleiben der Antworten eine Wiederholung der Ausschreibung unter Verdopplung oder Verdreifachung des Preises, was eine würdige Belohnung der Arbeit darstellte. Manche Aufsätze, die der bescheidene Schläflipreis uns verschaffte, dürfen als wissenschaftlich sehr werthvoll und für die Kenntniß der Naturverhältnisse unseres Landes als sehr wichtig bezeichnet werden. 2. der Kommission für die Herausgabe der Denkschriften, der die Publikation wissenschaftlich wertvoller Aufsätze überwiesen war, in dem Maße freilich, wie die ökonomischen Mittel es gestatteten, welche aus den Jahresbeiträgen der Gesellschaft, einer Anzahl bleibender Abonnements und dem Erlös der sehr beschränkten Verkäufe bestanden. Während anderswo die akademischen Publikationen auf Staatskosten geschahen, fiel sie bis auf die neueste Zeit, wo der Bund beitrug, in unserer freien Schweiz den Privaten zur Last.

Zum Schluß meiner Beschäftigungen darf hier auch ein Wort über mein liebes Zeichnen eine Stelle finden. Ich glaube wirklich, Talent gehabt zu haben, was meist der Fall ist, wenn man freiwillig und mit Freuden eine Sache ergreift. Die wenigen Stunden, die ich in meiner Jugend genommen, bei Herrn Maurer in Zürich, bei Herrn Volmar in Bern und endlich bei Hubert in Paris, hätten wenig vermocht, wenn nicht ein innerer Drang mich getrieben hätte, mich an allen möglichen Häusern, Landschaften, Thieren, Menschen ꝛc. zu üben, was dem Auge eine gewisse Sicherheit im Auffassen räumlicher Verhältnisse und der

Hand eine solche zur Wiedergabe derselben verschaffte. Wie früher gesagt, setzte sich ein gewisser Daltonismus meines Auges einer jeden Erhebung auf eine höhere Stufe der Kunst entgegen, und ich mußte mich mit der niederen Stufe der Kunstübung begnügen.

Leider blieb mir von meiner Anstellung an keine Zeit zum Zeichnen, das ja nur dann Genuß gewährt, wenn es nachhaltig betrieben werden kann. Einzig in den Ferien, wo Bücher und Hefte geschlossen blieben, gelangten Album und Stift zu ihrem Recht. Anfangs wußte ich nicht, welche Methode ich mir auf Reisen aneignen sollte, bis ich auf einer Reise mit Herrn v. Buch in Innsbruck eine Engländerin mit Tusch und Feder niedliche Bilder zeichnen sah. Ein Fläschchen flüssiger Tusch und einige Stahlfedern bildeten den ganzen mitzunehmenden Apparat. Seitdem führte ich alle meine Bleistiftaufnahmen, wenn ich dazu kam, sie zu vollenden, in dieser Weise aus.

Die gewählte Methode ist an und für sich eine ärmliche, da sie große gleichartige Parthien, die der Pinsel auf einmal reproduzirt, nur mit Mühe wiedergiebt; dagegen liegt ihre Stärke in der Treue der Formen und dem Reichthum an Detail. Im Grunde besteht die Natur aus lauter Details, die aber durch die natürliche Entwicklung der Gegenstände sich zu einem harmonischen Ganzen gestalten und in Folge der Perspektive mehr und mehr zurücktreten, um das vorherrschende Gemeinsame zur Geltung zu bringen. In der Wirklichkeit stehen das Einzelne und das Allgemeine für jede Entfernung in einem bestimmten Verhältniß, was die neue Schule, die nur nach Effekt hascht, ganz übersieht. Eine Kunst ohne Wahrheit bleibt, man mag sagen was man will, nur ein Machwerk.

Die Federzeichnung hat vor dem Kupferstich, den man gewöhnlich als höchstes Ideal derselben bezeichnet, einen Vorzug: nicht bloß kann sie mittelst feiner oder grober Feder den feinen oder groben Strich des Grabstichels wiedergeben, sondern sie kann

die Luftperspektive durch Anwendung schwächerer oder stärkerer Tusche zur Anschauung bringen, was mit der gleichartigen Tinte der Druckerplatte nicht zu erlangen ist. Durch Anwendung heller Tinte und feiner Federn für die Hintergründe und immer dunklerer Tinten und breiterer Federn bis zum Vordergrund lassen sich Wirkungen hervorbringen, die der Naturansicht besser entsprechen, als Radirung und Kupferstich. So bildete ich mir eine möglichst vollkommene Methode aus, die das wiedergibt, was mein fehlerhaftes Auge aufzufassen vermag; und da kein Strich ausgewischt werden kann, gewöhnt sich die Hand an eine scharfe und bestimmte Arbeit. In der Weise sind meine Albums das Ergebniß aller meiner Reisen und bilden eine Reihe ins Einzelne ausgeführter Blätter.

Mein ganzes Leben lang hatte ich ein Uebel zu tragen, das mich mehrmals an den Rand des Grabes brachte und zu öfteren Kuren veranlaßte. Jeden Anfall solcher Krankheiten möchte ich als einen mächtigen Schritt zum Alter bezeichnen; denn trotz der Genesung empfand ich doch eine merkliche Schwächung der geistigen und körperlichen Kräfte und eine Verminderung der natürlichen Widerstandsfähigkeit gegen neue Angriffe der Krankheit. Ich kann dem Herrn nicht dankbar genug sein, daß mir bis in mein 84. Altersjahr, trotz meiner Gebrechen, noch mancher Lebensgenuß geblieben ist. Nach dem Winter 1878 kamen wieder ernste Mahnungen meines Uebels. Ich überzeugte mich, daß ich meiner Aufgabe nicht mehr genüge, daß es an der Zeit sei, sie einer jüngeren Kraft zu überlassen und meine beiden Stellen als Ordinarius an der Hochschule und als Professor am Polytechnikum aufzugeben. Gegen meine Neigung, die von jeher allen Auszeichnungen und Festlichkeiten Feind war, organisirten meine Schüler einen Fackelzug, der von Reden begleitet war. Meine Antwort drehte sich um das Thema, daß das Leben nur durch Arbeit und Pflichterfüllung Werth erhalte. Der Rücktritt von meiner Berufs-

thätigkeit war mir ein großes Opfer. Eine Beschäftigung, die während 45 Jahren das Leben ausfüllte, wird einem am Ende ganz zur anderen Natur. Jetzt war ich auf einmal müßig und wie verloren, bis ich mir vornahm, meine letzten wenigen Jahre bestimmten Arbeiten zu widmen: erstens der dritten Ausgabe meiner Physik, von der zwei Bände erschienen, während der bedeutendste dritte noch nicht begonnen war — und zweitens — wenn dieses Pensum vollendet, der Neubestimmung, systematischen Anordnung und Katalogisirung meiner Conchyliensammlung, was nach meiner Schätzung eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmen mußte. Den Katálag meiner Sammlung habe ich nunmehr vollständig zu Ende gebracht und damit auch diese mir vorgesetzte Aufgabe gelöst.

Es war mein Wille, die ganze Sammlung dem Polytechnikum zu schenken, unter der Einschränkung, daß sie zur allfälligen Vermehrung bis zu meinem Tode in meinen Händen bliebe. Ich besprach mich in dem Sinne mit Herrn Schulpräsident Kappeler. Er wünschte einen Blick in die Sammlung zu werfen, der ihn dann höchlich befriedigte, und daraufhin wurde die nöthige Vereinbarung getroffen.

Nach Abschluß dieser Angelegenheiten wünschte ich, meine Ruhezeit zu benutzen, um meine zu Papier gebrachten Lebenserinnerungen umzuarbeiten.

Hier brechen die Aufzeichnungen Moussons ab. Zu der erwähnten Umarbeitung gelangte er nicht mehr. Der Tod nahm dem müden Gelehrten am 6. November 1890 die Feder aus der Hand und erlöste ihn von den immer häufiger werdenden

Anfällen seines schmerzhaften Leidens. Ueber die Verdienste Moussons um die Wissenschaft hat sich R. Wolf in der Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, Band 35 1890, pag. 406 ebenso eingehend wie warm ausgesprochen. Den Leser der vorstehenden Erinnerungen verweisen wir hiemit auf jenen Artikel.

Meta Heußer.

Eine zürcherische Dichterin.

(Ein Vortrag.)

Auf dem Höhenzuge, der die beiden Schweizerkantone Zürich und Zug von einander trennt, befindet sich eine freundliche Ortschaft, deren Häuser anmuthig zerstreut an den Abhängen herum liegen, das Dörfchen Hirzel. Man genießt von da aus eine überaus hübsche Aussicht auf den oberen Theil des Zürichsees. Steigt man etwas in die Höhe, so befindet sich dort ein schönes Wäldchen, von dessen Rande aus man einen prächtigen Ausblick genießt in der Richtung nach dem Zugersee hin, wo man auch den Rigi, Pilatus und die Berner Schneeberge vor sich hat. Die Bevölkerung des Dorfes beschäftigt sich mit Landwirthschaft. Hier hat fast ihr ganzes Leben eine Dichterin zugebracht, die es wohl verdient, nicht nur, daß ihre Landsleute ihr in liebender Erinnerung zugethan bleiben, sondern daß man ihrer auch in weiteren Kreisen gedenkt. Es ist dies die Pfarrerstochter und Doktorsfrau Meta Heußer, die Mutter der weit herum bekannten trefflichen Erzählerin, Frau Johanna Spyri. In einer Zeit, wo so viel verstiegenes Wesen auf dem Markte der Oeffentlichkeit sich breit macht, thut es wohl, eine Dichterin kennen zu lernen, die, allem unweiblichen Wesen abhold, in schlichter Einfalt ihres Weges dahingegangen ist, die kein Aufsehen machen wollte, aber, auch unter gegensätzlichen Strömungen, ihre festen Ueberzeugungen beibehielt, und die, wo sie redete, Christensitte und fromme Häuslichkeit pries. Wenn wir hinzufügen, daß diese

Dichterin, die zunächst nichts anderes sein wollte, als eine treue Gattin und eine liebende Mutter ihrer Kinder, doch auch ein Interesse an allem besaß, was aus der großen Welt heraus in ihre stille Klause hineintönte, und die Eindrücke, die sie von da aus empfieng, gut auffaßte und klar wiederzugeben verstand, und daß sie mit einem warmen Herzen ein feines Gefühl für Reinheit und Wohllaut der Sprache verband, so tritt man nicht ungern in das kleine, sonnige Stübchen einer solchen Frau hinein. Wir bemerken dabei, daß sie bei ihrem Dichten zunächst nicht der Gedanke an die Oeffentlichkeit bewegte; sie schrieb an Freundinnen, sie dichtete für ihren Familienkreis, sie schmückte die christlichen Feste der engern Heimat mit ihrer schlichten Poesie; und wenn ihr Name dennoch auch in die weiteren christlichen Kreise hinausgedrungen ist, ist es fast gegen ihren Willen geschehen, so daß sie von den sie betreffenden Veröffentlichungen eher unangenehm berührt worden ist und nur sehr allmählig sich freuen konnte, als, was sie schrieb und dichtete, einen Anklang in verwandten Gemüthern fand.

Als Dichterin wurde Meta in weiteren Kreisen zuerst bekannt, da der hochbegabte Sänger Albert Knapp in Stuttgart, der Herausgeber der alten „Christoterpe“ und des „Liederschatzes“, dem sie als „Verborgene“ für jenes Jahrbuch auch einige Lieder gegeben hatte, unter dem Titel „Lieder einer Verborgenen“, eine Sammlung ihrer Poesien veranstaltete. Mit folgenden Worten führte er dieselbe in die Oeffentlichkeit ein: „Mein Herz freuet sich“, sagte er, „diese Segenslieder einer theuren langjährigen Freundin, die ihren Namen in kindlicher Demuth und Einfalt vor der Oeffentlichkeit nicht genannt wissen will, hier der Gemeinde des Herrn als ein köstliches Gemeingut zu übergeben. Eine bescheidene Bevorwortung, nicht Bevormundung sind diese Linien, womit ich Lieder begleite, die wohl in mehreren Auflagen, als nur in dieser erstmaligen, der Dichterin nach langen Bitten

und Mahnungen abgerungenen, erscheinen, und namentlich in der christlichen Frauenwelt des fröhlichsten Anklanges nicht ermangeln werden. Denn die liebe Sängerin, eine bald 61jährige Frau und Familienmutter, äußerlich durch allerlei Kreuz, innerlich aber durch das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt zu einer Verkündigerin der Liebe Christi groß gezogen, versteht den geistlichen Flötenton, wie den Posaunenschall des Glaubens im Kreise der Kinder Gottes seelenvoll anzustimmen, und es bedarf daher meine Einführung nicht nach einem Geistesdiplome, sondern bloß noch einer gangbaren, von ihr selbst gebilligten Sitte, damit ihre Liebesklänge nicht gar namenlos in die Welt hinausgehen." Er wünscht dann, daß die Gnade des Herrn, zu dessen Preise diese Lieder gesungen seien, dieselbe in den Herzen sämmtlicher Leser und Leserinnen mit einem unvergänglichen Segen begleiten wolle. „Denn einen Segen dieser Art in redlichen Seelen zu erzeugen, sind sie ebenso lebensfähig, als in besonderem Grade werth." Da die Bezeichnung Metas als der „Verborgenen" allerlei Verwechslungen mit einer anderen, gleichfalls in der „Christoterpe" vertretenen Pfarrersfrau, der Frau Pfarrer Zeller in Stäfa, hervorgerufen, so willigte Meta ein, daß in einer zweiten, 1863 erschienenen Auflage ihr Name den Gedichten vorgesetzt wurde, und auch diesmal war es Knapp, der „diesen Kindern einer heiteren geistlichen Morgenröthe" den unvergänglichen Segen dessen anwünschte, „dem seine Kinder, der göttlichen Verheißung gemäß, wie der Thau aus der Morgenröthe sollen geboren werden". „Er lasse", sagt Knapp, „die theuern Lieder, die im Anschauen der herrlichen Alpenwelt und in geistlicher Freiheitsluft entsprungen sind, Ihm in viel tausend Gemüthern eine Frucht bringen, die in's ewige Leben bleibt." Eine zweite Sammlung Gedichte erschien im Jahre 1867.

Noch einmal drang der Name Metas an die Oeffentlichkeit. Es geschah dies, als Adolf Zahn, damals Domprediger in Halle,

Sohn einer vertrauten Freundin unserer Dichterin, Frauenbriefe von Anna Schlatter, Wilhelmine von der Heydt, Kleophea Zahn und der Verborgenen herausgab. Diese Veröffentlichung geschah nicht eben nach Wunsch und Willen der Mitbeteiligten, sondern hat ihr, da die Briefe sehr intimer Art waren, einigen Verdruß gemacht; aber so sehr wir dieses ihr Zartgefühl ehren, so können wir doch nicht umhin es auszusprechen, daß die Briefe zum größten Theile in hohem Maße erbaulich sind und gerade die der „Verborgenen" als die eigentlich köstlichen in dem Buche bezeichnet werden müssen. „Die letztere Zeit", schrieb der Herausgeber, „hat mehrere geschichtliche Darstellungen aus der nächsten Vergangenheit gebracht; mit besonderer Vorliebe hat man das Keimen des neuen Lebens im Anfang dieses Jahrhunderts geschildert. Unsere Briefe gewähren einen Einblick, wie sich dieses Leben bei Frauen gestaltet. Ich bereue nicht die Mühe, die mir die Sichtung der großen hinterlassenen Briefmenge gemacht hat, und entlasse die Frauenbriefe mit dem Wunsche, daß sie eine Fundgrube echter Weiblichkeit werden möchten und daß der Geist der Wahrheit und des Glaubens, der sie durchweht, geöffnete Herzen finde." Ich glaube meinerseits, daß dieser Wunsch wirklich in Erfüllung gegangen sei. Speziell die Briefe Metas offenbaren einen großen Reichthum inneren Lebens. Dieselben sind an ihre Freundin Kleophea Zahn gerichtet, eine Tochter jener Anna Schlatter, die in vertrautem Verkehr mit Lavater, Seiler, Boos und anderen frommen Männern stand, deren Leben uns wie wenige andere einen Einblick gewährt in das Regen und Ringen der christlich angeregten Kreise in unserem Vaterland, im Anfang unseres Jahrhunderts. Die Tochter Kleophea hatte einen deutschen Theologen, Namens Zahn, geheirathet. Wie innig der Verkehr zwischen den beiden Freundinnen war, mag man aus folgender Briefstelle ersehen. „Laß mich wissen", schreibt Meta einmal, „Dein Thun und Wirken, Dein Reden und Schweigen, Dein

Lieben und Bleiben im Vater! Unser ganzes Haus grüßt Dich mit unzerbrüchlicher Liebe! Kind: unsere Wohnung ist außer Raum und Zeit — ich weiß von keiner Trennung nichts. — Ich küsse und drücke Dich fest an mich! Bleibe treu der Einfalt in Christo! Vergiß Dein Geschwistervolk nicht! Gott schenke Dir ein beständiges Zusammenleben mit ihm, und der Friede Gottes weiche nicht einen Augenblick aus Deiner Seele! Hol' auch für mich oft einen Segen vom Vater! Grüß' mir mit einem Segensblick jedes offene Menschenantlitz um Dich her, theures Herz! Leb wohl! In ewiger Liebe". So warm ist hier der Ton. Aber neben intimen Auslassungen finden sich auch Erörterungen tiefgehender Art und Schilderungen aus der Zeit, die, wiedergegeben von einer geistig angeregten und lebendigen Frau, rechte Stimmungsbilder sind.

Auf Grund der Gedichte und der Briefe sollte es möglich sein, ein Bild von Meta zu entwerfen, wie es zwar nicht für eine ausgeführte Lebensbeschreibung, aber wohl für eine Skizze, wie sie im Rahmen eines Vortrags allein möglich ist, genügen mag. So viel uns bekannt ist, sind allerdings noch Aufzeichnungen ihres Vaters aus der Revolutionszeit vorhanden, und von ihr selbst sollen Tagebücher da sein. Aber Gründe, die wir ehren, entziehen diese den Kenntnissen eines Fernestehenden. Dagegen sind bei ihrem Tode ihr einige freundliche Nachrufe gewidmet worden, so einer von dem selbst dichterisch beanlagten Nachbarpfarrer Hirzels, Pfarrer Konrad Menzel in Schönenberg, im „Daheim."

Führen wir zuerst ihren Lebensgang vor. Ihr Leben war ein überaus einfaches. Sie wurde geboren am 6. April 1797 als die Tochter des Pfarrer Wilhelm Schweizer von Zürich [1]).

---

[1]) Wirz. Etat des zürch. Ministeriums. pag. 84.

Derselbe war geboren 1751, ordinirt 1777, ward 1782 Vikar in Dübendorf und 1785 Pfarrer in Diepoldsau, St. Gallen. 1796 kam er nach Hirzel. Hier hatte er in den Jahren 1801—1804 viel Unangenehmes von der aufgeregten Bevölkerun g zu bestehen, weil er selber, wie die meisten Geistlichen damals, der alten Ordnung der Dinge zugethan war, während die Mehrheit seiner Gemeinde der neuen huldigte. Später gestalteten sich die Verhältnisse freundlicher. Er war, wie es heißt, ein schlichter, einfacher, herzlicher Mann, der sich durch weiter nichts auszeichnete, als „durch seinen Glauben an das Wort Gottes und sein Anhangen an dem persönlichen Wort (Christus), in einer Zeit, wo das Evangelium theuer war im Lande". Aber eben das sicherte ihm den Einfluß auf die ihm Nahestehenden und Alle, die es redlich meinten. „In seiner Gattin", sagt Zahn, „hatte er eine tiefe, feine Natur neben sich, die in der Weisheit des stillen Geistes und in zarter sich verbergender Liebe wohlthätig ihren Mann und ihre Töchter beeinflußte." Die Erziehung der letztern war selbstverständlich eine überaus einfache. „Von einer dichterischen Ausbildung, wie man sie nach ihren spätern so bedeutenden Schöpfungen erwarten könnte, war bei Meta keine Rede. Bei der Mutter lernte sie die häuslichen Arbeiten, beim Vater lesen, schreiben und rechnen. Eine höhere Schulbildung hatte sie nie genossen und auch mit der poetischen Literatur ist sie eigentlich erst vertraut geworden, als sie bereits selbst als Dichterin in dieselbe eingereiht werden konnte. Alles floß bei ihr aus der Tiefe des Herzens, der innere Gehalt wie die äußere Form, und daraus gingen hervor jene ‚Mutterworte', die sie ihren Kindern und Enkeln widmete, jene Naturbilder, die der Anblick der herrlichen Bergnatur ihr eingab, jene Lieder, die ihrem inneren Leben entströmten, jene ‚Blumenverse', die so innig jeder Blume ihre Bedeutung beilegen, jene ‚Räthsel', die weit über das Gewöhnliche hinausreichen, jene ‚Gelegenheitsgedichte', bei denen auch immer der weihevolle religiöse Ton vor-

herrscht." — Vorerst war sie aber noch keine Dichterin, sondern ein einfaches Landmädchen, in pfarrhäuslicher Umgebung, das spielte und lernte und die Eindrücke der sie umgebenden lieblichen Natur mit einem erschlossenen Gemüthe aufzunehmen verstand. — Eng war sie dabei mit ihrer ältern Schwester Regula verbunden, die später, als Meta ihr eigenes Hauswesen hatte, bei ihr wohnte und als die „Tante" von allen Freunden des Hauses sehr in Ehren gehalten worden ist.

Es lag in der Natur der Sache, daß es der häusliche Kreis war, dem Meta zunächst ihr Interesse zuwandte. Dabei hatte sie aber auch für die Freundschaft ein erschlossenes Gemüth. Früh schon waren ihre Eltern mit der bereits erwähnten Anna Schlatter bekannt geworden [1]). Als der junge Pfarrer Schweizer Geistlicher im Rheinthal geworden, hatte ihm Lavater eine Empfehlung an die ihm befreundete Familie Bernet von St. Gallen mitgegeben, der eben die spätere Anna Schlatter angehörte. Die Beziehungen wurden festgehalten und durch Correspondenz befestigt. 1806 besuchte Anna Schlatter-Bernet ihre Freundin, die Witwe Lavaters. Bei diesem Anlaß kam sie auch nach Hirzel, begleitet von ihrer Tochter Kleophea. Schon damals schlossen sich die Mädchen aneinander an. Die Freundschaft wurde erneuert, als Meta im Jahre 1813 einen Besuch in St. Gallen machen durfte. „Zwischen Kleophea und Meta erblühte ein inniges und festes Gemeinschaftsleben der Liebe; die beiden gleich stürmischen und erregbaren Naturen ketteten sich so treu aneinander, daß sie sich in Wahrheit mit Jonathan und David vergleichen konnten. Die Gedanken der Einen fanden vollen Widerklang in dem Herzen der Andern, und ihr Motto war: Wir haben uns verstanden. Es entstand zwischen Beiden eine lebhafte und emsige Correspondenz, in der sich die Freundinnen mit zärtlichster Liebe

---

[1]) Vogel. Lebensbild derselben. „Zahn".

oft schwärmerisch überschütteten, aber da beide reich begabt und voll Poesie waren, hatte auch diese Schwärmerei einen angenehmen Zauber. Was sie erlebten und thaten, thaten sie in gegenseitigem Angedenken und mit der Frage, wie sich die Andre in diesem Falle benehmen würde. Sie waren sich auch ferne nah und umgaben und ‚umrankten‘ sich allezeit.“ So Dr. Zahn über diesen Freundschaftsbund. Und weiter sagt ebenderselbe: „Die Liebe von Meta und Kleophea erkaltete nicht ihr Leben hindurch, sie blieb bis in die Tage des Alters gleich stark, nur wurden sie stiller und ernster. Sie wurden immer mehr in nachdrücklichen Erfahrungen von ihrer Untüchtigkeit zu allem Guten und ihrer Geneigtheit zu allem Bösen überführt, schöpften aber auch aus dem unerschütterlichen Frieden, der in Christo Jesu ist, mit Freuden das Wasser des Heils. Sie wurden dann durch die Verhältnisse weit auseinander geführt, indem Kleophea, die eine Erzieherinnenstelle angenommen hatte, sich nach Deutschland verehelichte, während Meta im Lande blieb. Aber als hochbetagte Frauen haben sich die Freundinnen noch einmal gesehen. Da hatten die frischen Mädchen von ehemals keinen andern Wunsch mehr, als sich einst an den Küsten Kanaans wieder begrüßen zu können, dort auch ihre Kinder zu finden und vollkommen zu genesen in der freien Gottesluft, die auf den Bergen Jerusalems weht.“

Aber zu diesen Empfindungen führten erst lange und nicht immer leichte Lebenserfahrungen hin. 1821 hatte sich Meta mit dem Arzte Joh. Jak. Heußer vermählt, mit dem sie bis zum Jahre 1859 verbunden blieb. Er war ein beliebter Landarzt, vielleicht nicht immer mit dem vollen Verständnis für die tieferen Empfindungen seiner Frau, aber sonst ein wackerer Mann. In der Ehe mit Jakob Heußer wurde sie die Mutter von 7 Kindern, von denen eins frühe starb. Eine ihrer Töchter, die spätere Frau Stadtschreiber Spyri von Zürich, hat in ihre Erzählungen viele

Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit verwoben, so gleich in der ersten, hübschen: „Ein Blatt auf Vrony's Grab", wo man ein schönes landschaftliches Bild von dem Orte, wo sie ihre Kindheitszeit zubrachte, gewinnt. Begreiflich, daß unsere Dichterin mit ihrem bei aller Zartheit der Empfindung doch schlichten und einfachen Sinn die Stelle einer Doktorsfrau auf dem Lande aufs beste ausgefüllt hat. Ihr Nachbarspfarrer Menzel sagt in dieser Beziehung von ihr: „Sie war als Arztfrau in Hirzel so recht an ihrer Stelle. Neben der treuesten Sorge für ihren Gatten und ihre Kinder hatte sie ein warmes Herz für Alles, was in der Gemeinde vorging, namentlich für die Armen. Auch die Angelegenheiten des Vaterlandes verfolgte sie mit lebendigem Interesse. Am meisten aber lag ihr doch immer das Reich Gottes am Herzen. Sie war von inniger Gottes- und Heilandsliebe durchglüht, und dies gab ihr in allen Lebenslagen, auch unter mannigfachem Kreuz die rechte Richtung. — Begreiflich, daß es sie bei ihrer geistigen Regsamkeit freute, wenn ab und zu Besuch zu ihr kam und noch andere Interessen als nur die alltäglichen an ihre Thüre klopften." — Mit dem Pfarrhaus ihrer Gemeinde war sie eng verbunden. — Unter den Männern, die sie näher kannten und denen sie manche Anregung verdankte, sei neben dem Herausgeber ihrer Dichtungen, Albert Knapp in Stuttgart, besonders Professor Schaff in New-York, der bekannte deutsch-amerikanische Theologe erwähnt, welcher der Schweiz entstammte. Von Zürchern, die sie besonders schätzte, seien Bezirksrat Diethelm Hofmeister und Pfarrer von Birch genannt.

1859 starb der Gatte. — Nun trat sie in den Witwenstand, aber es wurde nicht einsam um sie her. — Bei ihr im Hause blieb die treue Schwester, an der sie mit ganzer Seele hing; bei ihr blieben ferner zwei Töchter, welche mit Liebe und Pietät an der Mutter hingen. — Vier Kinder verheirateten sich und Enkelkinder kamen gerne in der Alternden Haus.

Bevor wir aber mit der Darstellung ihres Lebens weiterfahren, möge es uns gestattet sein, ein Gesamtbild ihres Wesens zu entwerfen, wie es sich uns auf Grund ihrer Gedichte ergibt.

Ich habe ihr Bild gesehen. In den Zügen der schweren und schwerfälligen Frau erkennt man kaum die Dichterin. Aber das Mütterliche und Verständige erkennt man in ihr und daß es eine Frau war, die auf dem rechten Grunde stand, spürt man gut heraus. Über ihre Persönlichkeit sagt Menzel, der sie kannte, der fromme Sinn, mit welchem sie alles aufgefaßt, habe ihrem Wesen etwas von dem Wesen der Ewigkeit gegeben, von welchem alle ihre Lieder so verklärend durchdrungen sind. Über ihre Dichtergabe hat Leimbach[1]) folgendes bemerkt: „Unfraglich haben wir eine der bedeutendsten evangelischen Dichterinnen der Neuzeit in Meta Heußer anzuerkennen. Zwar ist ihr Lebenskreis ein enger und ihr Lebensgang einfach, aber die fehlende Mannigfaltigkeit der Eindrücke wog die Schärfe der Beobachtung reichlich auf und der Umgang mit wenigen Personen machte sie nicht arm, sondern regte sie, da diese wenigen wirklich treffliche, ernste und bedeutende Menschen waren, nur um so mehr und nachhaltiger an . . . Was wir besonders an der Dichterin schätzen müssen, und was es erklärt, daß ihre Dichtungen so ansprechen, das ist die Einfachheit und die mit dieser verbundene Unmittelbarkeit und Wahrheit der Empfindung. Hier spiegelt sich nicht nur eine schöne und edle Seele, nein, die Gedichte sind selbst der Ausfluß der Seele. Die Einfachheit der Erlebnisse, welche hier dargestellt werden, wird ganz vergessen, um der Treue willen, welche in der Hervorhebung der kleinsten Züge liegt, um der Lebenstreue der Bilder willen, welch sie entwirft; und dabei überrascht geradezu die Fülle der Liederformen und die Gewandtheit in der Hand-

---

[1]) Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. III. pag. 390 f.

habung auch der schwierigsten Strophenformen. Der Reim ist stets frisch und rein, das wirklich schöne Kleid der ernsten und schönen Gedanken." So Leimbach. — Wenden wir uns näher ihren Lebensäußerungen zu. Vor allem ist es die Natur, der sie ein feines, liebevolles Verständnis weiht. Ungesucht wird ihr aber diese der Stoff zur Verherrlichung dessen, der die Welt erschuf. — Von dem Schemel der Füße Gottes steigt sie zum Throne. Man höre:

Die Berge[1]).

Wie stehn sie da, der ew'gen Allmacht Zeugen,
Die Berge Gottes hoch und hehr!
Wem sie in ihrer Herrlichkeit erschienen,
Der sehnt sich leise hin, als ob von ihnen
Nur noch ein Schritt zum Himmel wär'!

Früh, wenn der Kranz von Morgenrosen
Ihr lilienweißes Haupt umkränzt,
Und spät, wenn alle Thäler dunkeln,
An ihrer Stirne, bis die Sterne funkeln,
Der Sonne Abschiedslächeln glänzt, —

Dann wallt das Herz und wünscht sich Taubenflügel;
Es will hinauf, es will empor,
Wo golden Wölkchen an den Bergen blühen,
Die Felsen schimmern und die Gletscher glühen
Bis an des ew'gen Himmels Thor.

Was ist das wohl? was ist das mächt'ge Sehnen,
Das in der Berge Anschau'n reger glüht?
Es ist das Etwas, das im Menschenherzen
Mit tiefer Ahnung süßen Schmerzen
Empor, empor von niedrer Erde zieht.

Die Gottesmenschen liebten auch die Berge,
Seit am Gebirge Ararat
Den Ölzweig pflückte Noah's fromme Taube,
Seit das Gesetz, das Licht und Recht im Staube
Vom Sinai der Herr verkündigt hat.

---

[1]) Gedichte, 2. Aufl., I pag. 6.

Mit Moses sprach er dort als seinem Freunde,
Vom Nebo rief er ihn zu sich hinan,
Von Bergen sang der hohe Gottvertraute,
Der seine Burg auf Zions Felsen baute,
Und auf Gilboa fiel sein Jonathan.

Auf dir, Moriah, glänzte Gottes Tempel!
Zum Horeb rief den Gottesmann der Herr,
In sanftem Säuseln sich zu offenbaren;
Und sie, die für die Welt zu köstlich waren,
In Bergen irrten sie verfolgt umher.

Und himmlischer, als vom Gesetzesberge,
Erglänzte Gottes Herrlichkeit
Auf Tabor, als in Menschenhülle
Verkläret war der ew'gen Gottheit Fülle,
Und der Versöhnung Seligkeit.

Auf Galiläas Bergen ging zu beten
Der Menschensohn in stiller Nacht;
Dort sprach Er aus sein Selig und sein Wehe;
Am Ölberg, in des bittern Kelches Nähe,
Hat Er der Kämpfe heiligsten vollbracht.

Den großen Tod, durch den die Sünder leben,
Starb Er am Hügel Golgatha.
Und als er heimging zu des Vaters Rechten,
Des Lebens Fürst, verklärt aus Todesnächten,
Von lichter Höhe schied Er da.

„Um Salem her sind Berge!“ sprach der Seher.
Auf ihren Auen sollen wir
Das Lamm, das für uns blutete, einst sehen.
Und klarer dann der Sehnsucht Trieb verstehen,
Der aufwärts strebet für und für.

So seid mir denn in eurer Himmelsnähe,
Ihr Berge Gottes, seid gegrüßt!
Ihr stummen Zeugen, daß die Frommen,
Die Pilger einst zum Berge Zion kommen,
Wo alles Heimwehs Heimat ist!

Ich füge noch ein weiteres Naturgedicht hinzu:

Nebel im Thale[1]).

Wo sind des Thales weite Fluren?
Es deckt ein graues Wolkenmeer
Von ihrer Welt die letzten Spuren,
Kein Blick dringt hin und keiner her.
Da oben auf des Berges Zinnen,
Die warmes Sonnenlicht umfließt,
Muß man sich erst darauf besinnen
Ob auch da unten Leben ist.

Da schallen helle Glockentöne
Aus dunkler Tiefe mir ins Ohr,
So nah', in wunderbarer Schöne,
Als ständ' ich dort am Kirchenthor.
Nie hat in hellen Sommertagen
Des Thales Stimme so vertraut,
So mächtig an mein Herz geschlagen,
Wie jetzt, von Wolkennacht umgraut.

„Der Nebel ist des Tones Leiter!"
So sprachen sie, und leise ward
Mir die verborgne Himmelsleiter
Der Erdennacht geoffenbart.
Was unsern Blick mit Flor umwoben,
Trägt reiner nur zu Gott empor.
Des Herzens Ruf, er tönet droben
Zu Melodien im höhern Chor.

So winde sich mein Pfad im Dunkeln
Durch Nebel, den kein Stern erhellt,
Und seh' ich nichts von oben funkeln,
Als gäb' es keine ew'ge Welt.
Die Wolke muß mein Flehn beflügeln,
Und Seufzer, hier vom Sturm verweht,
Sie finden hoch auf Salems Hügeln
Das Herz, das jedes Flehn versteht.

Auf dem Boden ihrer engen und engsten Heimat hat sich ihre Naturdichtung am liebsten bewegt. Wer das Dörflein Hirzel kennt, den muthen ihre Schilderungen ganz freundschaftlich an.

---

[1]) Gedichte, I. 2. Aufl., pag. 59.

„Wie duften", schreibt Zahn, „die frischen Wiesenmatten, über deren schwellendes Grün der Fuß hinschreitet, und das belebte Herz glaubt von den Bergen Gottes hoch und hehr nur noch einen Schritt zum Himmel zu haben."

Zu Zeiten, aber nur vorübergehend, kam sie hinaus, so nach Pfäffers, ein andermal ins Berneroberland. Da giebt sie auch diese Eindrücke wieder. Einmal, bei Anlaß der Verheirathung eines Sohnes, kommt sie ins Engadin. „Ich wollte, ich könnte aussprechen", schreibt sie von da, „welchen Eindruck in mein innerstes Leben jene wundervolle Gebirgswelt machte — so himmelhoch, so ursprünglich, so unberührt von Menschenhand ist dort alles. Bald meinte ich zurück in die ersten Tage der Schöpfung versetzt zu sein und bald hinaus auf die neue Erde. Die nahen Gletscher und Firnen und Felsen, die ringsum das hohe Innthal umschließen, krystallhell, weiß und rötlich und himmelhoch, mahnten mich immer an die Mauern und Thore des neuen Jerusalem, und ich trug ein eigenthümliches Heimweh nach der Stadt Gottes mit mir davon."

Neben der Natur ist es das Familienleben, was nach ihren Briefen und Gedichten ihr Herz erfüllt.

Verse umranken das Elternhaus. Sie mag wohl wirklich an die eigene Mutter denken, wenn sie den Kindern das „Kämmerlein der Großmutter" zeigt.

Das Kämmerlein der Großmutter[1]).

Was ist in diesem Kämmerlein,
So schmucklos, dürftig, eng und klein,
Was so das matte Herz belebt,
Und wie mit Flügeln aufwärts hebt?

Es ist das Räuchwerk des Gebets,
Das steigt ins Heiligthum hier stets,
Und füllt die schwere Erdenluft
Mit wunderbarem Himmelsduft.

---

[1]) Gedichte, 2. Aufl., I. pag. 171.

Ein langes Leben, reich in Gott,
Voll Gnade, Segen, Kreuz und Noth,
Löst hier sich, nach vollbrachtem Lauf,
In Lieb' und Andacht selig auf.

Sie hat geweint, gewirkt, gewacht,
Im Dienste Gottes Tag und Nacht,
Nun betet sie und wartet still,
Bis ihr der Heiland rufen will.

Ein Tempel Gottes wölbt sich da,
Die Herrlichkeit des Herrn ist nah';
Er, der mit Licht den Himmel füllt,
Weilt hier in Dämm'rung eingehüllt.

Von seinem Odem angeweht,
Wird jede Klage hier Gebet:
„O breite, Herr, in Herz und Haus
Den Segen dieses Räumchens aus!"

Vergiß es nicht, du Enkelschaar,
Welch Kleinod dir gegeben war:
Am frühen Morgen that sich hier
Die Himmelspforte auf vor dir.

O wenn in fremder, wilder Welt,
Den losen Spöttern zugesellt,
Je Eines aus euch, weit verirrt,
Am heil'gen Glauben irre wird:

Dann müsse der Erinn'rung Blick
In dieses Heiligthum zurück,
In unsrer Mutter Kämmerlein,
Sein starker, treuer Schutzgeist sein.

Wie reich und rein klingen bei ihr auch die mütterlichen Empfindungen an. „Es ist kein Kinderspiel", meint sie in Beziehung auf das Mutterwerden. Sie nennt die Mutterfreude „die schönste aller irdischen Freuden", aber sie fügt auch hinzu: „So gewiß die Mutterfreude die schönste aller irdischen Freuden ist, so gewiß bringt sie auch die tiefsten aller Schmerzen, die Angst um die eigene Seligkeit ausgenommen. Denn müssen wir sie nicht um die Kinder doppelt empfinden, gehn nicht in ihnen der ganze Jammer der Sünde, des Gesetzes, des Zweifels, alle Noth

und alle Zuchtmeister bis auf Christus auf's neue an?" Und später: „Es ist etwas Gewaltiges, nur der Erfahrung Bewußtes, viele Kinder zu haben, in denen die Mutter das ganze Leben und zumal die Angst um das Seligwerden, ehe sie selbst etwas davon empfinden, noch einmal durchleben muß." Viele ihrer Gedichte sprechen, und oft recht sinnig, Mutterfreuden und Muttersorgen aus, so die beiden, die wir zusammenstellen möchten: „Des Knaben erster Schulgang" und „Des jüngsten Mädchens Austritt aus der Schule".

Des Knaben erster Schulgang.[1])

Da gehst du nun, — es ist der erste Schritt
In deine Welt! es öffnen sich die Thüren
Des Wissens dir; — o nimm den Segen mit,
Der Mutter, die dich ferner nicht kann führen!

Ich hieß dich gehen; still löst ich auf das Band,
Das dich an Mutterhand so süß geschlossen. —
So steht die Mutter wohl am Meeresrand,
Und sieht des Sohnes Kahn vom Ufer stoßen.

Von nun an, — o wie manches Meisters Hand
Wirst du ergreifen, wie hindurch dich schlagen
Durch Schul' um Schule, bis dein Schifflein Land
Gefunden, und die Antwort deine Fragen!

O daß in eines Meisters Schule nur
Ich dich am Ende deiner Schulen finde!
Sein ist der Wahrheit Reich, — auf seiner Spur
Wird Sohn und Mutter wieder froh zum Kinde.

Was für ein hübsches Seitenstück dazu ist das gleich nachfolgende:

Des jüngsten Mädchens Austritt aus der Schule[2]).

Aus niedrer Schule trittst du heut',
Mein Mägdlein, freudig aus;
Von hoher Schule kam erfreut
Dein Bruder auch nach Haus.

---

[1]) Gedichte, 3. Aufl., I. pag. 173.
[2]) Gedichte, 3. Aufl., I. pag. 174.

Vorbei ist nun der harte Zwang
Der Schulen klein und groß,
Der mehr als zwanzig Jahre lang
Die Kinder mir umschloß.

Wie schau'n wir doch so gern zurück,
Ist eine Höh' erstrebt,
Wo noch einmal durchmißt der Blick,
Was Alles man erlebt.

Da wird hernach uns leicht und klar,
Was dunkel war und schwer,
Die Wolke trüber Angst sogar
Glänzt röthlich hinterher.

Doch, ist's nun ausgelernt, mein Kind?
Die Arbeit gar vorbei?
Selbst deine großen Brüder, sind
Sie nun der Schulen frei?

So lang ein Mensch auf Erden geht,
Ist Schule da für ihn;
Und wohl ihm, wenn er nur versteht,
Recht still zu sein darin!

Es redet eines Meisters Wort
Zur großen Kinderschaar
Durchs Menschenleben fort und fort,
Verhüllt und offenbar.

Komm, Meta! Großes giebt es hier
Zu lernen, zu verstehn! —
Und miteinander wollen wir
Fortan zur Schule gehn.

Wie hübsch ist das gesagt, und wie ganz aus dem Leben und dem Borne mütterlicher Empfindung heraus.

Aber nicht bloß die Kinder, auch die Enkelkinder nimmt sie mit in ihre Liebe hinein: „Daß Du eine frohe Großmutter geworden bist, vernahm ich“, schreibt sie einmal an ihre Freundin. „Ein Sohn also? Wie habt ihr ihn genannt? Der Segen seiner Väter und Mütter weit hinauf ruhe auf ihm, und ihr Geist k[illegible]f ihn zwiefältig. Nicht wahr, solch ein Enkelkind spinnt

sich wieder ganz eigenthümlich um und um ein im alten Herzen? Wir würden nie fertig hienieden mit Lieben und Anhangen, wenn nicht der Herr selbst den Todesstrich durch alles ziehen würde — und es giebt ja auch manchen vorläufigen Todesstrich." Und später: „Ich freue mich so, daß du nun auch Großmutter bist und erfähreſt, wie das wieder ein neues Leben in den alten Herzen wachruft. Wie heißt denn dein Enkel? Gott segne ihn wie Ephraim und Manasse, es ist so eine neue Welt, die uns aus der altbekannten hervorgeht und uns anschaut als von Ewigkeit uns angehörend. Wir Großmütter werden hienieden wohl nicht mehr sehen, was aus diesem zweiten Geschlechte sich entwickelt, denn wir sind alt, nicht wahr?" Aus dieser großmütterlichen Zeit stammen die Strophen:

Zum Schlummer[1]).

Als ich ein Kindlein war und müde
Vom Blumenlesen schlafen gieng,
Da war es in der Mutter Liede,
Daß Schlaf und Friede mich umfieng,
Wenn sie an meinem Bettlein leise
Mir sang in betend frommer Weise.

Der Mutter Lied ist längst verklungen.
Von Dornenlesen müd' und bang,
Ward ich in Schlummer oft gesungen
Durch meiner Kinder Abendsang,
Vom sel'gen Friedensklang umschwebet:
„Ich weiß, daß mein Erlöser lebet"!

Nun hat mein Abend sich geneiget,
Der letzte Schlummer ist nicht fern,
Da jede Menschenstimme schweiget,
„Dann" fleh' ich still zu meinem Herrn —
„Laß mich, in leisen Engelchören
Entschlafend, Deine Stimme hören!"

---

1) Gedichte, II. pag. 119.

Aber auf die Erlebnisse im nächsten häuslichen Kreise blieb ihr Interesse nicht beschränkt, im Gegenteil, sie spricht sich oft und viel auch über das, was im öffentlichen Leben vorfällt, aus. Auch Politisches berührt sie — beispielsweise den Sonderbundskrieg, die Neuenburgeraffaire, und sie thut es in einer Weise, wie man es jetzt kaum mehr aussprechen darf, und wie es dem Berichterstatter selber doch mehr als richtig scheint. Auch in kirchlichen Dingen ist ihr Urteil überraschend gesund; ein weites Herz und ein enges Gewissen zeichnen sie aus. Sie ist entschieden positivgläubig, aber nicht sektenhaft beschränkt; obgleich auf evangelisch kirchlichem Boden stehend, mag sie es auch nicht leiden, wenn man seinen Protestantismus lediglich durch heftige Ausfälle wider die Katholiken bekundet; sie freut sich im Gegenteil immer, wenn sie auch dort frommes Leben wahrnehmen kann. Ebenso nimmt sie gerne an den kleineren religiösen Gemeinschaften, was sich da von Gutem beobachten läßt, wahr, und ist empört über die Angriffe des Weltsinns gegen alles ernstere Christenthum, obgleich sie die Gefahren religiöser Erregungen nicht verkennt. Sie könne, schreibt sie einmal, dem Separatismus nicht hold werden, weil ihr die kranke Mutter Kirche zu lieb sei. „Er hat einen radikalen Zug", meint sie, „der die eigene Meinung und das eigene Gutdünken für das absolute Wahre und Gute hält". Ein andermal: „Wir irren Alle, ach daß uns nur der Herr selber zu Hülfe käme, um uns von Irrthum und Sünde zu erlösen".

Ihre ersten Briefe führen uns lebendig in die Zeiten des erwachenden Glaubenslebens im Anfang des Jahrhunderts hinein. Sie hatte manches vom Feuer der ersten Liebe gerade auch in ihrer Gegend zu erfahren gehabt. „Ihr machtet doch eine liebliche Reise, Du und Daniel, der Geliebte!" schreibt sie am 23.

---

[1]) Frauenbriefe, pag. 239 f.

April 1820 an ihre Freundin. „Das war schön, so viele Häuflein aufzuspüren, die den Samen des lebendigen Gottes empfangen haben, der dann doch nicht ausstirbt, sondern im Stillen noch tausendfältige Früchte bringt. Aber Kleophea, ist's möglich, daß einst noch die ganze Erde voll werde von Erkenntniß des Herrn? Denke, mich foltert die Zeit her oft ein Zweifel an der Verheißung Gottes. Die Berge von Hochmuth und Irdigkeit scheinen mir so ganz undurchdringlich, die Eismassen so unfähig, zu schmelzen. Ach die reine, suchende, wirkende, brennende Gottesliebe, und das furchtbare Zurückstoßen der Menschen! Du glaubst nicht, wie mich das oft schneidend quält. Doch die Nachrichten aus der Ferne hoben meine Seele wieder, Deine Briefe und Lieder aus Rußland (wo es allerdings auch noch Enttäuschungen gab!) wo die Sonne so göttlich durch die Wolken bricht. Bei uns ist die wonnige Frühlings- und Saatzeit für einmal vorüber, und Sturm und Frost ging über die junge Saat; zwar kam es noch nie weiter, als zu — freilich teuflischen Verleumdungen, die das ganze Volk glaubt, und zu Neckereien und Drohungen einiger Regierungspersonen, die das Kreuz Christi hassen; ich glaube nicht, daß es viel weiter kommt, denn was wollen sie uns thun, da wir uns gerne, gerne in die tiefste Stille zurückziehen? Gottes Geist können sie nicht binden, und wer will uns das inwendige Himmelreich rauben oder antasten? Aber viele, viel taube Blüthen um uns her sind abgefallen, auf daß die Bewährten offenbar würden; die Zurückgehenden werden nun die wirksamsten und grimmigsten Feinde — und so sind die wahrhaftig auf den Felsen Christus Gebauten und Gegründeten doch eine sehr kleine Herde. Gott mehre sie unter allen Zonen, und helfe den unzähligen Halbgebornen und uns durch. Kleophea."

Auch in der Straußenzeit und in den Tagen des Sonderbunds stand Meta mit aller Überzeugung auf Seite der Alt-

gläubigen. So fühlte sie beispielsweise bei der Bildung der freien Kirche im Waadtland warm mit. Sie redet davon als von einer herrlichen „Glaubensthat". „Das freut mich doch recht herzlich", schreibt sie an Zahn, „daß Ihr fernen Pommeraner einen so ganz klaren Blick habet in unsren revolutionären Greuel, besonders im Waadtlande und in die herrliche Glaubensthat unsrer theuren Brüder, der dortigen Geistlichen, zu denen sich ihr Herr und Meister einst bekennen wird, obwohl sie jetzt von vielen Christen in der Schweiz und in Deutschland verkannt und falsch beurteilt werden. O der unselige Freiheitstraum hat so viele, nahe, liebe, gläubige Herzen geblendet, daß sie die Dinge gar nicht sehen, wie sie in Wahrheit sind. Sie haben nicht er-erkannt die Tiefe Satans, des Satans, der unser schönes, armes Land in Besitz genommen hat. Ach zu uns komme dein Reich." Später: „Wo sind denn jetzt Eure Söhne? und ist die Strömung des Zeitgeistes, welche alle jungen Männer mit sich fortreißt, in Deutschland auch so gewaltig und verderblich wie in der armen, verwirrten, von Hochmuth verrückten Schweiz." Sie konnte es nicht leiden, als in der Sonderbundszeit auch ihre Freunde in Deutschland, aus lauter Angst vor dem Katholizismus, in das Gerede der radikalen Zeitungen einstimmten; sie wußte ihnen da so frisch und frei die Wahrheit zu sagen, wie dergleichen eine wackere, muthige Frau, die das Herz auf dem rechten Flecke hat, am besten besorgt.

Auch später bleibt sie ihren kirchlich konservativen Anschauungen und Überzeugungen treu. Als ihre Freundin Kleophea, die einen streng reformirten Gatten hatte, über die konfessionell lutherische Richtung zu klagen anfieng, erklärte Meta, sie könne auch nicht verstehen, warum die Reformirten von streng lutherischen Altären ausgeschlossen seien, aber sie könne sich in die strengen Lutheraner ein wenig hineindenken. „Es ist ja eben überall Sünde auf Sünde in allem Menschlichen und nirgends

ein ganzes Recht.“ Die Freundin seufze über das starre Kirchenthum, das sie umgebe, und sie, die Schweizerin hingegen müsse die flache Zerfahrenheit des reformirten Wesens beklagen, aber, fügt sie hinzu: „Wir wissen ja wohl, daß wir selbst nichts anderes sind als ein jedes eine in sich elende Kirche. Er hat ein Haus gebaut.“ Als die Freundin neuerdings gegen die kirchlich Konfessionellen sich aussprach, schrieb die Doktorsfrau: „Sieh, ich glaube das, was Du bekämpfst liegt mir zu fern, als daß ich mich dagegen aufzulehnen hätte. In dieser zwinglischen Kirche fühlt man vielmehr immer das Bedürfnis nach Kirche, nach Sammlung aus der Zersplitterung. Du weißt, in unsrer Jugend hatten wir weder für die Kirche noch Sakrament einen Sinn; ich weiß noch wohl die Zeit, wo mir das Bedürfnis erwachte, Christum selbst im Abendmahl zu empfangen — und wie er diesem Bedürfnis entgegenkam. Es waren die einfachen, wunderbaren Worte des Heilands: ‚das ist mein Leib, das ist mein Blut‘, die mich auf ein Geheimnis wiesen, das nicht begriffen, aber erlebt werden kann.“ Eigentlich fühlt sie selber eher lutherisch. Wie dem sei, so wird es Wahrheit bleiben, was sie schön gesagt: „Welche erregte Zeit! Ach! und solche Zerklüftung unter den Gläubigen wo wir hinschauen und dann doch so ein geheimes Walten der Gnade, daß man hie und da, wo Niemand daran denkt, in die sichtbaren Fußstapfen des lebendigen Gottes hineinversinken und laut anbeten möchte.“

Das Gesagte führt uns noch zum Schluß in den Kern ihres Wesens hinein. Diesen finden wir in ihrem warmen religiösen Gefühl, das bis ans Ende etwas von der Lebendigkeit der Erweckungszeit beibehielt, wenn es auch durch Erfahrung immer mehr geläutert wurde. Da finden sich nicht nur verschwommene religiöse Empfindungen. Da ist nicht nur Gottesfurcht und kirchliche Sitte. Da ist wirklich ein christliches Leben, das sich um die beiden Pole, Sünde und Gnade,

Kreuz und Auferstehung, bewegt. Schon im Jahre 1816 schrieb sie: „Kleophea und ich verstanden uns in dem tiefsten Bedürfnisse und dem schmerzlichsten Mangel der Seele mehr als je zuvor; noch errinnere ich mich eines Gespräches über all das vergebliche Suchen und Ringen unseres Herzens und wie wir endlich dahin kommen, zu bekennen: ‚Die Sünde‘, ‚die Sünde‘ sei es, die uns überall im Wege stehe, die alles Elends geheimster Grund sei, also Erlösung sucheten wir.“ „Erlösung ist das Grundbedürfniß unserer Seelen, aber Erlösung als Lebenserfahrung, eigene wirkliche, nicht bloß auf anderer Wort geglaubte Erfahrung“. Energisch drückt sie diese ihre christliche Ueberzeugung in den folgenden Strophen aus, die dem Gedichte „Unter dem Sternenhimmel“ entnommen sind [1]):

Den süßen Kinderglauben,
Sie wollen mir ihn rauben,
Die Weisen meiner Zeit.
So raubet ohn' Erbarmen
Den Wanderstab dem Armen
Die Hand, die keinen bessern beut.

Sie wollen mir es wehren,
Den Menschensohn zu ehren,
Als meines Lebens Gott;
Das liebende Verlangen,
Ihn ewig zu umfangen,
Ist ihrer stolzen Seele Spott.

Was wollt ihr mir denn geben
Für das entriss'ne Leben?
Wie stärkt und tröstet ihr?
Den Gott des weichen Herzens,
Vertrauten jedes Schmerzens,
Ersetzt kein kaltes Wissen mir.

---

[1]) Gedichte, 1. Samml., 2. A., pag. 12.

Er gibt dem Herzen Frieden,
Weist mir den Pfad hienieden
Ins ew'ge Vaterhaus,
Begeistert mich, zu lieben,
Das Gute still zu üben,
Und söhnt mit dem Geschick mich aus.

Erquickt im dunkeln Thale
Mich mit dem Morgenstrahle,
Der hell dem Glauben lacht.
Daß Einer einst gekommen,
Des Todes Arm entnommen,
Der ew'ges Leben uns gebracht.

Sollt ich im Thal des Wähnens,
Des ungestillten Sehnens,
Wo jeder ahnt und träumt,
Und Alle irre gehen,
Den Rettungsstrahl verschmähen,
In dessen Licht mein Hoffen keimt?

O nein! die große Seele,
Die, rein von jedem Fehle,
Verzeihend Mord und Spott,
Versöhnend Tod und Leben,
Sich liebend hingegeben,
Die große Seele ist mein Gott!

Noch in einer Menge Lieder drückt sich ein ebenso frisches und freudiges Glaubensleben wie ein Talent für schlichte aber schöne Formgebung, aus. Weil die Lieder wirklich empfunden wurden, so rufen sie auch ähnliche Empfindungen wach. Ich nenne die in unserm neuen zürcherischen Gesangbuch befindlichen „O Jesus Christ, mein Leben, mein Trost in aller Noth" und „Bei dir ist Treu' und Glauben, mein Gott, bei dir allein"[1]. Ich nenne außerdem, als besonders erwecklich: „Nach manchem Abschied", „Herz, du hast viel geweinet, So weine nun nicht mehr",

---

[1]) Zürch. Gesangbuch Nr. 256 und 290.

„Kraft am Kreuze", „Sie wollen's nicht, die Stolzen wissen, daß du für uns gestorben bist", „Letzter Wunsch", „Eher nicht", „Über ein Kleines", „Wir werden bei dem Herrn sein allezeit" u. s. w. Viele sind derart, daß man immer wieder zu denselben zurückkehren mag.

Die reiche innere Erfahrung, die sie hatte, machte sie tüchtig zu einem reichen Liebesleben in Wort und That, im Kreise ihrer Hausgenossen, im Umkreis der Gemeinde, ja auch darüber hinaus. Sie freute sich jeden Zeugnisses erwachenden Christenglaubens und besonders der Werke der innern und äußern Mission. Auf dem ersteren Gebiete begrüßt sie namentlich die Rettungsanstalten für Verwahrloste; für eine derselben, die Rettungsanstalt Friedheim bei Bubikon, hat sie oft die Festgedichte gemacht.

Dieser Glaube, welcher sie zum Wirken befähigte, hat sie auch zum Leiden tüchtig gemacht. Es ist zwar nicht ganz richtig, was Zahn schreibt: „Meta, die zart und weich Empfindende mußte einen harten, schweren Lebenskampf aufnehmen, der sie oft zermalmte und vernichtete. Voll Verlangen nach geistiger und vor allem nach Glaubensgemeinschaft wurde sie in ihrem einsamen Bergort festgehalten und ohne das Wort des Lebens hören zu können (das ist doch falsch), nur in einer gleichgesinnten Schwester ein mitziehendes, theilnehmendes Herz besitzend, war sie lange Zeit nur von frostigen Geistern umgeben, die das aufwachsende seltene Bäumlein nur beschwerten und belasteten, aber nicht stützten und hielten. Leiden über Leiden und viel Bitterkeit wurde ihr eingeschenkt"[1]) — (Das ist wohl auch zuviel gesagt.) aber wenn das auch übertrieben scheint, so ist das schon richtig, daß ein großer Haushalt manches Schmerzliche mit sich bringt, und

---

[1]) Frauenbriefe, pag. 228.

eine geistig expansive Natur, wie die ihrige, in einer stillen, abgelegenen Landgemeinde oft ein gewisses Gefühl der Isolirung haben mochte; indessen war sie eine geistig viel zu gesunde Natur, als daß dieses sie gelähmt hätte. Sie blieb aufrecht, auch als das Alter über sie kam.

„Es war mir fast tröstlich", schrieb sie an ihre Freundin Kleophea, „daß du ein ganz gleiches Altersgefühl hast, wie ich. Ja wohl fühle ich nun auch ganz genau, wie das Alter unliebenswürdig macht, wie aller Schmuck wegfällt, und die natürlichen Gaben schwinden eine nach der andern. Liebe Kleophea! es ist ein langes Sterben, durch das wir hindurch müssen, ein langer dunkler Gang, ach daß an seinem Ende Heimatlicht leuchte, und unser Sterben ein Sterben mit Christo sei. Dann wird das ewige Leben, das uns jetzt oft so verborgen gehalten ist von dem Sterben der Zeit, auch wieder hervorbrechen, und der Morgenstern aufgehen über unsern Pfaden."

Und so kam endlich jene Zeit, wo sie wirklich im Frieden Gottes hinübergehen konnte, wo an ihr erfüllt wurde, was sie einst sang:

Nicht Triumphe, wie ich einst sie träumte,
Ruhe nur verlangt mein müdes Herz,
Friede nur, nach so viel Todeswunden,
Trost für meine letzten Stunden,
Und ein offnes Pförtchen himmelwärts.

„Ja, o ja", so schreibt sie in dieser Zeit des Älter- und Gebrechlicherwerdens, am 15. November 1857 an die Freundin der Jugendzeit[1]): „‚Bei nächtlich stillem Lauschen, hören wir von Ferne rauschen, Sterne aus der Ewigkeit, Flügelschlag der kurzen Zeit!' und alles, wie du's weiter singst und sagst, tönte mir eben wie aus eigner Herzenstiefe heraus. Ach du liebe ‚alte Kleophea', wir werden doch noch einmal zusammen Harfen spielen

[1]) Frauenbriefe, pag. 319.

zu den Füßen des Lammes, das uns geliebet und uns gewaschen hat von den Sünden, deren Narben wie Pockennarben uns jetzt noch so erbärmlich verunstalten, obwohl sein Auge etwas Anderes an uns ersieht, etwas, das nur sein gehört und sonst Niemand was angeht. Es kann auch nicht lange mehr währen für uns Alle, so bricht dieser Hüttenbau mit seinen Sündenmaalen zusammen und über den Jordan wird er noch hinüberhelfen, der uns die vierzig Jahre der Wüste durchgeholfen hat. Mein Leben war wohl ein Wüstenzug, auch Untreue und Murren leider dabei, aber ‚Nach Sünden und Strafen, nach Lob und Dank, Nach Manna und Wachteln und Felsentrank, Nach feurigen Schlangen und offenen Schlünden, Wie heißt er? Wo ist solche Liebe zu finden?‘ Albertini. Ach ja, liebe Schwester! es ist auch mein großer Trost, daß der Herr mich erforschet und alles besser weiß als ich selber. ‚Du verstehest meine Gedanken von ferne!‘ rufe ich zu ihm, wenn ich sie selbst nicht verstehe, und: ‚So du willst, so kannst du mich reinigen!‘ Ob die Gerichte, die immer wieder über mein Leben gehen, ihm dazu dienen müssen, ich weiß es nicht, ich seh' es nicht, sehe nur, daß die Füße im täglichen Wandel durch den Erdenkoth fort und fort beschmutzt werden, weiß aber auch, daß unser Meister und Herr nicht müde wird mit Fußwaschen und fort und fort sein Wort mir aneignen läßt: ‚Ihr seid rein um des Wortes willen, das ich zu euch gesagt habe‘. Gerade in letzter Zeit mußte ich immer aus unlösbarer menschlicher Verwirrung heraus in den ewigen Himmel hineinrufen: Gottlob Herr, du weißt alles!“

Noch später: „Es ist eine Grube voll Elend, dieses Leben, aber ein Friedensbogen wölbt sich darüber, darauf die Worte unverlöschlich geschrieben stehn: ‚Er hilft den Elenden herrlich!‘

---

[1] Frauenbriefe, pag. 333, 339.

und: ‚Ach Kleophea‘, es kömmt doch für ein Jedes von uns die Stunde, da wir nur nach dem 22., 38., 69. Psalm beten können, da ‚Satan unser begehret, uns zu sichten, wie den Weizen‘ — aber sieh’, mir ist nicht bange für dich. Ein Anderer hat ja für uns gebeten, daß nicht gar abnehme der schwache, zitternde Glaube. Ach, ich glaube, ich darf das aus innerster Erfahrung bezeugen. Wenn die Fluten der Trübsal hoch über uns zusammenschlagen, dann gerade ist der starke Gott an unsrer Seite, und ob wir seiner nicht inne werden, so wird er doch unsers Schreiens inne, und wenn es immer tiefer geht, hinunter in Abgründe, davor uns graut, so erfahren wir es am Ende: ‚Von unten aber sind ewige Arme‘ und sinken tief hinein in diese Arme ewiger Barmherzigkeit. Es währt wohl oft lange, ach Herr, wie so lange, aber was sind diese Schmerzensnächte gegen die unendliche Ewigkeit? Und wenn dann solch’ eine Jammerzeit vorüber ist — und das Längste auf Erden ist doch recht kurz — und wir dem Herrn nun ‚hintennach sehen‘ — dann war doch Alles nur wie ein Traum, der vergangen ist, wie eine Morgenwolke, und nichts, gar nichts ist geblieben als Gottes ewige Gnade und Treue. O vergieb! ich will ja gewiß nicht predigen wie Hiobs Freunde, nur etwas stammeln in meinen Erfahrungen. Ach es geht ja für uns alle nur durch Zerbrechen zum Sterben und Leben!"

Auch sie selber mußte durch manche Noth noch hindurch. Mehrere Schlaganfälle hatten die Greisin an ihr Ende gemahnt. Nun schien die Wassersucht sich einstellen zu wollen. Da nahm sie Gott hinweg „am gleichen Tag und zu gleicher Stunde, da vor etwa 40 Jahren ihre Mutter entschlief." Am 2. Januar 1876 wurde sie durch einen sanften Tod erlöst. Das letzte Wort, das über ihre Lippen kam, war, sehr bezeichnend — der

---

[1]) Evang. Wochenblatt 1876, pag. 12.

Trost, den sie der weinenden Tochter mit den Worten gab: „Die Liebe höret nimmer auf.“ Ich aber schließe mit dem Gedichte das mir ihr schönstes scheint.

„Wir werden bei dem Herrn sein allezeit.“
(Thess. 4, 17 [1]).

„Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!“
Du Heimatlaut in fremden Pilgerthalen,
Tiefdunkel ist die ernste Ewigkeit, —
Doch wie durch Nachtgewölk des Mondes Strahlen
Glänzt der Verheißung Licht durch Todesleid.
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit.

Bei Ihm daheim! in seiner Liebe ruht
Die Seele aus von ihrer Irrfahrt Schmerzen.
Der langen Sehnsucht Ziel, das höchste Gut,
Der Herzen Heimat ist in seinem Herzen; —
Er gieng voran, die Stätte ist bereit. —
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!

Bei Ihm versammelt! — seinem Salem geht
Die Wallfahrt zu. Wie oft in guten Stunden,
Wenn seiner Nähe Odem uns umweht,
Hat es sein Volk vor Ihm vereint empfunden,
Das ist die Fülle aller Seligkeit:
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit.

Hier trennt die Welt. Was heut' sich liebend fand,
Sehnt morgen sich nach Blick und Wort vergebens,
Es drängt sich zwischen Seelen Meer und Land,
Und starrer noch das Machtgebot des Lebens.
Der Himmel sammelt, was die Welt zerstreut; —
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!

Und waren wir hier jemals ganz vereint?
Ach, nur das Reine eint sich mit dem Reinen!
Die Schuld, die täglich noch das Herz beweint,
Sie scheidet es von den geliebten Seinen.
Der Fürst des Friedens tilgt, was uns entzweit:
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit.

———

[1] Gedichte, 3. Aufl., I. pag. 108

Wir irren Alle, sind erlöst noch nicht
Von alter Sinnverwirrung schweren Banden,
Die Sprache, die ein Kind des Hauses spricht,
Wird von dem andern Kinde nicht verstanden.
Das Wort des Vaters löst der Rede Streit:
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit.

Du Gotteswort, dem froh der Glaube traut,
Wohl magst du allen Erdenjammer stillen, —
Das finstre Thal, vor dem der Seele graut,
Mit Morgenroth und heil'gem Frieden füllen!
O Heimatlicht aus dunkler Ewigkeit:
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!

Des Johann Amos Comenius „Üblicher Vernunfftschluß oder Schlußrede der gantzen Welt“.

Nach Akten des zürcherischen Staatsarchivs dargestellt
von Fr. Zollinger.

Johann Amos Comenius (geboren 1592 in Mähren, gestorben 1670 in Amsterdam) nimmt einen Ehrenplatz in der Geschichte der Erziehungskunst ein. Er hat den Grund gelegt zu dem Baue, an dem jene zahlreichen Meister seit 250 Jahren mit mehr oder weniger Erfolg arbeiteten, denen wir den heutigen Stand der Ansichten über Erziehung und Organisation des Unterrichts im Wesentlichen zu verdanken haben.

Ein idealer Zug geht durch den ganzen Tempel pädagogischer Ideen des Comenius. Ideale Güter bezeichnet er als die höchsten Ziele des menschlichen Lebens; zu idealen Wesen will er, das Paradies zurückerobernd, den Menschen gestalten, und ein Ideal ist der Bildungsgang, den er dem Menschen weist, damit dieser seine Bestimmung erreiche. Aber sein Idealismus ist kein leeres Hirngespinst, kein Luftschloß ohne Fundament und stützende Säulen; er fußt vielmehr auf der realen Welt. Das hehre Ziel vor Augen, läßt Comenius den Menschen die Wirklichkeit durchwandern und bildet ihn, von den ersten Stadien der körperlichen und geistigen Entwicklung successive heran zu den höchsten Stufen des

Menschseins. Die Erziehung des Menschen zu dieser Vollkommenheit geschieht durch den Unterricht und die Zucht; dieselbe erscheint ihm nicht bloß möglich, sie ist ihm ein Gebot der Notwendigkeit und eine der höchsten menschlichen Pflichten. (Vergleiche: Bedeutung der pädagogischen Bestrebungen des Amos Comenius, Schweizerische Lehrerzeitung 1892 Nr. 15).

Sein Erziehungswerk beginnt Comenius mit dem Kinde in der Wiege; er weist der ersten Lehrmeisterin, der Mutter, die Wege, die sie das Kind zu führen hat, um dasselbe zu einem menschenwürdigen Dasein zu befähigen. Für die Zeit vom sechsten bis zwölften Altersjahre fordert er die allgemeine Schulpflicht: „Nicht bloß die Kinder der Reichen und Vornehmen, sondern alle in gleicher Weise, adelige und nicht adelige, reiche und arme Knaben und Mädchen müssen in allen Städten und Flecken, Dörfern und Landhäusern zur Schule herangezogen werden. — Wenn aber einer fragt: Was soll daraus werden, wenn die Handwerker, die Bauern, die Sackträger und sogar die Weibsbilder zu Gelehrten werden, so antworte ich: Wenn auf gehörige Weise diese allgemeine Bildung der Jugend eingerichtet ist, so wird es fortan keinem von allen an einem guten Stoff für sein Denken, Wünschen, Streben, auch Arbeiten fehlen". (Große Didaktik.) Für Diejenigen aus dem Volke, welche sich eine höhere Bildung aneignen wollen, verlangt Comenius für die Zeit vom 12. bis 18. Altersjahre in jedem Flecken ein Gymnasium und für die, so sich zu Gelehrten und Regierenden heranbilden wollen, in jeder Stadt eine Akademie. In seinen didaktischen Regeln fordert Comenius vom Unterricht:

1. daß er der kindlichen Fassungskraft angepaßt werde und stufenweise, jedoch ohne Sprünge vorwärts schreite vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Nahen zum Fernen, vom Besondern zum Allgemeinen, d. h. naturgemäß sei;

2. daß er auf die Anschauung basire und demgemäß, insbesondere auf der ersten Stufe, der Bildung der Sinne die nötige Aufmerksamkeit zuwende: „Die Sinne sind die Eingangspforten des Geistes; denn es ist nichts in dem Geist, wo es nicht zuvor im Sinn gewesen", sagt er im Orbis pictus, und in der Großen Didaktik: „Die Summe läuft darauf hinaus: Die Menschen müssen in der Weisheit so viel als möglich nicht aus Büchern unterwiesen werden, sondern aus dem Himmel, der Erde, den Eichen und Buchen, d. h. die Dinge selber kennen lernen und durchforschen, nicht nur fremde Beobachtungen und Zeugnisse über die Dinge";

3. daß er den ganzen Menschen ins Auge fasse und auf die harmonische Ausbildung aller Kräfte, derjenigen des Körpers wie des Geistes, der manuellen Fertigkeiten wie des Denkens, des Fühlens, des sittlichen Wollens und des Handelns abziele.

Zur Erfüllung dieser Aufgaben der Schulen verlangt Comenius einen tüchtigen Lehrerstand. „Ihr seid berufen, daß ihr den Himmel pflanzt und die Erde gründet" ruft er den Lehrern zu und bezeichnet sie als das Vornehmste Veranschaulichungsmittel der Schule, insbesondere in ethischer Hinsicht. Aber auch der Geistliche hat mitzuwirken an diesem Erzieherwerke; darum fleht Comenius: „Gott möge seiner Herde Hirten geben nach seinem Herzen, die nicht sich selbst weiden, sondern seine Herde". Die Regierung müsse die allgemeine Volksbildung durch den Erlaß bezüglicher Gesetze und finanzielle Unterstützung fördern und die Lösung der sozialen Aufgaben des Staates ins Auge fassen.

All' diese schönen Gedanken entwickelte Comenius in der Zeit, da der dreißigjährige Krieg seine Schrecknisse über die deutschen Lande verbreitete und ihn seiner Heimat beraubte, wo er erst als protestantischer Geistlicher und nachher als Bischof der böhmischen Brüdergemeinde, einer protestantischen Sekte, gewirkt hatte. Weib und Kind hatte die Pest dahingerafft; die Früchte jahrzehnte-

langer Arbeit und Forschung hatte der Brand zu Lissa zerstört: ein Bettler zieht er dahin und findet Aufnahme bei einem Edelmanne, Ludwig van Geer, in Amsterdam; trotz alledem ruft er aus: „Ich kann nicht schweigen, weil ich durch meine Mitteilung den Krieg, wie durch eine allharmonische Musik, einst zu besänftigen hoffe.“ (Panegersia.)

Durch diese schweren Schicksalsschläge hin und her geworfen, suchte er gegen das Ende seiner Laufbahn Hoffnung und Trost in den Offenbarungen einiger Seher. In den Visionen und Prophezeiungen des Christoph Cotter, eines Weißgerbers aus Niederschlesien, der Christina Poniatowska, der Tochter eines polnischen Adeligen, und des Nikolaus Drabiz, eines Geistlichen aus Mähren, erblickte er den letzten Rettungsanker in den Wirrsalen seiner Zeit; darum veröffentlichte er dieselben und schrieb dazu ein einleitendes Vorwort. Diese Sehergeschichten gipfeln darin, daß der europäische Friede eintreten werde,

1. wenn das Papsttum vernichtet, 2. das Haus Oesterreich zerstört, 3. die Türken und Juden zum Christentum bekehrt seien und 4. die Christen eine Gemeinde bilden, die ihre Gesetze in der Bibel habe. Dies auszuführen, wurde erst den Fürsten von Siebenbürgen, dann dem König von Schweden und schließlich dem König von Frankreich zugedacht.

In der Propaganda für die von Comenius veröffentlichten Schriften nimmt unser Landsmann, Johann Jakob Redinger, eine hervorragende Stelle ein. Er wurde im Jahre 1619 in Neftenbach, Kanton Zürich, geboren; nachdem er frühe seine Eltern verloren hatte, studierte er, in der Absicht, Geistlicher zu werden, von 1630—1641 in Zürich und zwar erst an der Schola Abbatissana (Lateinschule beim Fraumünster), dann im Collegium humanitatis und im Collegium Carolinum (beim Großmünster); vom Jahre 1636 an war er Alumnus, d. h. Zögling des Alumnates, des Konviktes für arme Studierende vom Lande im Kappelerhof.

Im Jahre 1641 bestand Redinger das Examen philosophicum und die Probepredigt mit gutem Erfolge. 1642—1646 diente er als Feldprediger im Rahn'schen Regimente in Piemont und Katalonien; 1646—1655 war er Pfarrer in Urdorf; er that hier viel, nicht bloß für das kirchliche Leben, sondern namentlich auch für das Armen- und Schulwesen. Infolge von Zwistigkeiten mit dem katholischen Priester zu Dietikon, Pater Mittler von Luzern, die schließlich in der von Redinger eigenmächtig angeordneten Gefangennahme desselben durch bewaffnete Bauern ihren Ausdruck fanden, wurde Redinger auf Verlangen des Abtes von Wettingen, sowie des Landvogtes von Baden durch den Rath in Zürich seines Amtes enthoben. Schon in Urdorf hatte er sich eifrig mit Sprachreinigungsstudien befaßt und ein Büchlein, betitelt „Runs" herausgegeben, in welchem er nachzuweisen suchte, „daß die latynische spraach ganz Tütsch und us derselben grundworten entstanden seie". Offenbar nahm er auch ein großes Interesse an den damaligen Versuchen mit den Sprachbüchern des Comenius, insbesondere mit Janua und Atrium, in den zürcherischen Lateinschulen. Von Urdorf vertrieben, wandte sich Redinger nach Amsterdam, wo er „under des Gottseligen Herren Amos Komenius aufsicht" eine lateinische Schule leitete, und unter anderen die Söhne des Bürgermeisters Witsen unterrichtete, welch' letzterer ihm das Zeugniß eines fleißigen Lehrmeisters und weisen und tapfern Mannes ausstellte. Im Jahre 1658 wurde Redinger von der Churfürst-Pfalzschen Regierung nach Frankenthal berufen als Rektor der Lateinschule, um in dorten den „Komenischen Lehrweg" einzuführen, welches Amt er bis zum Jahre 1664 bekleidete. Während seines Aufenthaltes in Amsterdam und dann auch in Frankenthal übersetzte Redinger mehrere der Comenianischen Lehrbücher, so Januæ Linguarum Reseratæ Vestibulum in's Holländische (1658) und Schola Ludus in's Deutsche (1659); von dem lebhaften Briefwechsel zwischen Comenius und Redinger besitzt das

Zürcher Staatsarchiv acht Briefe des erstern im Original und zwei in Kopie; dieselben wurden nebst einer größern Zahl für die Comeniusforschung interessanter Aktenstücke im Jahre 1892 aufgefunden; sie blieben so lange unentdeckt, weil sie ohne Unterschrift sind oder außer den Worten «Manus nota» höchstens die Buchstaben «J. C.» tragen; das Petschaft, welches auf mehreren der Briefe noch vorhanden ist, führte zur Entdeckung dieser geringen Spuren des Erdendaseins des „Sehers der Menschheit" auf dem Platze Zürich.

Redinger war anfangs nicht erbaut über die Herausgabe der Prophezeiungen. „Im jar 1657", berichtet er, „ließe Komenius neüve Göttliche Offenbarungen drucken under dem Titel: Liecht in der Finsternus: nämlich des Christoffel Kotters, der Christina Poniatovia und des Niklaus Drabitz, welchen druk ich anfangs mit widersprechen, daß es keine Göttliche Offenbarungen mehr gebe, understanden zu hinderen: aber nachdem ich auf freündtliche erinerung des Herrn Komenius selbige mit fleiß durchlesen, ihre übereinstimmung mit Daniel und Jo̊hannes gesehen: auch darnebend den laidigen Zustand der gantzen Christenheit betrachtet, bin ich durch Gottes gnad erleuchtet worden, daß ich ihnen geglaubt und andere zu glichem glauben zu vermögen gesucht habe."

Wie Comenius als Adjunkt des Drabiz, so erscheint nunmehr Redinger als von Gott Comenius zur Verbreitung der Offenbarungsschriften beigeordneter Gehülfe. Im Jahre 1664 überreichte Redinger den reformirten Ständen der schweizerischen Eidgenossenschaft die abgekürzten Offenbarungen, „weil Gott der Herr die Evangelischen Eidgenossen an underschidlichen orthen in disen bücheren zu Mitarbeitern an bevorstehender großer Weltverenderung ernennet". Darauf reiste er nach Fontainebleau, allwo er „dem König (Ludwig XIV.) durch den Gwardi-Hauptman la Valière und Monsieur de Lyonne 2 bücher einhendigen lassen, nebend dem XI. und XCV. Gesicht des Melisch (ebenfalls eines

Sehers), in frantzösischer sprach geschriben, dem Hrn. von Turraine 2, dem Hrn. Ertzbischoff in Parys 2, samt dem Lateinischen Melisch und der Evangelischen Gemeinde zu Victry auch zwei."

Da Redinger in Frankreich, wie in der Schweiz und in der Pfalz wenig Gehör fand, so erklärte er nach seiner Rückkehr dem Kirchenrathe in Frankenthal: „Ich weiß nun, was die Christen von den Offenbarungen haltend, ietz will ich sie den Türken und Juden bringen, und ihnen den willen Gottes anzeigen, und hören, was sie dazu sagind". In der That reiste er ins türkische Heerlager nach Ungarn (1664) und wurde vom Groß-Vezier Achmed Köprili zwei Mal empfangen; aber daß die Türken Christen werden sollen, das wollte ihm dieser nicht glauben, eher werde das Umgekehrte eintreten, meinte der Groß-Vezier, und Redinger kehrte unverrichteter Sache zurück, nachdem man ihm bedeutet hatte, in Belgrad werde man ihm den Kopf abhauen.

Die Folge dieser abenteuerlichen Reisen, wie der Propaganda für die schwärmerischen Ideen war, daß Redinger als Rektor in Frankenthal entlassen wurde.

Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Heimat kam Redinger im Herbste des Jahres 1665 wiederum in die Niederlande, diesmal, um mit den Generalstaaten in Gravenhaag betreffend Werbung eines schweizerischen Söldnerheeres für den Krieg gegen England zu unterhandeln. Die Sache zerschlug sich, und Redinger begab sich zu seinem Freunde Comenius nach Amsterdam.

In diese Zeit fällt die Vollendung des dritten Druckes der von Comenius herausgegebenen Offenbarungsschriften: «Lux e Tenebris» (Licht und Finsterniß), „welches Buch man gerne", wie Redinger erzählt, „erstlich dem König in Frankreich, als dem künftigen Haupt in der Christenheit, zugeschickt hätte; die Bottschaft truge man mir an, weil ich zwei jar zuvor von mir selbs nur mit dem auszug der Offenbarungen dahin gereiset seje".

Redinger hatte ohne Zweifel auch eine weitere lateinische

Schrift dem König zu überbringen, betitelt: «Syllogismus Orbis Terrarum Practicus». Comenius sandte Redinger das Manuskript mit folgendem Billet zu:

«Salutem. De mane consilium, ajunt. Recteque factum quod in hoc matutinum dilata fuerit Syllogismi conclusio: prosperavit enim Dominus, ut melior facta sit quam cogitavimus. En, lege, judica! atque si placebit pure descriptum Bibliopolæ trade, ut mox incipiat typis componi. Si tamen apud me sisteris gradum, bene erit; adhuc aliquid suggeri poterit.

Mæcenas vero noster quia eundem Syllogismum pro se in Germ. transferri petit, recte feceris si te mox operi accinxeris, meo exemplari tibi reservato.

Das mit dem Aller Christlichsten König wird trefflich in pass kommen, jubente Deo. Vale» [1]).

Daraus geht hervor, daß Comenius Redinger beauftragte, die Schrift dem Buchhändler zu übergeben, damit dieser bald mit dem Drucke beginne, und außerdem dem Wunsche des «Mæcenas noster» gemäß (womit ohne Zweifel Herr van Geer gemeint ist), die Schrift ins Deutsche zu übertragen. Offenbar ist die

---

[1]) Sei gegrüßt! Vom Morgen kommt Rat, sagt man. Und so wurde mit Fug und Recht der Schluß des Syllogismus auf heute Morgen verschoben. Der Herr hat ihm nämlich das Gedeihen gegeben, daß der Schluß besser geworden ist, als wir dachten. Sieh' ihn an, lies ihn, urtheile! Und wenn das Werk dir gefällt, so übergib es in Reinschrift dem Buchhändler, damit bald mit dem Druck begonnen werde. Es wird jedoch gut sein, wenn du bei mir vorbeikommst. Es wird noch etwas hinzugefügt werden können.

Weil aber unser Mäzen wünscht, daß der gleiche Syllogismus für ihn ins Deutsche übertragen werde, so wirst du gut tun, dich bald mit meinem dir zur Verfügung gestellten Exemplare an die Arbeit zu machen.

Das mit dem Aller Christlichsten König wird trefflich in paß kommen nach Gottes Willen. Leb wohl!

(Original im Zürcher Staatsarchiv.)

Schrift selbst zum Teil schon früher entstanden; Dr. Kvacsala, der verdiente Comeniusforscher, berichtet (J. A. Comenius, pag. 392), daß des Syllogismus schon in einem Briefe an Hartlieb im Jahre 1657 Erwähnung gethan werde, daß aber Comenius wahrscheinlich in spätern Jahren mancherlei daran geändert habe. Dies scheint auch aus dem vorstehenden Billet hervorzugehen, da nur von der Abfassung des Schlusses die Rede ist. Ob noch ein Exemplar des lateinischen Druckes irgendwo existirt, ist uns nicht bekannt; dagegen hat sich das Redinger'sche Manuskript der Uebersetzung auf dem Zürcher Staatsarchiv gefunden, und die Stadtbibliothek Zürich besitzt einen deutschen Druck der Schrift[1]. In den Verzeichnissen der Werke des Comenius fehlte die Schrift, bis der Schreiber dies in der literarischen Beilage zur schweizerischen Lehrerzeitung vom März 1892 darauf aufmerksam machte.

Was berichtet nun Comenius in dieser Schrift?

Der vollständige Titel lautet[2]:

„Üblicher Vernunfft-Schluß oder Schlußrede der gantzen Welt,

deren

I. Vorsatz die Fürsten in Európa gestellet, durch den unter sich zu Münster und Osnabrug, im jahr 1648 gemacheten; zu Nuerenberg aber im jahr 1650 bestetigten Fride.

II. Den Nachsatz aber hat der Römische Bapst Innocentius der X. im jahr 1651 gestellet und dessen Nachfahr, Alexander der VII. im 1655. und folgenden Jahren mit fortsetzung bestetiget.

---

[1]) Dr. Kvacsala berichtet, daß die Schrift auch in holländischer Sprache erschienen sei und daß ein Exemplar dieses Druckes sich in der Universal-Bibliothek zu Gent befinde.

[2]) Wir halten uns bei den folgenden Zitaten an das Redingersche Manuscript.

III. Daher die menschliche Geschlechte und Völker der leitung der Göttlichen stimme, und der Vernunfft nachfolgende, in dem 1665. und folgenden jahren, den Schluß machen.

Gedruckt in Hamburg,
bey Gervasius Johannides 1665 [1])."

Die Einleitung lautet:

„Seyt gegrüeßet ihr Zuseher auff der Welt!

Alles was die menschen thun und was alle und iede Geschöpfe thun, und was der Schöpfer selbs thut, das sind Schlußreden [2]), welche aus den Vor- und Nachsätzen den Schluß, aus den ursachen das werk, aus den anläsen den austrag verursachen.

Lise und widerlise alle Geschichten, kehre alles übersich und untersich, was irgens ist, und geschiehet, so wirstu nichts anders finden.

Dises machet auch die gegenwärtige Schlußrede glaubwürdig: dessen

I. Vorsatz wir aus dem Fridensschluß mit selbs eigenen worten setzen wollen;

II. Den Nachsatz aus dem Gewaltsbrieff oder aus der Bulle des Bapsts Innocentii und aus den Handlungen seines Nachfolgers Alexandri;

III. Den Schluß aber aus krafft der Nachvolg, und aus dem befehl Gottes, welchem alle Geschlechte und Völker folgen, und denselben in das werk richten sollen."

Der „Vorsatz" bringt einzelne Stellen aus dem westphälischen Frieden; es wird hiebei insbesondere folgender Passus hervorgehoben:

---

[1]) Der Name des Autors fehlt im Manuskripte.

[2]) Im Drucke steht an Stelle von „Schlußrede" durchweg „Vernunftschluß"; im Titel ist das letztere Wort mit anderer Tinte eingeflickt.

„Wer aber disem Vertrag und dem gemeinen Fride, mit rath oder that zuwiderhandlen, oder dessen vollziehung oder widererstattung widerstreben würde ꝛc. er seye geistlich oder weltlich, der soll in die straff des gebrochenen Fridens mit dem recht und in der that selbs verfallen seyn, und soll die ersetzung und leistung wider ihn nach den Reichssatzungen, mit völliger würkung erkennet, und begeret werden.

Der beschlossene Frid aber soll nichts desto weniger bey seinen kräfften verbleiben: und sollen alle mitgenossen dises vertrags schuldig und verbunden seyn, alle und iede Gesätze dieses Fridens gegen iedermann, ohne unterscheid der Glaubenslehr oder Religion zu beschützen und handzuhaben ꝛc. Ja es sollen alle mitgenossen dieses vertrags mit gesammtem rath und kräfften dazu gehalten seyn die Waffen zu ergreiffen, um die unbilligkeit und gewalt abzutreiben“ ꝛc.

Der „Nachsatz“ ist betitelt: „Der Bapst Innocentius X. schreibet aus zu immer wärendem angedenken“ und enthält die von genanntem Papste erlassene Bulle gegen die Bestimmungen des westphälischen Friedens, lautend:

„Aus eifer des Hauses Gottes, welcher unser gemüth immerzu beweget, legen wir uns fleißig auf dise sorge, das die Würdigkeit, und das ansehen der Algemeinen oder Catholischen Kirche wol verwahret und unverlezet erhalten werde, und daß die geistliche Rechte keinen schaden leiden ꝛc. Wir haben mit innerster empfindung des schmertzens vernommen, daß durch den vil jahr lang, zu Oßnabrug, an dem 6. tag Augstmonat des 1648. Jahrs gemacheten Fride, zwischen Ferdinand dem Römischen König, der nun zum Keyser erwehlet ist, mit seinen Bundsgenossen und anhängeren an einem theil und zwischen den Schweden auch mit ihren Bundsgenossen und anhängeren an dem anderen theil:

wie auch an dem 24. tag Weinmonat selbigen Jahrs, mit Ludwig, dem König in Frankreich, gleichfalls mit seinen Bunds=

genossen, dem Apostolischen und römischen Stul sehr schwere vor=
urtheile oder eingriffe zugefügt worden sind, obgleich unser Abge=
sandte dem Frid widersprochen hat, daß dergleichen Artikel ver=
gebens, nichtig, unbillich, und weil man keine volmacht dazu ge=
habt, unbesonner weise gestellet, und daß kein Vertrag oder Ver=
komnis, in Geistlichen sachen so ohne des vorgemeldeten Stuls
ansehen getroffen worden, gelte, sondern nichtig und gantz un=
kräfftig seye ꝛc. Wir erkennen und erklären derhalben nach inn=
halt gegenwärtigen Gewaltbriefes, daß die Artikel dieser beider
Friden, und die überige eingeschlossene dinge in vorgesagten Fridens=
schlüssen, durch das recht selbs nichtig, vergeblich, unkräfftig, un=
billich, ungerecht, verdammet, verworfen, umsonst, an kräfften
und würkung gantz eitel gewesen seyen und seyn werden; und daß
niemand zu derselben Haltung oder leistung verbunden seye, ob
sie gleich mit eydschwur bekräfftiget sind: ja wir verdammen,
verwerffen, vernichtigen, und machen alles gäntzlich krafftlos aus
habender volmacht und gewalt" ꝛc.

In dem „I. Vorschluß" wird das Haus Oesterreich be=
schuldigt, die Zerstörung und Schwächung des Friedens unter=
stützt zu haben, da es zugelassen, daß die päpstliche Bulle im
Jahre 1652 einen ganzen Monat an den Türen der Stefanskirche
angeschlagen war und zudem den Schweden das diesen nach dem
westphälischen Frieden zugefallene Lehen über Pommern und über
das Herzogtum Bremen versagt habe.

Im „II. Vorschluß" wird ausgeführt, daß es Fabius Chistus
gewesen, der zu Osnabrück den Friedensbestimmungen Namens
des päpstlichen Stuhles widersprochen habe, was ihm den
Kardinalshut und nach dem Tode Innozens X. die „Päpstliche
Krone" eingetragen habe. Ueber die Papstwahl, sowie das Re=
giment des neuen Papstes wird berichtet:

„Nachdem die zur wahl eines Nachfolgers versamelte Car=
dinäle im jahr 1655 auf den tod des Innocentii vil tage mit

zanken zugebracht, da dann die Vornehmere ihren miteifereren den rigel gestoßen: die Gesandte aber der Königen des verweilens überdrüssig auf eine wahl drungen, so sind zween Cardinäle mit glückwünschung an einem Abend spat zu dem Fabius Chisius gekommen, vermeldende, daß die Wahlstimmen dahin gehen, das er folgenden tags zum Bapst erwehlet werde. Welcher geantwortet, ihr freünde, so ihr mir warhaffte Zeitung bringet, so wird es Eüch wolergehen: und nach mancherley reden hat er ihren rath begeret, wann Er erwehlet seye, was Er vor einen name annemen solle, der eine antwortete, es seye nichts daran gelegen, Er möge einen name annemen nach belieben: der ander thate hinzu, nur nicht den name Alexander. Warum? fragte Fabius, er antwortete: Ich höre, daß eine weissagung vorhanden, daß der Römische Stul unter Aleranber dem VII. fallen werde. Worauff der Bapst gesagt: So wil ich dann disen und keinen anderen name annemen, damit ich erweise, daß der Römische Stul nicht fallen könne. In welchem vorhaben er verharret und des folgenden tags, als Er erwehlt gewesen, befohlen, daß man Ihn als den siebenten Alexander ausrufe. Als Er aber gekrönet worden, hat Er nicht allein gedachten kreisbrieff ausgeschrieben, sonder er hat auch den Herren Cardinälen sein gemüth völliger entdecket: daß er nemlich ein dreifaches gelübd gethan, was Er in wärendem seinem Bapsttum verrichten wolle. Erstlich wolle Er die Catholische Fürsten versühnen oder vereinigen. Zum andern wolle Er unter den Ketzerischen Fürsten Zwitrachten und uneinigkeiten erweken, daß sie sich selbs mit kriegen gegen einandern zu grund richten. Darauf es endlich gelegenheit und anlaß geben werde, die ketzereyen selbs auszurotten. Nachdem sie nun diesen rathschlag gut geheißen, fragte Er: durch was mittel der Aller Christlichste König mit dem Catholischen König versünet werden könnte? Daß sie forthin einen rathschlag mit dem Apostolischen Stul hetten? Und hat Er endlich selbs den An=

schlag gegeben: die ganz hoffnung seye an dem Cardinal Mazzarini gelegen, wan der, welcher seines Königs hertz in händen habe, hiezu möchte gewonnen werden. Es könne aber geschehen, wann mann Jhm Hoffnung mache, auff den Römischen Stul zu kommen, nur daß er allen fleiß anwendete, sich um denselben wol verdient zu machen. Weil dieser anschlag gut geheißen worden, hat Er sie beredet, daß sie Jhn auf den fall seines todes (durch eine neue wahl, als wann der Stul bereits ledig stunde) zum Nachfolger erklären. Welches dann geschehen, und ist Jhm dise Wahl angekündet worden, samt dem geding, so Er wolte daß sie gültig wäre. Er hat hiemit die wahl angenommen, und die sach also geführet, bis Er sie vollführet hat, wie der Welt bekandt ist, aber weil Er kurtz hernach durch den unversehenen tod übereilet worden, ist Jhm seine Hoffnung mißlungen".

Es wird nun ausgeführt, wie Alexander VII., einsehend, daß die Türken der Durchführung seiner Pläne hinderlich werden, die Aussöhnung des Kaisers mit denselben zu stande gebracht, wie er sich gegen die Chur-Pfalz gewendet, „hoffende, daß andere Fürsten dero nicht leichtlich helffen werden", um dann England „durch tausenderley künste" wider die niederländischen Provinzen zu hetzen, „welches sie mit einer schreklicher schifflotte angegriffen, also daß vil Christenblut vergossen und mit dem Meerwasser vermenget worden und hat hiemit zuwegen gebracht, daß beyde mächtige Völker ihre eigne Kräfte den Papisten zu gefallen geschwächt haben".

Dem Bischof von Münster sei vom Papste anbefohlen worden, „den Bischoffsstab bey seits zu legen, das heilige Schwert anzugürten und vor die Kirche wider die Sündt diser Welt lobwürdige kriege zu führen"; Geldmittel und mächtige und erfahrene Kriegsschaaren seien ihm darauf zur Verfügung gestellt worden, auf daß er unversehens in die vereinigten Provinzen einfalle, die Grenzstädte nehme und ein Blutbad unter den vornehmsten

Häuptern anrichte, welche Pläne aber Gott, der „erzeigete, daß Er die sorge menschlicher sachen noch nicht hingelegt", zerstört habe teils durch seine Naturgewalten, teils weil „er nicht zugelassen, daß das hertz des allerchristlichsten Königs von der standhafftigkeit bey dem einmahl geschlossenen Fride in Europa mochte abgewendet werden, obgleich die feindliche Bundsgenossen Ihn zu ihren anschlägen auf mancherley wege arglistigester weise abzuziehen suchten: ja Er hat vilmehr befohlen, daß man den unrechtfertiger weise unterdrückten oder überfallenen Niderländern und Deütschen mit seinem Volk zu hülf ziehe. — Derhalben glaubt man nun, daß das raachaug Gottes erwachet seye, welches geschinen zu schlaffen." —

Der dritte Theil: „Der Schluß Gottes und der Menschen" wird eingeleitet mit Ezechiel Kapitel 17, Vers 15: „Solte es dem geraten? oder solte der, der solches tut, davon kommen? Solte er entrinnen, der den bund zerbrochen hat?" worauf Verse 16, 18, 19, 20 und 21, sowie Jesaja Kapitel 14, Verse 16, 17, 21, 22 angeführt werden, welche denjenigen die Strafe Gottes verheißen, so solches thun. „Ich will mich aufmachen wider sie, spricht der Herr der heerscharen und will den namen Babel ausreüten und die überblibene und saamen und geschlecht." Sodann wird hervorgehoben, wie Ludwig XII., König von Frankreich, nachdem er vom Papste Julius II. mit Kriegen „abgemattet" worden war, im „Jahre 1508 eine Münze habe prägen lassen mit der Aufschrift: „Ich will den namen Babel ausreüten". In einer Reihe von Bibelsprüchen wird der sichere Untergang Babels (des Papsttums) prophezeit; am Schluß wird „zu künfftigem angedenken" hinzugesetzet:

„An dem 10. tag Wintermonat des 1657 jahres wurde von Rom geschriben mit disen worten: Es geschehen an dem Hof des Bapsts wunderbedeutende dinge. Unter andern, das große pittschaft des Bapsts ist in dem Schreibhaus oder Kantzley in

der mitte zerbrochen gefunden worden. Der Fischer pittschierring aber ist von des Bapsts finger (Alexanders des VII., der sich dazumal mit seinen enkeln und verwandtschafft in dem Schloß Gandolfo erlustigete) auf die Erde gefallen und in kleine stücklein zersprungen nichts anders, als wann er gläsern gewesen wäre. Hat nicht Gott hiemit anzeigen wollen, daß der bundbrüchigen werkzeuge, list, gewalt, betrüge, ja alles endlich zerbrechen werde?"

Wenn auch Redinger nur berichtet, daß er dem König von Frankreich bei seinem Aufenthalte in Paris im März 1666 die neuen Offenbarungen mit vielen andern Büchern des Hr. Comenius übergab, so ist doch sicher, daß er den lateinischen Druck des Syllogismus bei sich trug; denn auf seiner Rückreise nach Zürich überreichte er in Baden dem Dekan Meyer von Schaffhausen, mit dem er in der „Blume" zusammentraf, ein Exemplar zu dessen Erbauung.

Dr. Kvacsala bestätigt auch, daß der Syllogismus dem König von Frankreich übermittelt wurde; es ist deshalb wohl anzunehmen, daß es durch Redinger geschah, um so mehr, da Comenius in dem angeführten Billet an Redinger des „aller christlichsten" Königs ebenfalls Erwähnung that.

Im Juni 1666 traf Redinger von seiner zweiten Pariserreise wieder in Zürich ein; über die Aufnahme seitens der Behörden berichtet er:

„Als ich bei meiner ankunfft den Burgermeister [1]) um rath bate, wise er mich zum Obersten Pfarrer [2]) und Hrn. Dr. Hot-

---

[1]) Joh. Hein. Waser, geb. 1600, 1633 Stadtschreiber, 1645 Landvogt in Kyburg, von 1652 bis zu seinem Tode 1667 Bürgermeister.

[2]) Antistes Joh. Jak. Ulrich (geb. 1602, 1626 Präceptor beim Großmünster und Pfarrer in Albisrieden, 1629 Professor der Geschichte, 1630 Diakon beim Fraumünster und Professor der Theologie, 1638 Pfarrer

tinger, sagende: wann die H. Gelehrte mit mir zufriden werdind, so wölle er das seinige vor unseren gen. H. auch thun, und werde da nit große noth haben, wan ich fürhin der Offenbarungen müssig gange.

Der Oberste Pfarrer stellete sich etwas fründtlicher als vor einem jar, sagte mir, er habe schreiben von H. Comenius empfangen, darin er bette, man wole die Offenbarungen nit gar verachten. Ich bate Ihn, er wolle mir zu best reden, sonderlich gegen den H. Simleren [1]) zeigte Ihm den üblichen Weltschluß wider den Pabst und sein fridensstörung (Syllogismum Practicum), fragte Ihn raths, ob ich denselben solle drucken lassen: ja, sagt er, dann es sind bedenkliche sachen darinn, und wise mich zum H. Schwytzer als Schrifftschetzer: und weil der den druck widerrathen, befahle er mir, ich solle ihn Lateinisch und Deütsch zu Schaffhausen drucken lassen.

---

beim Prediger und von 1649 bis zu seinem Tode 1668 Antistes) war, wie Dekan G. R. Zimmerman (Die Zürcher Kirche von der Reformation bis zum dritten Reformationsjubiläum nach der Reihenfolge der zürcherischen Antistes, pag. 196) berichtet, ein sehr abergläubischer Mann. „Fast in keinem Zirkularschreiben an die Dekane und Kapitel fehlt die Hinweisung auf Zeichen in der Natur: Kometen, Erdbeben, anhaltende Regen und dergleichen, durch welche Gott sein Volk zur Buße erwecken wolle. Ist nichts in der Nähe geschehen, so werden Berichte aus fernen Ländern gemeldet. So heißt es im Postscript eines Zirkulars von 1653: „Gegen Schaffhausen findet man auf dem Schnee braune Wärren eines halben Fingers lang. Die Bedeutung ist Gott bekannt", und in einer Synodalerkenntniß von 1665: Gegenwärtig haben wir Ursach in der gemeinen Fürbitt fürzufahren für die Glaubensgenossen in England, Pfalz und für uns selbst, da wir einen neuen Wecker haben an dem gräulichen Kalbmonstro zu Dürnten geworfen." Ulrich stand mit Comenius in Korrespondenz; leider ist es uns noch nicht gelungen, die Originalbriefe aufzufinden, in Redingers Manuskripten befindet sich die Kopie eines Briefes von Comenius an Ulrich.

[1]) Münzmeister der Stadt Zürich, Schwager Redingers.

Dr. Hottinger [1]) empfienge mich auch fründtlich, fragte, was H. Komenius mache? Er hat jüngst ein Schirmred von zwölf Bogen für den neüwen druk der Offenbarungen geschriben, sagte ich. Ob ich kein buch bei mir habe" ꝛc.

Redinger befolgte den Rat des Antistes Ulrich und übersandte den Syllogismus dem Buchdrucker Suter in Schaffhausen, welcher sich denn auch bereit erklärte, den Druck zu übernehmen.

Am 4. Juli hatte Redinger sich vor den „Verordneten beider Stände", der weltlichen und geistlichen, auf der Chorherrenstube beim Großmünster wegen der Verbreitung der von Comenius herausgegebenen Offenbarungsschriften und wegen familiärer Angelegenheiten zu verantworten. Unter den Verordneten befand sich auch jener Buchdrucker Schweizer, dem Redinger den Syllogismus zuerst zum Drucke angeboten hatte. „In der ersten umfrag", erzählt Redinger, „lieſze H. Schwytzer seinen eifer und fürsorg für unsere gn. H. mächtig hören, sagende: wie ich ihm eine schrifft wider den Papst und Keiser zu beschetzen gebracht, die seje nun zu Schaffhausen Deütsch und Lateinisch gedrukt und werde mein gn. H. groſze unglegenheit machen: ob ich sie gen Schaffhausen geschickt habe? Ich dachte, der Oberste Pfarrer werde ihn abnemen und geschweige, weil er es mir befohlen: aber er sagte nit ein wort, und wollte ich Ihm auch nit vermelden. Ich sagte,

---

1) Johann Heinrich Hottinger (geb. 1620, Professor der Kirchengeschichte und der morgenländischen Sprachen in Zürich und Heidelberg, Rektor in Zürich) war ein viel angesehener und edler Mann. Als er vor seiner Abreise nach Leiden, wo ihm eine Professur übertragen war, noch einmal sein Gut [illegible] wollte, ertrank er mit einem Sohne und [illegible] Hinfahrt in der Limmat [illegible]. [illegible] wurde nicht nur in Zürich, sondern auch im Auslande in den Gelehrtenkreisen tief betrauert. [illegible] warnt und zu [illegible] straffen wegen [illegible]"

es were ietz nit um die schrifft zu thun, er habe ein anderen fürtrag gehört. H. Verwalter Waser und H. Pfarrer Wirtz winktend ihm, er solle nachlassen, aber nein, er wollte kurtzum wüssen, ob ich sie gen Schaffhausen geschikt? Ich sagte endlich, daß ich ein abdruk aus Amsterdam dem H. Pfarrer Meyer gegeben zu Baden."

Inzwischen wurde der Druck vollendet. Unterm 22. August 1666 sandte Buchdrucker Suter in Schaffhausen ein Exemplar des deuschen Druckes an Redinger mit folgendem Begleitschreiben:

Raptim.

Monsieur et très-affectioné.

Nebenst frd. Salutation berichte, daß ich des H. Commenij Schluß=Red der ganzen Welt gedruket, 300 Exemplaria und aufgeleget hab aber die Formen stehen lassen, daß wann solche abgiengen, daß man einen guten theil truken könnte: Ich weiß aber nicht, weil der Herr viel mißgönstige in Zürich hat und man erfahrte, daß ichs vom Herren hab, sorge ich, der Teüfel möcht Papst werden und mir neben dem Herrn ein Bad überthun: der Herr müßte sagen, ich hätte es von Commenio selbsten. Es wird niemand darinnen angegriffen, als allein der Papst, wegen des Hauses Österreich ists verblumt geben, und wird seiner nicht gedacht in Specie. Sorge also, weil solches nur heimlich muß vertrieben werden, daß wenig Gelt zu bekommen sein wird, ich will sie hin und wider ins Reich den Buchhändlern senden, bekomme aber nichts anders als Bücherwahr dafür, weiß also nicht, wie ihm wird zu thun seyn, der Herr muß eben für seinen antheil nemmen, was es gibet, wie abgeredt: NB. Wann ichs offentlich verkaufen dürfte, wolte getrauen, etwas zu lösen, aber auf solche manier ists schlimm: Ich muß in sorgen stehen, daß man mich nicht etwan darum straffe um ein stuk Gelt, der Herr geb mir nichts daran. Ob zwar alles die pur lautere Warheit, und kein Mensch das geringste darwider wird sagen können: Wir

müssen thun, was die Papisten wollen, wir sind verstekt, blind und zaghafft, zu besorgen ist es, Gott werde uns endlich den Garaus machen. Kan sich also der Herr besinnen, ob er für seinen antheil Exemplaria oder sonsten Bücher nemmen wolte, so was vertrieben wird, will ordenlichen Conto halten, oder aber dem Herrn gegen Bezahlung alle Exemplaria geben, were mir lieber, anderster kann ich dem Herrn an Gelt nicht viel versprechen. Ich hab vermeint, die Frankforther Meß werde fortgehen, wolte 1000 Stuk daselbst vertriben haben, aber da hat es auch gefället; so mir jemand etwas aus dem Lateinischen ins Tütsch übersetzt, bezahle ich vom Bogen 18 gld. und daß nur mit Büchern und hat diß 1½ Bogen. Ferner hätte ich des Herrn Exemplar gar nicht bedörffen, hab solches von Hr. Pfarherr Mejer allhier empfangen. Nun aber will ich mein Parola halten, was ich versprochen. So der Herr aber getrauet, etwas Profit damit zu machen, gib ihnen alle Exemplaria gegen bezahlung. Hierbei ein Exemplar zum Muster. Die Visiones Nocturnas teütsch will ich druken, aber der Herr halts ingeheim, ich möcht das Lateinisch nur 3 Tag sehen, der Herr könnte es Sammstag durch den Boten senden, Zinstag sende ichs durch den Boten wider zurück. Der Herr soll auch Hr. Schauffelberger [1]) noch einigen Menschen was sagen, man ist gar kühnlicht, und mußte ich bei dem Simmler, so mir anjetzo auch verwandt, wegen des Herren entgelten. Dißmals nichts weiters als Göttl. Protektion wolbefohlen.

P. S. So der Herr des Drabicy Revel teütsch hat, möchte olche auch gern sehen.

Dienstwilligster

H. Suterus.

Die Art und Weise, wie Rebinger die Frage Schweizers beantwortet (pag. 112) oder besser nicht beantwortet hat, beweist

---

[1]) Buchdrucker in Zürich.

gleich dem Briefe Suters, daß der Druckort durchaus geheim gehalten werden sollte. Wenn Schweizer äußert, daß der Syllogismus in Schaffhausen deutsch und lateinisch gedruckt worden, so ist noch nicht bewiesen, daß er wirklich auch in lateinischer Druckausgabe dort erschien; folgendes Schreiben, das Redinger bei Anlaß der Zusendung des Syllogismus am 22. September 1666 „an Ihr Ehrsam Weisheit Herren Bürgermeistern Johann Heinrich Waser in Zürich" richtete, scheint eher darauf hinzudeuten, daß die Schrift nur deutsch gedruckt wurde, und daß ein Nachdruck der lateinischen Fassung erst noch in Aussicht genommen war:

„Weiser Herr Burgermeister!

Ich habe byligenden Syllogismum mit mir von Amsterdam gebracht und verdeütscht zum druck verfertiget, damit die Evangelische Eidgenossen die Bäpstliche anschläge wider die Evangelische ingemein, und wider sy besonder daraus ersechind und sich rechtschaffen vereinigind und by Zyt berathschlagind wie sy aller orten den einbrechenden vollziehungen gedachter anschlägen zum fall des Bapstthums fürsichtig begegnen wöllind. Das lateinische exemplar möchtend die Genferische H. Gesandte nachdrucken und an gehörige Orte verschicken lassen." — — —

Obschon nun aus dem Vorstehenden unzweifelhaft hervorgeht, daß der Syllogismus in der von Redinger abgefaßten deutschen Uebersetzung 1666 bei Suter in Schaffhausen gedruckt wurde, war es uns doch trotz aller Nachforschungen nicht möglich, ein Exemplar mit diesem Druckort ausfindig zu machen. Ferner ist nach freundlichen Mitteilungen der Herren Stadtbibliothekar Pfarrer Bächtold und Professor Henking in Schaffhausen weder in den Rathsprotokollen, noch in der einschlägigen zeitgenössischen Literatur, noch in den Werken über die Buchdrucker Schaffhausens irgend eine Notiz zu finden, die vom Druck des Syllogismus handelt.

Nun aber besitzt die Stadtbibliothek Zürich den Syllogismus in einem deutschen Drucke aus dem Jahre 1666; auf dem Titelblatt steht an Stelle der Angabe betreffend Druckort und Drucker des Redingerschen Manuscripts: „Amstelredami & Hamburgi 1666“, dafür ist dem Titel beigefügt: «Authore Johanne Amoso Commenio».

Vergleichen wir das Redingersche Manuscript mit dem Drucke der Stadtbibliothek, so ergeben sich einige Abweichungen, allerdings nicht materieller, sondern mehr nur formeller Art, nicht einbezogen eine Anzahl sinnstörende Wörter, die sich in den Druck eingeschlichen und wohl als Druckfehler zu bezeichnen sind (so „welt“ statt „werk“, „gedüldig“ statt „gültig“); es soll auch nicht unerwähnt sein, daß im gedruckten Exemplare, welches mit einer größern Zahl kleinerer Schriften zusammengebunden ist, teils oben, teils unten vom Buchbinder einzelne Linien weggeschnitten worden sind; so fehlt beispielsweise auf dem Titelblatt das Wort „Üblicher“. Wesentliche Abweichungen zwischen Manuscript und Druck ergeben sich in folgenden Punkten:

1. Der Eingang des I. Vorschlusses hat im Manuscript folgenden Wortlaut:

„Nun hat das Haus Östenreich mitgestimmet zu der schwächung des Fridens: in dem es zugelassen, daß die Bundbrüchige Bulla des Bapsts zu Wien an den thoren der Hauptkirche (bey St. Stephan) im 1652. jahr, einen gantzen Monat lang angeschlagen und aufgehenkt gewesen ist“. Im Drucke dagegen lautet die betreffende Stelle: „Nun hat das A. N., das H. O. ein gefallen gehabt und mitgestimmet zu der zerstörung und schwächung des Fridens, indem es zugelassen, das die Bundbrüchige Bull des Bapsts in N. an den thüren der hauptkirchen (bej St. Stephan) in dem 1652. Jahr einen ganzen Monat lang angeschlagen und auffgehenket gewesen ist“.

2. Die Bibestellen werden im Manuscript mit kleinen Abweichungen nach der Zürcher Uebersetzung zitirt; der Druck hält

sich an die lutherische Uebersetzung; doch zeigen sich auch da Abweichungen; so steht im Drucke statt „Hesekiel“ wie bei Luther, „Ezechiel“ wie bei Zwingli. Das Zitat Jes. 33: „Weil Assur weder treu noch Glauben haltet“ ꝛc. findet sich in dieser Fassung weder in der einen noch in der andern Uebersetzung, wohl aber im Manuscript.

3. Die Schreibweise ist im Manuscript konsequenter als im Drucke: besonders auffallende Abweichungen außer den Wörtern, die im Manuskripte mit kleinen, im Drucke mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben sind oder umgekehrt, zeigen sich in folgenden Wörtern:

Manuscript: Komenius, Deutschland, Bapst,

Druck: Commenius, Teütschland, Papst, Bapst, Pabst.

Trotz dieser Abweichungen betrachten wir doch den vorliegenden Druck als den in Suters Buchdruckerei in Schaffhausen erschienenen; zu diesem Schlusse führen uns folgende Erwägungen:

1. Die Aenderung des Passus vom Hause Oesterreich im Drucke wird durch die Stelle im Briefe Suters aufgeklärt: „Wegen des Hauses Oesterreich ists verblumt geben, und wird seiner nicht gedacht in Specie“. Daraus geht hervor, daß Suter von sich aus jene Stelle abgeändert hat, offenbar damit dieselbe weniger auffalle.

2. Die Bibelstellen betreffend, berichtet Pfarrer Bächtold, daß im 17. Jahrhundert in Schaffhausen neben der zürcherischen Uebersetzung auch die Lutherische gebraucht worden, daß die letztere gegen die Mitte des Jahrhunderts in den Vordergrund getreten und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fast ausschließlich im Gebrauche gewesen sei; es ist wohl anzunehmen, daß Suter sich diese Aenderungen am Manuscripte zu machen erlaubte, weil er dadurch auf größeren Absatz im Reich hoffte.

3. Die Orthographie im Drucke stimmt im Wesentlichen mit derjenigen Suters überein; doch werden hin und wieder die Wörter auch geschrieben, wie Redinger sie schreibt.

4. Wenn im Manuscripte der Name des Autors fehlt, so geht daraus hervor, daß beabsichtigt war, die Schrift annonym zu veröffentlichen; ob die Aufnahme des Namens auf dem Titelblatte im Drucke mit oder ohne Wissen Redingers geschehen, ist nicht zu entscheiden; aber aus dem Briefe Suters erhellt, daß letzterer den Namen des Autors durchaus nicht verschweigen wollte. (Vergleiche die Stelle: ich habe es von Commenio selbsten —.)

5. Wenn nun im Druck Amsterdam und Hamburg als Druckorte angegeben sind, so ist hiezu zu bemerken, daß diese beiden Städte in damaliger Zeit häufig als Druckorte genannt wurden, wenn es sich um geheime Publikationen handelte. Es mag allerdings ursprünglich vielleicht beabsichtigt gewesen sein, das Schriftchen in Hamburg oder Amsterdam deutsch drucken zu lassen; aber es ist kaum anzunehmen, daß es im gleichen Jahre in Schaffhausen und einer der beiden vorgenannten Städte gedruckt wurde.

6. Was endlich noch den Umstand betrifft, daß das Schriftchen bisher so ziemlich verschollen war, so ist dies leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß Suter ausdrücklich bemerkt, er habe nur 300 Exemplare gedruckt, und mit dem Vertrieb gehe es sehr schwierig.

Der Syllogismus gehört nicht zu den bedeutenden schriftstellerischen Erzeugnissen des Comenius; wie in allen apokalyptischen Schriften basirt das Schlußresultat auf Offenbarungen gottbegnadeter Männer; immerhin ist bemerkenswert, daß die letztern nicht die drei Seher in «Lux in tenebris», sondern die Propheten der heiligen Schrift sind.

Für uns ist das Schriftchen weniger des Inhaltes wegen von Interesse, als vielmehr wegen der Stellung, die unser Landsmann J. J. Redinger, insbesondere bei der Veröffentlichung einnimmt.

Die Verbreitung der von Comenius herausgegebenen Offenbarungsschriften wurde für ihn allerdings verhängnißvoll. Er verlor seine Stelle in Frankenthal und wurde vom Ehegerichte in Zürich von Weib und Kind getrennt, weil er diese leichtfertiger Weise verlassen und sich als schlechter Familienvater erwiesen habe; obwohl er Bittschrift auf Bittschrift an den Rath richtete, blieb er doch mehr als zwanzig Jahre im alten Spital eingesperrt, bis endlich im Jahre 1688 der Tod seinem wechselvollen Leben ein Ende machte.

Für Comenius war die Herausgabe der Sehergeschichten mit ein Hauptgrund, daß er zu seiner Zeit nicht gehört wurde und lange in dem Kerne seiner Bestrebungen unbekannt geblieben ist. Ob den Fehden, welche die Prophezeiungen verursachten, vergaß man das Große, was Comenius mit Bezug auf die Hebung der Menschheit im Allgemeinen und die Umgestaltung der Erziehung und des Unterrichtes im Besondern anstrebte, was er als Sozialpolitiker und als Pädagoge war. Erst die neueste Zeit ist ihm gerecht geworden und hat ihm die Stelle in der Geschichte der Erziehung des Menschengeschlechts angewiesen, die ihm gebührt.

Die Feier des 28. März 1892, der dreihundertsten Wiederkehr des Geburtstages des Johann Amos Comenius vorab in den deutschen Landen war eine imposante Kundgebung für die erhabenen Ideen des größten Vorgängers Pestalozzis.

Die Juden Zürichs im Mittelalter.

Von Dr. Emil Bär.

Vor etwas mehr als 100 Jahren ist von Pfarrer Ulrich am Fraumünster ein Werk herausgegeben worden, betitelt: „Sammlung jüdischer Geschichten in der Schweiz", das heute nicht mehr von Vielen gelesen wird, obwohl es die vollständigste Darstellung des Judenthums in der Schweiz bietet und speziell über die zürcherischen Juden erschöpfende Auskunft gibt. Eine Neubearbeitung des Gegenstandes auf Grund der Urkunden und der Notizen unserer zürcherischen Stadtbücher regt vielleicht den einen oder andern Leser dazu an, jenes verdienstvolle Werk, das durch seine gemüthvolle, in behaglicher Ruhe dahinfließende Darstellung einen eigenthümlichen Reiz ausübt, wieder einmal zur Hand zu nehmen.

Die Nachrichten über die Juden Zürichs heben erst mit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an und zwar scheint die erste Notiz der St. Galler Chronist Kuchimeister zu enthalten, der berichtet, daß 1273 Walther von Elgg infolge Verarmung den Juden in Zürich einen großen Kelch verpfändet habe. Für dasselbe Jahr ist ihre Anwesenheit auch in Basel bezeugt. Wie früh freilich die Juden in Zürich seßhaft geworden, ist nicht mehr zu ermitteln; daß sie um die genannte Zeit schon in größerer Zahl hier wohnten, beweist der Zürcher Richtebrief, dessen zweite Rezension 1304 entstanden ist, der aber schon in der ersten mehrere Bestimmungen über die Juden enthält. Diese sind in gewisser Beziehung typisch, indem sie auf Gesichtspunkte hinweisen, von

denen aus auch in späterer Zeit am meisten Licht auf die Juden fällt, nämlich auf ihre Beschäftigung und damit zusammenhängend auf ihre soziale und rechtliche Stellung, die aus jener und aus ihrer religiösen Ueberzeugung hervorgeht.

Richtebrief V. § 104 bestimmt: Wenn ein Jude oder Cawertsche (Geldleiher aus Caorsa bei Piacenza. Altes Zürich II. Seite 262) den Bürgern oder Ansäßen Geld um höhern Zins leiht, als eine Mark Silbers um sechs Pfenninge oder ein Pfund um zwei Pfenninge oder zehn Schillinge um einen Pfenning oder fünf Schillinge um einen Helbling per Woche, so wird er um eine halbe Mark gebüßt. Und der folgende Paragraph: Cawertschen und Juden sollen den Burgern auf Pfänder und gute Bürgen leihen. So oft sie es nicht tun, zahlen sie eine halbe Mark Buße [1]).

Aus diesen Gesetzesbestimmungen geht hervor, daß es hauptsächlich das **Leihgeschäft** war, das die Juden betrieben. Schon ist es nötig geworden, einen Maximalzins [2]) festzusetzen, $43\frac{1}{3}$ %

---

[1]) Swele der iuden ald der **Caurtschin** dien burgern ein M. silbers zer wuchon türo liet danne umbe sechs pfenninge und ein pfunt umb zwene und zehen schillinge umb ein pfenning und fünf schilling umb ein helbeling, als diche ers tuot gegen dien burgern und gegen dien, die ir getwinge sint, als dikke git er ein halbe M. Und der folgende Paragraph: Dar zuo setzen wir, das beidü, Caurtschin und iuden, ungevarlichen **süln** dien burgeren silber und pfenninge lihen ufen pfender und ufen guote bürgen. Tuont si des nit, so git, der hie wider tuot, als dik er tuot, ein halbe March. Und sol der Rat die buozen in gewinnen bi dem eide.

[2]) 1 Schilling (s.) = 12 Pfenninge (den.)
1 ℔ = 20 s. = 240 den.
1 Mark (M.) = 3 ℔ = 60 s. = 720 den.
10 s. geben 1 den. Zins per Woche,
also 100 s. „ 10 den. „ „ „
oder 100 s. „ 520 den. „ „ Jahr.
520 : 12 = $43\frac{1}{2}$ s. p. Jahr

Die Umrechnung in Münzwerthe unserer Zeit fällt deshalb schwer, weil diejenigen des Mittelalters starken Schwankungen unterworfen waren,

per Jahr, ein Ansatz, bei dem eine rapide Bereicherung des Leihenden nothwendig erfolgte. Da der christliche Darleiher, der Cawertsche, neben dem jüdischen vorkommt, so erweist gerade die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Zinsgrenze, wie wenig jener daran dachte, bescheidenern Gewinn zu nehmen, als sein semitischer Konkurrent. Erst 1424 hat der Rat den Zinsfuß auf die Hälfte herabgesetzt. Der zweite der angeführten Paragraphen zeigt ferner, was nachher aus keinem einzigen auf Zürich bezüglichen Dokument mehr ersichtlich ist, daß die Juden wie die christlichen Wucherer zu Darleihen verpflichtet waren, wenn nur Pfand oder Bürgen genügende Sicherheit boten; ausdrücklich ist diese Pflicht hervorgehoben im Winterthurer Judenbrief vom Jahr 1340.

Als Pfänder waren anzunehmen verboten Kirchenschatz irgendwelcher Art und „sidun, dü ein March wigt ald drunter, gescheiden und ungescheiden, an spuolen, an spillon und an werpfon." Wer es dennoch thut, soll sie wieder geben. Offenbar wollte man dadurch Veruntreuungen, wie sie etwa bei Seidenarbeitern gegenüber ihrem Arbeitgeber vorkommen, einen Riegel stoßen.

Der religiösen Ueberzeugung der Juden kam der Rath entgegen durch eine besondere Verordnung über das Fleisch, „das die Juden stechen". Nach derselben haben sie außerhalb der Metzg

---

ja selbst das Verhältniß der einzelnen Münzwerthe kein dauernd festes blieb, wie denn z. B. die Mark bald zu 2, bald zu 2½, zu 3, 4, ja zu 6 ℔ berechnet wurde.

Nehmen wir, von den Angaben im Habsburgischen Urbar ausgehend

1 M. = 60 Franken
1 ℔ = 20—24 Franken
1 s. = ca. 1 Franken
1 d. = ca. 8—10 Rappen

und bringen wir die nach dem Urtheil Sachverständiger etwa sechsfache Metallentwerthung in Anschlag, so ergibt sich, daß 1 Mark vom Jahr 1300 heute einen Geldwerth von mindestens 360 Franken repräsentiren würde.

einen besondern Gaden zum Verkauf, für den sie der Stadt Zins geben. Wenn nun das Fleisch, das sie gestochen haben, „inen danne nit wol füeget noch kumt“, das heißt wohl, wenn es ihren rituellen Vorschriften nicht entspricht, „da sun die iuden dien mezyerin geben von ieglichem schafe sechs phenninge“, damit sie dasselbe außer der Metzg verkaufen, ebenso dasjenige Fleisch, das die Juden nicht kaufen. Der Metzger, der hiegegen handelt, zahlt 5 s. = 60 den. Buße, also das Zehnfache der jüdischen Abgabe für den Verkauf. Wollen die Juden Rindfleisch haben, so mögen sie die Rinder schlagen in ihren Häusern. Das Fleisch aber, das „in nit füeget“, sollen sie in ihren Häusern verkaufen, „e daz ez us dem huse komen“, an wen sie wollen, nur nicht den Metzgern bei einer Buße von 1 ℔ für beide, den Juden und den Metzger.

Das Vorkommen solcher Bestimmungen in der ersten zürcherischen Gesetzessammlung ist genügender Beweis dafür, daß ein bloß vorübergehender Aufenthalt der Juden, etwa als fahrende Händler, ausgeschlossen ist, daß sie vielmehr seit langer Zeit ansäßig waren. Nur 15 Jahre nach der Redaktion des Richtebriefes finden wir denn auch den ersten Eintrag über sie im Stadtbuch und von da an bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts fließt die Quelle der Nachrichten in Urkunden und Rathserkenntnissen ziemlich gleichmäßig fort.

Das erste Stadtbuch enthält 16, das zweite 12, das dritte 5, das vierte 6, das fünfte 8 Artikel, in welchen die Juden genannt sind, also im ganzen 47 Artikel.

Im allgemeinen haben ohne Zweifel die Juden Zürichs die gleiche Stellung eingenommen wie allenthalben in den Reichsstädten; von etwelchem Interesse bleibt es aber doch, zumal für die Stadtbürger, zu verfolgen, wie speziell hier sich ihre Verhältnisse gestalteten.

Wie anderwärts bildeten sie nicht einen Bestandtheil der

eigentlichen Bürgerschaft oder der ordentlichen Bevölkerung der Stadt. Schon ihres Glaubens wegen waren sie streng von den Christen geschieden; die beiden Bekenntnisse mögen gleich stark zu dieser Sonderung beigetragen und an ihr festgehalten haben. Andererseits standen sie mitten unter unserm Volke, mußten also der durch die bisherige Entwicklung ausgebildeten Institutionen in gewissem Grade theilhaftig sein; sie standen unter den städtischen Gesetzen unbeschadet dem zähen Festhalten ihrer Bräuche und religiösen Satzungen.

Sehen wir zu, wie diese merkwürdige Doppelstellung geworden ist!

Der Glaubenseifer und Fanatismus der Christen, wie er zur Zeit der Kreuzzüge mächtig sich entfaltete, hatte sich nicht bloß gegen die Muhamedaner, sondern in scharfer Weise auch gegen die Juden gewendet als gegen die, die unter dem Fluche Gottes stehen, weil ihre Väter den Heiland getödtet haben. Es mußte den Befangenen nicht bloß als gerecht, nein als geradezu verdienstlich erscheinen, wenn man die Feinde Gottes verfolgte und vom Erdboden vertilgte. Furchtbar hat das jüdische Volk während dieser Epoche gelitten. Endlich war es der Eigennutz der christlichen Herrscher, welcher ihnen Rettung bot. Die Könige nahmen die Juden in Schutz gewissermaßen als ihre Leibeigenen, angeblich weil König Titus nach der Belagerung Jerusalems, als man ihrer „ie drizic umbe einen bösen phenninc gap", dieselben in des römischen Königes Kammer zu eigen erworben hatte; „da von suln si des riches Knehte sin und der romische Künic sol si schirmen." So waren sie eine Art Krongut geworden und die gar oft in Geldnöthen steckenden Könige versäumten nicht, ihre finanzkräftigen Schützlinge nach Bedürfniß auszubeuten. Als Kammerknechte entrichteten sie eine jährliche Abgabe für den königlichen Schutz, dem Reichsoberhaupt blieb jedoch die Freiheit vorbehalten, ihnen auch gelegentliche Steuern in beliebigen Beträgen aufzulegen. Die Judensteuern waren ein Regal.

Aber wie mit andern Regalien, so ging es auch mit diesem: es entschwand allmählig den Händen der Herrscher und ging an Fürsten oder Städte über, entweder als Pfand oder als Kompensation irgendwelcher Art, erst für ein paar Jahre und stets mit der Bedingung des Rückfalls an die Krone, später auf längere Zeit oder für immer. Auch mochte wohl hie und da ein Fürst oder eine Stadt in wirrenvoller Zeit das Recht des Judenschutzes usurpiren. Immer aber scheint sich der Kaiser zum mindesten die jährliche Personalsteuer, 1 fl. von jedem Erwachsenen, das heißt von jedem, der das zwölfte Altersjahr erreicht hatte, vorbehalten zu haben, den sogenannten goldenen Opferpfennig. Im Jahre 1334 betrug die ordentliche Jahressteuer der zürcherischen Juden in die königliche Kammer 25 fl.

Welches war nun die Stellung der Juden zur Bürgerschaft und zu den Behörden unserer Stadt?

Wie andere Städte, so hat auch Zürich von den Königen das Recht, sie aufzunehmen, erhalten; wann zum ersten Mal, ist nicht zu ermitteln. Von Wenzel und Sigmund allein sind die Briefe noch vorhanden.

Da die Juden aber nicht eigentliche Volksgenossen waren, so ist klar, daß es sich nur um ein ausnahmsweises Bürgerrecht handeln kann. Das zeigt sich schon darin, daß sie meist nur auf einige Jahre angenommen wurden; wo eine Fristangabe fehlt, hat sich die Stadt das Kündigungsrecht vorbehalten. Nun finden wir zwar Bürgerrechtsertheilungen auf Zeit auch für Christen, zum Beispiel für geistliche oder weltliche Herren und beide Kontrahenten, die Stadt wie der Petent, finden ihren Vortheil dabei: die Stadt in der Steuer, der Petent in dem erkauften Schutz; immer aber ist dieses Burgrecht ein Vertrag zwischen Gleichberechtigten. Gerade das letzte Moment fehlt nun beim Burgrecht der Juden in einem gewissen Grade. Sie waren darauf angewiesen, den Schutz einer starken Gemeinschaft zu genießen,

da sie wie ein gehetztes Wild weder vor allgemeiner Verfolgung noch vor Angriffen Einzelner, sei's aus privatem, sei's aus Rassenhaß, sicher waren. Sie sind also Schutzbürger im ausgesprochensten Sinn. Freilich mochte der Schutz des Bürgerrechts im Falle einer allgemeinen Verfolgung illusorisch werden, aber er hielt doch gegen Einzelne vor und gerne zahlten die Juden ein Beträchtliches, um für einige Jahre das Gefühl der Sicherheit zu erkaufen.

Wie die Dauer des Burgrechts, so war auch die dafür bezahlte Steuer sehr verschieden. Eine Einkaufssumme kommt nicht vor. Die im Jahr 1335 aufgestellte Norm, gemäß welcher jeder das Bürgerrecht begehrende Jude sich vor dem Rathe präsentiren, 10 Mark Einkaufsgebühr und beim Wegzug 10 Mark zur Letzi geben solle, scheint bald dahin gefallen zu sein. Vielmehr wird eine jährliche Steuer, und zwar nach Gutfinden von Fall zu Fall, festgesetzt, entweder als Jahresrate oder dann für die ganze Zeit des Burgrechts in Bausch und Bogen angegeben. Im letztern Fall kann es vorkommen, daß die Summe verfallen ist, ob der Jude sein Burgrecht ausnutze oder schon vor dessen Ablauf wegziehe, meist aber wurde nur ein der Zeit des genossenen Schutzes entsprechender Teil der Summe bezogen. Im Jahr 1380 wurde Moses von Nürnberg auf 4 Jahre gegen eine jährliche Steuer von 10 fl. aufgenommen, gewiß eine bedeutende Summe, wenn wir in Betracht ziehen, daß Waldmann 70 Jahre später bei erheblich reduzirtem Geldwerth sein Bürgerrecht um 4 fl. erwarb, also um etwa 160—200 Franken heutigen Werthes. 1424 wurden zwei Juden von Rheinfelden und zwei von Konstanz aufgenommen, die sich für 12 Jahre Burgrecht zur Zahlung von 2000 fl. verpflichteten, also zu einer Jahressteuer von 41 fl. per Mann. Andere zahlen jährlich 8, 10, 12 fl.; dies ist im 14. Jahrhundert der gewöhnliche Betrag, später steigt er bedeutend höher. Die Abgabe von 10 ℔, die Jöslin von Kenzingen

im Jahr 1410 entrichtet, erscheint schon ausnahmsweise gering.

Ganze Familien wurden gerade so gut als einzelne Personen angenommen, doch finden sich nur ein einziges Mal alle Glieder der Familie aufgezählt: Josli der Jud von Kolmar, Hutli sein Weib, Salmon der Jude, Olinum (Acc.) sein Weib, Loew des Salmons Sohn, vier ihrer Kinder, drei ihrer Knechte und zwei ihrer Jungfrauen. — Ob die Steuer nach dem Vermögensstand sich richtete wie bei den ordentlichen Bürgern oder nach welchem andern Maßstab, sagen weder die Stadtbücher noch die Urkunden. Sicherlich aber ist dieselbe nicht etwa bloß als Schutz-, sondern eben so sehr als Erwerbssteuer zu betrachten, was deutlich aus einem Burgrechtsbrief vom Jahr 1377 hervorgeht. Da wird nämlich ein Jude Eberhard aufgenommen, in dessen Brief es heißt: „Wäre auch, daß irgend ein Jud oder Jüdin sich zu dem ehgenannten Eberhard in sein Haus machten, die ihr Geld sunderlich um Gewinn ausleihen, die sollen unserer Stadt auch dienen und steuern, wie wir dann mit ihnen übereinkommen.“ Uebrigens finden sich ähnliche Stellen auch in andern Briefen. Wie sehr es der Stadt um die Einnahme zu thun war, zeigt ein Fall vom Jahr 1380, in welchem sie einen Bürgen verlangt, der, ob der aufgenommene Jude komme oder nicht, sowohl für die jährliche Steuer der ganzen Frist als auch für den Hauszins garantirt.

Wenn die Juden die Niederlassungs- und Erwerbsfreiheit so theuer erkauften, so bewog sie dazu nicht bloß die Aussicht, in ihrem Beruf das solcherweise Ausgelegte mit Zinsen wieder zu gewinnen, sondern, wie schon betont, die Sicherung ihrer Person und ihres Eigenthums, denn das war das Wesentliche ihres Burgrechts.

Es steht unzweifelhaft fest, daß sie kein Stimmrecht irgendwelcher Art besaßen, ebenso daß sie in keine Zunft aufgenommen wurden, also von jeder politischen und militärischen Bethätigung

ausgeschlossen waren; nicht einmal zum Wachtdienst wurden sie herangezogen. Dafür aber genossen sie auch den einen und andern Vortheil der Vollbürger nicht; so, wie das fünfte Stadtbuch ausdrücklich erwähnt, nicht den Bezug des Sihlwaldholzes. Der Schutz der Gesetze dagegen kam ihnen gerade so gut zu, wie irgend einem Bürger. Anno 1345 beschließen „Burgermeister, Räthe und Burger gemeinlich, daß man die Juden schirmen soll mit guten Treuen, daß ihnen niemand irgend ein Ungemach, noch Schalkheit thue; und wer es darüber thäte von Jungen oder von Alten, den soll ein Rath büßen, wie sich ein Rath, der dann Gewalt hat, darum erkennt auf den Eid." Ob derselbe allzeit den guten Willen oder die Macht hatte, diesen Vorsatz zu halten, wird sich im folgenden zeigen. Achtete der Jude früher des Königs, jetzt der Stadt Schutz gering und sicherte sich selber, indem er eine Waffe trug, so handelte er damit gegen das Gesetz, gerade wie ein ordentlicher Bürger im gleichen Fall. In diesem Sinn ist eine Stelle des fünften Stadtbuches mit der Bestimmung des Schwabenspiegels zusammenzuhalten, deren erste lautet: Seligmann der Jud hat geschworen zwei Meilen Weges von unserer Stadt Zürich, weil er ohne Urlaub bei Nacht und bei Nebel in unsere Stadt gegangen ist, hat nachts hinter der Schule in dem Bach gewartet mit einem Schwert; — die zweite aber: „Pfaffen und iuden, die nicht beschoren sint nach ir rehte, und tut man den iht (etwas), daz sol man in büezen als einem leihen. Und ist, ob man langiu mezzer bi in vindet, so ist es aber daz selbe reht umbe si."

Den Schutz der Gesetze erkauften die Juden nicht durch ihr Geld allein, sondern hie und da auch durch den Verzicht auf werth gehaltene Volksbräuche. So untersagte ihnen der zürcherische Rath ihre besondern Gerichte und verpflichtete sie eidlich, sich dem Rathsgerichte zu unterziehen. Insbesondere „soll kein Jude fernerhin Judenrecht von dem andern suchen noch nehmen,

noch über des Raths Spruch hinaus ihn schädigen." Wer diese Satzung übertritt, ist der Stadt mit 200 Mark Silbers verfallen. Andererseits wurde ihnen ihr eigenthümlicher Eidschwur gelassen und auch von den zürcherischen Gerichten anerkannt, wie dies mehrere Stellen der Stadtbücher beweisen. So versprechen im Jahr 1420 drei Juden, deren Prozeß durch den Rath gerichtet worden ist, künftige Streitigkeiten nirgends anders, als wieder vor dem Rathe entscheiden zu lassen und leisten dafür einen Eid nach jüdischem Recht. Ebenso bezeugt 1418 Aran, daß Jochenan, dessen Frau Israhelin, und beider Sohn Baltman ihm Rechnung gegeben haben über das Gut seiner Brüder, welches jene inne gehabt haben und daß diese Rechnung gegeben worden „nach ihrer jüdischen Gewohnheit auf ihren Eid".

Außerdem aber haben sie eine Menge von Sonderrechten besessen, die ihnen sowohl in einem allgemeinen Freiheitsbrief als auch in ihren speziellen Burgrechtsbriefen zugesagt waren, freilich auch diese, wie das Burgrecht selber, nur auf Zeit.

Der allgemeine Freiheitsbrief, in den Stadtbüchern wiederholt zitirt, wurde von Burgermeister, Räthen und Burgern am 25. Februar 1354 ausgestellt; er enthält folgende Bestimmungen:

1. Burgermeister und Rath nehmen alle in Zürich wohnhaften Juden in ihren Schutz, sie zu schirmen an Leib und Gut, wie andere Bürger.

2. Wer einen von ihnen anklagt und der Schuld überführen will, der soll es thun mit einem unbescholtenen Christen und einem unbescholtenen Juden.

3. Wenn ihnen Pfänder so lange nicht gelöst werden, daß sie ihnen nicht mehr werth scheinen, als Darlehen sammt Zins, mögen sie dieselben verkaufen nach Stadtrecht. Aus dem Erlös soll man ihnen ihr Guthaben ausrichten.

4. Sie sollen 1 ₰ leihen um 2 den., „als hie untz her sitt

und gewonheit gewesen ist.“ Einem Fremden mögen sie leihen, so theuer sie wollen.

5. Wird ein Pfand auf bestimmten Termin gesetzt und dann nicht gelöst, das mögen sie gleich nach Verfall verkaufen nach Stadtrecht.

6. Haben die Juden vor Gericht mit jemandem „stößige“ Urtheile, so soll man sie unverzüglich vor den Rath bringen, da sie bisher durch den Verzug Schaden gehabt haben, indem niemand ihre Urtheile fertigen wollte.

7. Sie mögen auf alles leihen, außer auf blutig oder naß oder geweiht Ding.

8. Leiht einer auf geweihte Gegenstände und beschwört, daß er es unwissend gethan, so soll er sie herausgeben ohne jeglichen Ersatz, doch im übrigen straflos sein.

9. Wird ihnen ein Pfand gestohlen und sie schwören, daß sie ihr Gut mit verloren haben, so sind sie der Anklage ledig.

10. Wollen Juden oder Jüdinnen nicht mehr in der Stadt bleiben, so dürfen sie ungehindert an Leib und Gut ziehen, wohin sie wollen.

Diese allgemeinen Freiheiten bildeten die Grundlage ihrer Stellung während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes in Zürich. Die nahezu vierzig Burgrechtsbriefe einzelner Juden, die abschriftlich im Staatsarchiv sich befinden, zeigen im ganzen dieselben Züge, im einzelnen aber manigfache Abweichungen, die zu verfolgen von einigem Interesse sein mag.

Daß die Aufnahme auf Zeit und gegen eine Jahressteuer geschah, ist bereits erwähnt worden. Es ist eine Ausnahme, wenn im Jahre 1357 neu aufgenommene, sowie bereits ansäßige Juden für vier Jahre von der Steuer befreit werden; nur 1381 noch wurden zwei und 1383 ein neu ankommender Jude je für ein Jahr steuerfrei erklärt. Ob das Versprechen, das der Rath 1424 einigen neu Aufgenommenen gab, „zu werben an unsern Herrn, den

König, daß sie bei uns das vorgenannte Ziel aus, 12 Jahre, gefreit werden, zu bleiben unbekümmert bis an den gulden Pfennig", ihnen wirklich zu gute gekommen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls ist damals der Rath nicht mit dem Beispiel der Entsagung vorangegangen.

Aus den Einzelbriefen ersehen wir auch, daß von allen Seiten Juden nach Zürich wanderten, aus deutschen Städten von München, Ulm, Neustadt, Nürnberg, Heidelberg, Reutlingen, Ehingen, Gebweiler, Kolmar, Schlettstadt, Waldshut, Brugg, Schaffhausen, Winterthur, Bern, Freiburg im Uechtland und andern; aus Welschland kamen sie weit seltener, doch erlangten 1379 ein Moses von Turnes (Tournay in Flandern) und 1384 ein Abraham von Visu (wohl Vesoul in der Freigrafschaft) das Burgrecht. Die Namen sind theils die auch heute noch bräuchlichen, theils verschollene; da finden wir den Abraham, Isach, Israhel, Jacob, Juda, Rubin, Loew, Joseph, Moyses, David, Salmon, Samuel, Mäthys, Symon, die Sara, Rachel, Hester, Märye, dann aber auch deutsche: Gumprecht, Susman, Eberhard, Isenli, Anshelm, Leo, Gotlieb, Seligman, Jöslin und endlich entstellte Namen aus beiden Sprachen: Mennlin, Pendit, Smario mit dem Zunamen Pfefferkorn, Fidel, Kalman, Salman, Visli, Mousli, Möffli, Ensli, Rebin, Samvel, Harle, Minnman und die Frauennamen Minne, Haennli, Fröidli, Juntli, Fündli, Bela, Peßli, Gutli, Olinu. Vor- und Geschlechtsnamen zusammen kommen selten vor, immerhin sind genannt Samvel Zaduk, Moyses Baltman und Symon Meyer; gewöhnlich wird zur nähern Bezeichnung der Name des Vaters sowie dessen früherer Wohnort zugesetzt: Isaac, Benedicten Sohn von Nyssen; Fisli, Anshelms Sohn von Ulm; Sara, Eberhartz des Juden von Gäwilr Tochter.

Der zweite der allgemeinen Artikel handelt von Klagen gegen die Juden und schreibt vor, daß die Schuld von einem

unbescholtenen Christen und einem unbescholtenen Juden bezeugt werde. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Bezeugung aufzubringen in vielen Fällen unmöglich war. Die Bestimmung entspricht aber gänzlich dem Recht des 13. Jahrhunderts, wie es der Schwabenspiegel zeigt und ist wahrscheinlich auch im Sinne des letztern zu interpretiren, der entscheidet: Schlägt ein Jude einen Christen, so steht er unter gleichem Recht, als wäre er ein Christ. Leugnet er und es haben Christen und Juden die That gesehen, so soll zum mindesten ein Jude als Zeuge aufgerufen werden. War aber kein Jude zugegen, so genügt das Zeugnis glaubwürdiger Christen [1]). Unzweifelhaft lehrte die Erfahrung, daß eine Überweisung des Schuldigen durch Christen und Juden oft unmöglich sei, darum verfügte der Rath 1377 im Burgrechtsbrief Eberhards, des Juden, daß ihn und sein Gesinde niemand rechtlich anders überführen solle, als mit unbescholtenen Christen oder Juden, die „frylich und unbetwungenlich des libes“ um jegliche Sache bei ihrem Eid die Wahrheit sagen. — Merkwürdigerweise kommt es vor, daß Juden einander geradezu von der Zeugenschaft ausschließen, wahrscheinlich religiöser Differenzen wegen. So bedingen sich 1381 Kalman, Salman, Ensli und Hester von Ehingen bei ihrer Aufnahme aus, daß „Smario der kurtz, Smario der lang, noch der jung fifli, noch derselben dreier Gesinde ihnen mit keinem Zeugniß schaden sollen, noch sie und ihr Gesind jenen hinwieder, es wäre denn eine solche Sache, daß den Bürgermeister und den Rath zu Zürich däuchte, daß sie darum über einander billig Zeugen sein sollen“.

---

[1]) Slehet ein iude einen cristen, oder tut er ander ungerihte, man sol über in rihten als über einen cristen man. Und lougent der iude, und hant ez cristen und iuden gesehen, so sol man ze minsten einen iuden ze gesiuge han. Und ist ez also, daz niht iuden da sint gewesen man ersiuget ez wol mit einfalten cristen mannen.

Ebenso schließen 1384 Eberhard von Gewilr einerseits und die beiden Smario, und Gotlieb, Fiselmans Sohn andererseits einander gegenseitig von der Zeugenschaft aus, und endlich verwahrt sich im folgenden Jahr Smario Pfefferkorn gegen das Zeugniß des jungen Fifli.

Der dritte Artikel führt auf die Beschäftigung der Juden. Nach den gesetzlichen Vorschriften zu urteilen, muß sie sich auf das Leihgeschäft beschränkt haben; doch wurde ihnen hinreichend weiter Spielraum gewährt, war man doch geradezu auf sie angewiesen, da den Christen das Ausleihen gegen Zins streng verboten war, und eine verkehrsreiche Stadt der Bankhalter nicht entrathen konnte.

Der vierte Artikel bestimmt als Normalzins den bisher üblichen von 2 Pfennigen für 1 ℔ per Woche, also auf 240 Pfennige 104 Pfennige Jahreszins, das ist $43^{1}/_{3}$ %, gerade so wie der früher erwähnte Richtebrief. Aus den detaillirten Ansätzen in einzelnen Schutzbriefen erhellt aber, daß der Zinsfuß gewissen Schwankungen unterworfen war, und zwar so, daß die kleinsten Darlehen den höchsten Zins abwarfen, denn wie 10 Schillinge, so gab auch, was unter 10 Schillingen war, wöchentlich einen Pfennig Zins. Diese Normen galten aber nur für die Städter und die in ihrem Twing und Bann Säßigen; von Fremden mochten die Juden Zins nehmen nach Willkür. Daß sie das gesetzliche Maß überschritten haben, scheint hier in Zürich nicht vorgekommen zu sein, da weder in einem Brief, noch in einer Stadtbuchnotiz irgend welche Andeutung vorliegt. Dagegen enthält der Judenbrief der Stadt Winterthur vom Jahr 1340 die eben so deutliche als den Fehlbaren schonende Bestimmung, daß Juden, welche mehr als den bedingten Zins genommen haben, falls sie binnen Monatsfrist überwiesen werden, die Pfänder herausgeben sollen und „abtuon untz an dem bedingten gesuoch“ (Zins). Ein Beispiel [illegible] Christen, wenn sie Wucher trieben, viel schlimmer

sein konnten, als die Juden waren, giebt als zuverläßiger Gewährsmann Johannes von Winterthur: „Im Jahr 1334 waren zu Lindau viele Leute so aller Furcht, Liebe und Gerechtigkeit Gottes bar, daß sie schändlicher als Juden Wucher nahmen, denn 5 s. wechselten sie für 2 1/2 den. und 10 s. für 5 den. per Woche". Das heißt, sie nahmen 216 2/3 % Jahreszins.

Zum 5. Artikel. Wie der Jude Pfänder, deren Werth Darlehen und Zins nicht mehr zu übersteigen schien, dem Verkauf übergeben durfte, so auch solche, die auf den gesetzten Termin nicht gelöst wurden. Allein der Verkauf geschieht nach Stadtrecht, was wohl nichts anderes sagen will, als: Der Rath beauftragt seinen Diener, die Gant zu leiten, den Erlös einzuziehen und aus diesem den Juden zu befriedigen. In Winterthur fehlte eine solche Bestimmung; überhaupt war dort der Jude mehr begünstigt, so sehr, daß, wenn der Erlös des verkauften Pfandes den Betrag des Guthabens nicht erreichte, der Schuldner das Fehlende nachzahlen mußte; davon ist in Zürich nirgends die Rede. Dagegen trat hier der Rath für ihn ein in Fällen, wo er auf Vertrauen hin geliehen hatte. Eine der frühesten Verordnungen des ersten Stadtbuches verfügt: Wenn ein Burger auf den Namen eines andern mit dessen Zustimmung ein Darlehen aufnimmt und der Leihende Klage erhebt, um sein Gut wieder zu erlangen, so ist der Rath verpflichtet, ihm Kapital sammt Zins vom Schuldner einzutreiben [1]).

Der 6. Artikel garantirt den Juden, wo das Schultheißengericht nicht ausreicht, rasche Erledigung ihrer Rechtshändel durch den städtischen Rath. Uebereinstimmend mit dem allgemeinen

---

[1]) Wo ein burger uf einen andern burger von den Juden ald (oder) von den Cauwerschin in unser stat guot entlehent mit des schuldeners wissende ald willen, ist, daz die Juden ald die Cauwerschin den beklagent umb ir guot, da ist der rat gebunden uf den eit, beide, houptguot und gesuoch, in ze gewinnenne.

Grundsatz, der die Juden vor Gericht den andern Bürgern gleichstellt, wird 1377 ausdrücklich bestimmt, daß sie nirgends zu Recht stehen sollen, als vor den Stadtrichtern, vor Burgermeister und Rat; doch haben sie sich ihr Judenrecht vorbehalten in dem Sinn, daß sie erst vor Rathsgericht zu kommen brauchen, wenn nach jenem eine Einigung unmöglich war; dagegen nach gefallenem Rathsspruch ist ihnen die Berufung an ihr Stammesrecht verboten. Eine genaue Regelung that gerade hierin noth, da die Juden untereinander oft im Streite lagen, insbesondere über religiöse Angelegenheiten, die Schule, den Friedhof, über Ehre und Eigenthum.

Die folgenden drei Artikel des allgemeinen Judenbriefes beziehen sich, wie schon drei frühere, aufs Geschäft. Warum blutige und geweihte Gegenstände als Pfand zu nehmen verboten sind, ist einleuchtend; warum aber das Verbot sich auch auf nasse Objekte bezieht, dafür fehlt jede Erklärung oder Andeutung, wenn man nicht die Angabe des Winterthurerbriefes als solche nehmen will, der sagt: „sie sulen ouch nit lihen uff nas hüt noch uff bluotig gewand“.

Die früher erwähnte Bestimmung über das Leihen auf geweihte Gegenstände: „Leiht einer unwissend, so soll er das Pfand herausgeben, im übrigen aber straflos sein“, ließ sich nicht halten; vielleicht veranlaßt durch die Erfahrung, daß der Jude immer unwissend gehandelt hatte, ersparte man sich die Untersuchung und bestimmte schlechtweg, daß das Pfand herauszugeben sei.

Im Jahr 1377 traf man die erste Verfügung gegen das Beleihen gestohlenen Gutes. Wird solches bei den Juden gefunden, so sollen sie wohl die Pfandsumme, aber keinen Zins erhalten. Seltsamer Weise sind sie nicht gehalten, den Pfandsetzer zu nennen, sondern es wird dies ihrem Gutdünken anheimgestellt. Härter urtheilte das schwäbische Recht mit folgender Verfügung: Leiht der Jude auf gestohlen Gut an offener Straße vor dem Hause, so erhält der Bestohlene sein Gut wieder gegen Erstattung

der Leihsumme allein; hat aber der Jude heimlich geliehen, so muß er das gestohlene Gut ohne Ersatz herausgeben.

Zu dieser Strenge kehrte man 1425 in Zürich zurück, wie dieß ein Erlaß des fünften Stadtbuches zeigt: „Wäre, daß irgend ein scholdener (Darleiher) Jemandem sein Geld auf Pfand um scholder (Zins) liehe und dieselben Pfand aber dessen, der sie versetzt hat, nicht wären, sondern daß sie gestohlen wären und das kundlich wurde, daß der oder dieselben, so ihr Geld auf gestohlen Pfand leihen, dieselben Pfand ohne Geld, es sei Hauptgut oder scholder, wiedergeben sollen dem oder denen, denen die Pfande dann sind, ohne Widerred".

Nach dem allgemeinen Freiheitsbrief war der Jude nicht haftbar für Pfänder, die ihm gestohlen wurden, sofern er erklärte, auch sein Gut damit verloren zu haben. Bald fand man aber nöthig, den Pfandsetzer besser zu schützen; es geschah durch die Vorschrift, daß der Jude dem Schuldner zu ersetzen habe, was das Pfand mehr werth war als Darleihen und aufgelaufene Zinse zusammen; dieß allerdings nach der Schätzung des Juden, eine Bestimmung, die diesem Spielraum genug ließ, auf Kosten des Schuldners die eigene Einbuße zu mindern.

Der letzte allgemeine Artikel endlich gewährleistet den Juden freien Zug. Später wurde es üblich, sie ihren beabsichtigten Wegzug zwei Monate vorher anmelden zu lassen, damit Burgermeister und Rath öffentlich verkünden, daß innert dieser Frist die Pfänder gelöst werden sollen. Was nicht ausgelöst wird, soll nach Stadtrecht verkauft, und aus dem Ertrag der Jude befriedigt werden. Während dieser zwei Monate steht er mit seinem Gesinde noch in der Stadt Frieden und Geleit. Im Jahr 1385 wurde einmal die Melde- und damit auch die Lösungsfrist auf ein halbes Jahr ausgedehnt, dem Wegziehenden aber ohne besondere Bewilligung des Rathes während dieser Zeit zu leihen verboten. 1430 wird den Juden zwar der freie Zug gestattet,

jedoch gegen den Eid, der Stadt „ihren Leib und Gut nicht zu entfremden“, ohne Zweifel, weil einzelne ohne Entrichtung der Steuern sich davon gemacht hatten.

Damit sind wir am Ende sowohl der allgemeinen Bestimmungen des jüdischen Burgrechts als auch der jeweiligen Modifikationen in den Einzelbriefen angelangt. Sie zeigen in bemerkenswerther Weise, wie sehr das Gewerbe Sinnen und Denken der städtischen Schützlinge erfüllte. Der auffallende Zug des jüdischen Volkes, mit welcher Intensität und mit welchem Geschick es sich den materiellen Interessen zuwendet, findet also im zürcherischen Judenrecht neuerdings Bestätigung. Sucht man dafür noch, absehend von der natürlichen Anlage und dem erzieherischen Einfluß, nach weitern Gründen, so möchte wohl einer derselben darin liegen, daß sie fast nothwendig auf das Darleihgeschäft hingewiesen waren, weil andere Berufsarten ihnen verschlossen blieben.

In der That treffen wir von solchen einzig den Schulmeister, wohl identisch mit dem Rabbiner, und den Arzt; aber nur selten erscheinen sie in den Akten. Im Jahr 1347 erlaubte der Rath dem Juden Moisse, dem Schulmeister, den Kauf eines Hauses an der Brunngasse. Ein gelehrter Jude, Suskin, lebte in Zürich um 1370; ihm hat der Rath geliehen die fünf Bücher Moses, ein zweites kommentirtes Exemplar, den Talmud und hiezu ebenfalls „ein gluos (Glosse) uber Talmuott.“ Am Rande fehlt die Bemerkung nicht: „er hat si wider geben“. Ulrich erwähnt, daß 1423 alle Juden aus der Stadt gewiesen worden seien ausgenommen „Joseph der arzet wegen siner Kunst“.

Das Leihgeschäft pflegt mit Kauf und Verkauf verbunden zu sein. Aber nicht allenthalben genossen die Juden so große Erwerbsfreiheit, wie gerade in Zürich. Während z. B. Bern ihnen den Besitz von Grund und Boden oder Häusern nicht zuließ, liegen für Zürich mehrere Zeugnisse dafür vor, daß es eine

solche Schranke nicht zog. So zeigt ein Prozeß von 1415, daß dem Juden Abraham für ein Guthaben auf Ital Maneß das Gut in Beggenhofen (Beckenhof in Unterstraß) verschrieben war. Wir finden Juden als Besitzer des Steinhauses an der Kirchgasse, der Henne, eines Ladens unter dem Schneggen, der Manegg u. s. w. Schon 1311 war das Haus „an dem Orte" im Rennweg in den Händen eines Juden gewesen. Diese Gebäude mögen wohl aus der Hand einzelner schwer verschuldeter Bürger an sie übergegangen sein, wie man denn nicht etwa bloß schlichte Handwerker, sondern auch vornehme Herren auf ihrer Liste findet, so den Grafen Johann von Rapperswyl, den Burgermeister und Rath von Zürich, neben dem Maneß auch einen Meiß.

Mochten auch die Juden in verschiedenen Theilen der Stadt Häuser besitzen, so haben sie doch, wie es scheint, dieselben nicht bewohnt, sondern, gesondert von den Christen, sich in einem eigenen Quartier zusammengesiedelt. So hatte Zürich, wie andere verkehrsreiche Städte, eine besondere Judengasse, die spätere kleine Brunngasse oder heutige Froschaugasse.

Dort befand sich auch ihre Schule, und nicht ferne davon lag der Friedhof. Eine Andeutung, wo jene gestanden, giebt die schon früher erwähnte Notiz des fünften Stadtbuches: „Seligman, der Jud, hat geschworen zwei Meilen von unserer Stadt Zürich, weil er ohne Urlaub bei Nacht und Nebel in unsere Stadt gegangen ist, hat Nachts hinter der Schule in dem Bach gewartet". Damit stimmt überein ein Kaufbrief vom Jahr 1385, der meldet, „daß Fridrich Stoiry, unser Burger, seinen vierten Teil und alle seine Rechtung des hus und der hofstat in der Brunnengassen gelegen, das man nempt ze der Judenschule verkauft hat um 26½ ℔ 3 s.", ebenso ein anderer vom Jahr 1423, der die Lage genau angiebt: Der Rath bezeugt, daß die Juden Selig, Israhel und Johenan „gemeinlich und unverscheidenlich jro hus und hofstatt mit dem hoeflin, genant der juden schuol jn unser

meren statt Zürich in Brunngassen gelegen, stoßet einhalb an Johansen Vinken, unsers burgers hus, anderhalb an ds (das) gäßli, das zwüschent dem selben hus, genannt die schuol und dero von Kloten hus ist gelegen, vor an die straß und hindnan an den bach verkauft haben an Johansen Keller, unserm undern stattschriber um 140 fl." Und Bullingers Chronik erzählt: Zu der selben Zeit, 1344, waren viele Juden in der Stadt Zürich, die hatten in beiden Brunngassen gewohnt und daran eine Synagoge gehabt, welche noch heutzutage genannt wird die Judenschul, unfern von der Froschau, welche früher St. Verenenkloster genannt wurde „und darhinter ab rint der Wolfbach".

Religiöse Differenzen der Juden führten zuweilen so weit, daß die Parteien besondere Schulen hielten, bis 1383 der Rath dem ärgerlichen Treiben ein Ende machte durch die Verfügung „Es süllent ouch all Juden in unser stat in ein schuol zuo einander gan, do si der burgermeister und der rat hin heißet gan, und süllent sich fürbas nicht teilen noch sünderren. Es sol ouch enkein Jud den andern in der schuol noch uff dem weg, so si zuo der schuol oder davon gand, beswеren noch kein frefin (Frevel) tuon, weder mit worten noch mit werken. Welcher das dar über taete, den sol ein rat dar umb herteklich straffen."

Der Friedhof lag „ze Linden vor dem thor", wie eine Rathserkenntniß vom Jahr 1382 sagt, also wohl in der Gegend des heutigen Lindengartens an der Krautgartengasse, früher wahrscheinlich etwas tiefer nach der Richtung des heutigen Schulhauses hin, denn der Erlaubnißbrief des Bischofs von Konstanz von 1383, der die vor wenigen Jahren geschaffene Anlage von Friedhof und Synagoge genehmigt, spricht davon, daß der Friedhof, den die Juden vor alten Zeiten gehabt, „durch güssinen und wilde der wasser vor etwi mengen jar zerfürt, zerbrochen und verwüstet syg". — Selbst auf den Friedhof erstreckte sich die erwähnte Spaltung; daher wurde gerichtlich entschieden, daß nur diejenigen

daran Theil haben, welche die Steuer für dessen Bezahlung auf sich nehmen; vor unziemlichen Ansprüchen nicht zahlender Glaubensgenossen schützt der zürcherische Rath. Nach der allgemeinen Vertreibung der Juden vom Jahr 1423 behielten die Theilhaber am Kirchhof zwar das Recht, dort ihre Todten zu begraben, mußten aber fortan für jeden zu begrabenden Leichnam der Stadt einen Gulden entrichten. Anno 1431 wurde dieses Zugeständniß noch eingeschränkt auf diejenigen Juden, welche zu Zürich Bürger waren, wo immer freilich sie wohnen mochten, und auf die Juden von Bremgarten, Mellingen und Rapperswyl. Juden aber aus andern als den genannten Städten, die hieher geführt werden, „die soll man nicht begraben, es sei denn, daß die Juden vormalen, ehe der todt Leichnam begraben werde, vor unsere Herren Burgermeister und beide Räthe gehen und da mit ihnen verkommen, was sie gemeiner Stadt geben sollen. Mögen dann die Juden so viel geben, als unsere Herren bedünkt, so soll man ihn lassen begraben; geschähe das aber nicht, so soll man den toten Juden von unserer Stadt und aus unsern Gerichten und Gebieten führen und nirgends in unsern Gebieten begraben."

Deutlich enthüllt sich hierin die mit der Zeit fortschreitende Einengung der Juden. Es half ihnen wenig, daß sie nach dem Wortlaut eines zürcherischen Rathsbriefes von 1381 wie andere Juden von des heiligen römischen Reichs wegen Freiheit, Eigenschaft, Recht und Gewohnheit zu ihrem „frihoff" hatten. Solche Zusagen hielt oder brach man nach Willkür.

Die Absonderung der Juden erstreckte sich nicht bloß auf die Wohnungen, so der Lebenden wie der Todten, sondern auch auf eine Menge von Beziehungen des täglichen Lebens, bald freiwillig, bald gezwungen. Der Schwabenspiegel schon verbietet den Christen, mit den Juden Speise zu essen, die diese bereitet haben; die Juden dürfen keine Christen zur Hochzeit oder zum Gastmahl einladen, nicht mit ihnen baden, keine christlichen Dienstboten halten;

er verlangt, daß sie spitze Hüte tragen. Ferner schreibt er vor: „An dem antlaz tage (Gründonnerstag) nach mittem tage so suln ir türe und ir venster zugetan sin; si suln ouch an die straze niht gên. Daz sol also lange weren unz (bis) der oster tac für kumet". Einige dieser Bestimmungen kehren auch in Zürich wieder, so gerade die zuletzt citirte; das erste Stadtbuch sagt: „Man schribet allen rêten, dc (daß) enhein Jude noch Jüdin von der Krumben mitte wochen nach imbiz untz an den hohen samstag, daz man die gloggen lütet, sich ougen (zeigen) sol weder in venster noch an der straze; und swo si in ir hüsern dazwischent dehein geschrei oder gasschelli (Geschell) machent, dar umb sol der rat si bueßen uf den eit." — Auch das Tanzen an Judenhochzeiten war den Zürchern verboten.

Schritt um Schritt kommen wir einer Stimmung näher, wie sie im Mittelalter gar oft, längere Zeit hindurch gestaut, mit einem Male den Damm überflutend, in furchtbarer Verfolgung sich Bahn bricht und sinnlos, Haß an Haß entzündend, gegen Schuldige und Unschuldige ohne Wahl mit den grausamsten Qualen wüthet.

Stammeshaß, die Besonderheit der täglichen Bräuche, der Religion, die Ausbeutung durch den Wucherer, der Gegensatz zwischen der Noth der ausgesogenen Landeskinder und dem aufgehäuften Reichthum des gierigen Fremden, nicht zum wenigsten endlich die Aussicht, durch ein geradezu gottgefälliges Werk die wilde Lust und zugleich die Habsucht zu ersättigen, waren deren Nährboden. Die Vorwände für die Verfolgungen sind immer und allenthalben ungefähr dieselben: Die Juden haben einen Knaben ermordet, um sein Blut zu rituellen Zwecken zu verwenden; sie haben aus der Kirche den Leib des Herrn gestohlen, um nach Gelüsten ihr freveles Spiel damit zu treiben; der Tod Jesu soll an den Nachkommen derer, die ihn kreuzigten, gerächt werden; die Brunnen sind von ihnen vergiftet worden, und dadur[illegible] ine Pest hervorgebracht.

Auch die zürcherischen Juden blieben vor Verfolgung nicht verschont; doch muß anerkennend bemerkt werden, daß der Rath zuweilen tapfer gegen die erregte Bürgerschaft Stellung genommen und dadurch Gräuel, wie sie anderwärts verübt wurden, verhütet hat. Bevor wir auf diese Ausschreitungen selber eingehen, sei es gestattet, nochmals an die einzelnen Symptome einer judenfeindlichen Strömung zu erinnern:

1. Die Juden hatten das Recht der Niederlassung in Zürich, nicht aber die Erlaubniß, fremde Stammesgenossen länger zu beherbergen als eine Nacht. Uebertretungen büßten Gast und Gastgeber mit einem Gulden für jede Nacht.

2. Die Miether eines gewissen Platzes waren dem Henker zu Diensten verpflichtet. Das fünfte Stadtbuch entscheidet hierüber: „Wir, der Burgermeister und die Räthe der Stadt Zürich, thun kund und zu wissen, daß wir — es war im Jahr 1425 — erkennet, geordnet und gesetzet haben um alle die, so den Platz von unserm Nachrichter jetzt empfangen haben oder fürder empfangen und die ihr Geld jemand um scholder leihen, daß dieselben alle fürder, wenn das zu schulden kommt, so ein Dieb gefangen und in den Stock gelegt wird, denselben Dieb in dem Stock unserer Stadt Knecht sollen helfen behüten und in dem Stock besorgen und bewachen. Dazu so sollen dieselben scholdner allweg bei ihrem Eid die Leitern hinaus an den Galgen schaffen und da aufrichten. Und wenn von einem Dieb gerichtet wird, so sollen sie die Leiter wieder hinein schaffen, so oft das vorkommt.“ Allerdings ist nicht zu übersehen, daß sich diese Bestimmung gegen christliche so gut, als gegen jüdische Wucherer richtete.

3. Gewisse Vergehen, insbesondere Buhlschaft, wurden strenger bestraft, als gegenüber Christen; des Juden Strafe war im angeführten Fall 10 Mark.

4. Bei Münzänderungen wurden zuweilen die Juden verpflichtet, alte Pfennige zu einem höhern als dem sonst allgemeinen

Kurs anzunehmen; so sollten sie im Jahr 1343 18 alte Pfennige für einen neuen Schilling nehmen, während dessen Wert 24 alten Pfennigen gleichkam; es wurden ihnen also 25 % Kursverlust durch die Obrigkeit selber auferlegt.

5. Im Jahre 1404 wurde ihnen das Recht der Zeugenschaft gegen Christen gänzlich und für immer entzogen, eine Maßregel, die einen Christen erst auf erwiesenen Meineid und falsche Anklage hin traf.

6. Endlich gehört zu diesen Aeußerungen einer starken Abneigung gegen das jüdische Volk auch die Eidesformel, zu der sie gezwungen wurden, wenn man ihrer üblichen eidlichen Beteuerung nicht volle bindende Kraft zutraute, eine Formel und Formalität, die allerdings von jedem rechtschaffenen Mann als kränkende Erniedrigung empfunden werden mußte. In ihrer ursprünglichen Gestalt bietet sie der Schwabenspiegel; allerdings sind je nach Zeit und Ort mannigfache Aenderungen daran vorgenommen worden, so ohne Zweifel auch in Zürich, aber im wesentlichen bleibt sie ihrer ersten Form treu. Auf einer Schweinshaut stehend, die rechte Hand in die fünf Bücher Moses gelegt, soll er schwören, der Wahrheit gemäß auszusagen, so wahr ihm Gott helfe. Wenn er vom Zeugniß der Wahrheit abweiche, so möge er thierisch werden, wie der König von Babylon; Schwefel und Pech möge auf seinen Hals regnen, wie über Sodom und Gomorra; ihn solle die Erde verschlingen, der Aussatz befallen, der Schlag ihn treffen, der Fluch des Blutes Jesu, den seine Väter auf sich gezogen, müsse immerdar wachsen an ihm und seinem Geschlecht, sein Leib soll nicht zu Erde werden und nicht in den Schoß Abrahams kommen, wie derjenige des Auferstandenen, so lautet der grause Fluch, den der schwörende Jude nachzusprechen genöthigt wurde [1]).

---

[1]) Im Schwabenspiegel lautet die Vorschrift: Diz ist der iuden eit den suln si sweren, umbe ein ieglich dinc, daz hin ze ir eide stet. Er so

Die erste und zugleich die härteste Verfolgung in Zürich, von der wir wissen, fiel ins Jahr 1349. Damals wurden die Juden angeklagt, die Brunnen vergiftet und eine Pest erregt zu haben. „Also wurden", so erzählt die sogenannte Klingenberger-chronik, „die Juden in allen Landen verbrennt, binach alle Juden,

---

uf einer suwe hute (Schweinshaut) stên und sol im diu rehte hand in einem buche ligen unz an die riste, und an dem buche suln diu funf buch herren Moysi geschriben sin; und sol der also sprechen, der im den eit da git, und sol der iude diu selben wort nach im sprechen: „umbe so getan gut, als dich dirre man zihet, daz du des niht enhast noch enweist, noch in dine gewalt nie gewunnes, noch dehein din êhalte under erden vergraben hat, noch in muren verborgen, noch mit slozzen beslozzen hat; so dir helfe der got, der da geschuf himel und erden, tal und berge, wald, loup und gras; und so dir helfe din ê, die got selbe schreip mit siner hant und sie gap dem herren Moysi uf dem berge Synai; und so diu funf buch herren Moysi dir helfen, und so du nimer niht müezes enbizen, du müezes dich al beschizen als der Künic von Babylonie tet; und so daz swebel und daz pech uf dinen hals müeze regnen, daz über Sodoma und über Gomorra regente; und so daz selbe swebel und pech dich überrinnen müeze, daz ze Babylonia überran zwei hundert man oder mer; und so dich diu erde verslingen müeze, als si tet Dathan und Abiron; und so din erde nimer kome ze anderre erden und din griez nimer kome ze anderme grieze in den baren des herren Abrahamen. (Dein Leib werde nicht zu Erde und komme nicht, wie derjenige der Auferstandenen, in den Schoß Abrahams!). So hast du war und reht, so dir helfe Adonay. So hast du war und reht, des du gesworn hast oder müezes werden malazic (aussätzig), als tet Jesi, da er von einer lügen uzsetzig wart durch unrehtes gutes willen. Ez ist war, und so der slac dich müeze ane gên, der daz israhelische volk an gie, do si durch Egypten lant furen. Ez ist war, des du gesworen hast, so daz blut und der fluch immer dar an dir wahsen müeze und niht abnemen, des din geslehte im selber wunschte, do si Jesum Christum martereten und sprachen also: „sin blut kome uf uns und uf unser kint". Ez ist war; des helfe dir got, der Moysen erschein in einem brinnenden boschen. Ez ist war der eit, den du gesworen hast, bi der sele, die du an dem iungesten tage für daz geriht bringen must. Bi dem got Abraham, bi dem got Ysaac, bi dem got Jacob, ez ist war. Des helfe dir got und der eit, den du getan hast. Amen.

die gewachsen waren; viel Kind wurden getauft und behalten. Also wurden die Juden verderbt von ihres großen ungehorten Mordes wegen und nit mit unredlicher Sach. Desselben Jahres wurden alle Juden im Elsaß verbrennt im Jenner und zu Zürich umbe sant Mathis tag och des selben jars, als da vor stat." Auch in Winterthur wüthete die Menge gegen sie. Nicht einmal die Feste Kiburg bot genügenden Schutz, so gern ihn Herzog Albrecht gewährte. Der Fanatismus wollte sein Opfer haben. 330 Juden wurden allein auf dem Schlosse verbrannt.

Die Frage liegt nahe, wie denn bei solchen Ausschreitungen der König als oberster Schutzherr und wie die städtischen Behörden, die Schirmbriefe ausgestellt hatten, sich verhalten haben. Beide ungefähr gleich: war die Wuth nicht mehr zurückzuhalten, so ließ man den schützenden Arm sinken; das Wesentliche war dann nur, aus dem Geschehenen den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Die Urkunden zeigen, wie gerade in Zürich König und Stadt sich in den Raub theilten. Im Jahr 1350 kaufte Burgermeister Brun vom zürcherischen Rath um 60 fl. das Haus beim Garten der Klosterfrauen in der Samnung, „was Moyses, dem iuden von Bern", und 1380 gab die Stadt dem Juden Moses von Nürnberg ein Haus zur Miethe, beide sehr wahrscheinlich nach der Verfolgung von 1349 in städtischen Besitz übergegangen. Möglich ist auch, daß eben damals die Stadt jene früher erwähnten hebräischen Schriften, die Bücher Moses in zwei Handschriften, einen glossirten und einen nicht glossirten Talmudtext in Besitz genommen hat.

Eine solche Aneignung konnte jedoch nur mit des Königs Genehmigung geschehen. In der That haben die Zürcher sich dieselbe verschafft; schon am 23. April, also zwei Monate nach der Verfolgung, wurden sie vom Kaiser aller Schuld gänzlich los gesprochen „umb das guot, das die Juden, die ze Zürich auch da verderbt sint, nach jr todt hinter jn gelassen hand, wann si

das selb gen uns und gen dem rich ze hulden gehandlet und getädingt hand nach unserm willen."

Welches aber das Resultat der genannten Verhandlung gewesen ist, zeigt ein zwei Tage später ausgestellter Brief des Reichsmarschalls Burkhard von Elrbach. Dieser kam als königlicher Bevollmächtigter mit dem Rath überein „von der Juden guots wegen, das man mir das antwurten und besetzen (einhändigen) sol und danne bi enander bliben sol"; dann, „das alle die geltschulden, so die burger gelten solten den Juden, das die den burgern solen ledig sin"; und zwar fielen die verbürgten, wie die unverbürgten gleicherweise dahin. — Was aber die Juden den Bürgern schuldig gewesen sind, das soll man zahlen aus der Juden Gut. Gleicherweise sollen die Bürger, also auch die Stadt, entschädigt werden „um den Kosten, so sie von der Juden wegen gehebt hand."

So ungescheut Grausamkeit und Habgier im übrigen sich auch zeigten, so schonten sie doch einen Theil der Frauen und Kinder. Das königlich-städtische Uebereinkommen verfügt dementprechend, daß den Jüdinnen und den Judenkindern, die noch am Leben seien, ihr Gut bleiben solle. Mit Bezug aber auf deren Guthaben auf dem Lande soll es den Bürgern freistehen, ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen oder nicht. Ferner wird bestimmt: „Wäre auch, daß irgend ein Burger beraubt wäre von des Königs wegen", was vermuthlich sagen will: Im Falle, daß ein Bürger Schaden gelitten hätte bei oder nach der Verfolgung, „so soll ihm aus dem Judengute vergütet werden". Sind diese Bestimmungen bis Mitte August nicht erfüllt, so mag eine hiezu bestellte Kommission, bestehend aus dem Burgermeister, dem Ritter Heinrich Biber und einem Dienstmann des Reichsmarschalls auf der Juden Häuser und Güter greifen, um die genannten Ansprüche zu befriedigen. Der Rest, unzweifelhaft der Löwenantheil, blieb dem König. Genoß das Staatsoberhaupt

so reichlich die Frucht der Gesetzesübertretung, so ist es kaum mehr überraschend, daß es seine Schutzversprechungen nicht eben streng hielt.

In die nun folgende ruhige Zeit, die die zürcherischen Juden von 1350—1400 genossen, fällt sowohl der allgemeine Freiheitsbrief, als auch über dreißig in Kopie erhaltene Schutzbriefe an einzelne Juden. Mit der Wende des Jahrhunderts aber sehen wir die Lage sich drohender gestalten, die Stimmung der Bürgerschaft aufgeregter werden und den Rath, der sich bemühte, unparteiisch zu bleiben, oft in peinlicher Verlegenheit, wenn er seine Stellung wahren und der Gerechtigkeit nicht Eintrag thun sollte. In der ersten Hälfte des Jahres 1401 waren in Schaffhausen die Juden verbrannt worden; schon wurde auch in Zürich die vage Anklage allgemein erhoben, die Juden haben viel Unrechtes gethan. Wie schwer es sei, einer allgemeinen energischen Stimmung gegenüber die Schranken des Rechts aufrecht zu halten, war dem Rathe wohl bewußt. Deutlich zeugt dafür eine Stelle des zweiten Stadtbuches, in deren Ton sich das bange Herzklopfen vor jenen bekannten, unbezähmbaren Ausbrüchen sinnloser Wuth und das Bewußtsein obrigkeitlicher Unzulänglichkeit solcher elementaren Gewalt gegenüber unverkennbar ausdrückt. Sie meldet, wie Burgermeister, Räthe und Zunftmeister auf die allgemeinen Gerüchte und speziell auf die Berichte von Schaffhausen hin Erkundigungen [1]) eingezogen und das Ergebniß derselben dem großen

---

[1]) „Kuntschaft nachgangen und eigenlich verhört. Als wir dz die zweyhundert ouch verhört haben und uff des rates richtbuoch verschriben stat, und won wir dien Juden friheit mit unser statt briefen und insigeln geben und si gelopt haben ze schirmen und wir noch nit erfarn haben und och sölich schuld über si sich noch nicht erfunden hat, dar umb man si mit dem rechten an lip oder an guot gestraffen kunne, her umb so haben wir uns uff unser eid geeinbert und erkent, dz man die Juden sol lassen beliben bi ir friheit und dz wir si ouch da by schirmen sülent, es wer dann,

Rath mitgetheilt haben. Gestützt nun auf die Freiheitsbriefe der Juden und darauf, daß bis jetzt keine Schuld erwiesen ist, sind sie übereingekommen und haben eidlich beschworen, daß man die Juden bei ihrer Freiheit lassen und schirmen soll, außer wenn irgend eine Schuld derselben offenbar würde. Dieser Beschluß soll von den Zunftmeistern den Zünften und vom Burgermeister der Konstaffel eröffnet werden, damit sie den Rath bei dessen Durchführung unterstützen und schützen gemäß dem Eid, den sie verfassungsgemäß im Großmünster geleistet haben.

Wie lange dieser Geist der strengen Pflichttreue angehalten hat, mag man daraus ersehen, daß gleich der nächste Eintrag den einhelligen Beschluß der Räthe meldet, daß man „Smaryen, den Juden und Israhel, den Juden, heften und in Turn legen soll und daß man auch die andern Juden gemeinlich in Haftung soll nehmen". Ueber ihr Gut wurde ein Inventar aufgenommen und zwar ausdrücklich, damit die Burger sicher seien, „daß der Juden Leib noch ihr Gut nicht entfrembet werde". Es war also auch hier, wie in Schaffhausen, auf eine Beraubung abgesehen und der Rath hatte der Tendenz ein entschiedenes Verbot nicht entgegenzuhalten gewagt. Gerade diese Nachgiebigkeit aber gereichte den Juden zum Heil, indem sie nun zur Zeit der wildesten Gährung gesichert blieben, wenn auch im Gefängniß, und endlich nach Rahns eidgenössischen Geschichten mit einer Buße von 1500 fl. davon kamen, während in Winterthur neunzehn ihrer Volksgenossen verbrannt wurden.

---

dz sich über jren deheinen fürbz schuld erfunde; von dem oder von dien sol man richten nach recht. Und sol ouch bis unser erkantnüß all zunftmeister für ir zunft bringen und ein burgermeister für Konstafel, dz wir uns des erkent haben und dz si uns da by helfen schirmen sülent nach des briefes sag, so wir alle jar zwirunt in dem münster swerend. Und sol man ouch mit jnen reden; wer, dz jeman hie wider taete, das man ouch den dar umb straffen woelt nach des geswornen briefes wisung.

Die folgenden Jahrzehnte hindurch scheint sich eine freilich nur wenig günstigere Stimmung erhalten zu haben. Ohne Zweifel wären sie weggewiesen worden, wenn man sie irgend hätte entbehren können; dadurch aber, daß die Kirche gerade in dieser Zeit den Christen das Zinsnehmen gestattete, leistete sie dem Wunsch, der Juden entrathen zu können, mächtigen Vorschub. Damit mag es zusammenhängen, daß der Rath mit Neuaufnahmen möglichst sparsam war und daß er im Jahr 1423 sich zu dem Entschluß aufraffte, auf Martini die Juden aus der Stadt und ihrem Gebiet zu treiben. Aber schon im folgenden Frühjahr war es der große Rath selber, der Wiederaufnahme der Vertriebenen beantragte. Ueberdies wurden vier andere neu aufgenommen und zwar auf 12 Jahre. Bei dieser Aufnahme machte die Stadt so gute Geschäfte, daß der Rath von den Zweihunderten die Ermächtigung erhielt, noch mehr Juden aufzunehmen. Fürs erste nämlich versprachen jene Vier, mit der Hälfte des bisher üblichen Zinses, mit $21^{2}/_{3}$ % per Jahr, sich zu begnügen, sodann zahlten sie der Stadt 2000 fl., was für den einzelnen eine Jahressteuer von ungefähr 2000 Fr. heutigen Geldes ausmachte.

Mit ähnlichem Glück, wie im Jahr 1401, entgingen die zürcherischen Juden fast dreißig Jahre später einer gleichen Gefahr. Ende 1429 nämlich sollte bei einem jüdischen Feste zu Ravensburg ein Knabe getötet worden sein. Daß die Anklage von einem Manne ausging, der zu Ueberlingen im Gefängniß lag, hinderte die Stadt Konstanz nicht, die umfassendsten Maßregeln zur Entdeckung des Verbrechers zu ergreifen. Wie an andere Städte, so gelangte sie auch an Zürich mit dem Ersuchen, die Juden gefänglich einzuziehen. In der That beschloß der Rath, „daß man alle die Juden, die mannbar sind, heften soll und sie mit Knechten behüten und sie lassen liegen, bis daß es sich erfindet, was jedermann Schuld habe". Sechs Wochen nachher wurden sie dann aus dem Gefängniß entlassen, „da sich auf sie noch

nichts gefunden hatte und auch ihrer keiner bei der Hochzeit nicht gewesen ist zu Ravensburg", doch ihnen der Eid abgenommen, daß sie nicht aus der Stadt ziehen, noch ihr Gut wegschaffen. Trotzdem der Rath ihre Unschuld offen bezeugt hatte, gab es ein Halbjahr später noch böse Zungen, die ihnen Uebles nachredeten wegen jenes Mordes zu Ravensburg, so daß sie sich genöthigt sahen, mit der Bitte an den Rath zu gelangen, ihnen freien Zug zu gewähren oder den Schmähungen Einhalt zu thun. Darin, daß der Rath ihnen bereitwillig entgegenkam, darf man wohl ein Symptom freundlicherer Gesinnung erkennen; allein der Prozeß, der auf völlige Entfernung schon längst hindrängte, stand deswegen nicht still. Im Jahr 1404 war ihnen die Fähigkeit abgesprochen worden, gegen einen Christen zu zeugen, auf 1423 fällt das erste Austreibungsdekret, 1435 kam der Rath zu dem Beschluß: „Da der Juden Freiheit, die jetzt in unserer Stadt wohnhaft sind, im nächstkünftigen Jahr ausgeht, daß man dann fürder einen Juden noch Jüdin, die von irgend jemand Wucher nehmen oder empfangen, in unserer Stadt nimmer mehr haben soll, sondern sobald ihre Freiheit ausgeht, so soll man sie ihre Straße lassen ziehen".

Waren damit ausschließlich die Geldleiher getroffen, dagegen „Juden und Jüdinnen, die von niemand Wucher nehmen, sondern ihre Pfennige also bei uns zehren wollten" der Aufenthalt nicht bloß, sondern auch der Herzug ausdrücklich gestattet, so folgte nichts desto weniger einige Monate später, am 14. Februar 1436 das endgültige Ausweisungsdekret für alle Juden ohne Ausnahme: „Auf Mittwoch nach Sankt Valentins Tag Anno 1436 haben sich Burgermeister, Räthe und die Zweihundert erkennt, daß man fürder ewiglich nimmermehr einen Juden noch Jüdin in unserer Stadt noch in unsern Gebieten hushablich haben, noch ihnen irgend welche Freiheit geben soll. Und das wollen sie Gott und unserer lieben Frauen zu Lob und Ehren thun und dies

ewiglich stet halten.“ Dießmal blieben sie ihrem Entschlusse treu. Erscheinen auch dann und wann wieder Juden vor dem Rath, so vermochten sie doch nicht mehr dauernd festen Fuß in der Stadt zu fassen. Den letzten Bericht über sie bietet ein Schutzbrief vom Jahr 1494, nach welchem Smario mit seinem Gesinde auf fünf Jahre ins Bürgerrecht aufgenommen wurde. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Frist verlängert worden sei, denn die Tendenz, der Juden sich zu entledigen, erschlaffte keineswegs; vielmehr haben wir dafür, daß sie immer weitere Kreise ergriff, ein sprechendes Zeugniß in den Maßnahmen, durch welche ihnen nach und nach der Aufenthalt in den gemeinen Herrschaften untersagt wurde.

Je mehr man die Auffassung überwand, daß es einem Christen Sünde sei, Zins zu nehmen, desto weniger bedurfte man des jüdischen Pfandleihers; um so weniger war man geneigt, ihn überhaupt zu dulden.

Bis man dazu gelangte, auch im Juden den Menschen zu sehen und zu ehren, dauerte es noch Jahrhunderte; die soziale und bürgerliche Gleichberechtigung hat ihm in unserm Lande erst das 19. Jahrhundert geschenkt.

Zürich am Vorabend der Reformation.[1]

Von Emil Egli, Professor.

Die Stadtbibliothek hat im vergangenen Sommer eine reiche Sammlung von Ansichten und Plänen des alten Zürich ausgestellt. Dabei ist uns auch das Bild der Stadt am Ausgang des Mittelalters vor Augen getreten, mit ihren Bollwerken, Thoren und Thürmen gegen die Land- und Seeseite, den zahlreichen Klöstern, Kirchen und Kapellen, den unmittelbar an den Fluß gebauten Häusern, den hölzernen Brücken mit den großen Schöpfrädern für städtische Brunnen, der bis an die Mauern heranreichenden, noch ganz ländlichen Umgebung. Es ist das Städtebild aus der Zeit, da ein Lobredner[2]) die Stadt also besungen hat:

Gruß dir, herrlichster Stolz des waffenkundigen Volkes,
Zürich, du Stadt auf Erden berühmt wie im Kreise des Himmels!
Deine herrlichen Namen und hochverdienstlichen Thaten
Mag kein Lob der unendlichen Welt je würdig besingen.
Mitten hindurch theilt dich mit munterer Woge die Limmat,
Ueber dir ruht, von der Menge durchwimmelt hellschuppiger Fische,
Sanft der See, und es grüßen aus spiegelnder Welle die Ufer.

---

[1]) Akademischer Rathhausvortrag, gehalten am 7. November 1895.

[2]) Glarean, im Lob auf die XIII örtige Eidgenossenschaft, verfaßt zu Basel 1514 aus Anlaß eines Gesprächs mit Chorherr Utinger von Zürich. — In der nachfolgenden Bearbeitung haben wir das Gedicht mit Dank der Basler Denkschrift an den Schweizerbund von 1291 entlehnt (Basel 1891).

> Soll ich der wolkenberührenden Thürme, der ragenden Giebel
> Deiner Häuser gedenken, der reinlichen Gassen, die allwärts
> Glitzernde Brunnen bespühlen? Der Plätze, der prächtigen Kirchen,
> Die du den Himmlischen bautest? Der königlich reichen Paläste? —
> Herrliche Stadt, vom Himmel geliebt und dem Herrscher der Götter!

Fürwahr, das Lob klingt nicht übel! Nur wollen wir für uns Einiges davon abziehen. Sind doch die Verhältnisse des damaligen Zürich selbst im Vergleich zu früheren Zeiten ziemlich bescheidene gewesen[1]): die Bewohner an Zahl nur etwa 5—7000, der größte Theil angewiesen auf Ackerbau und Handwerk, das Einkommen aus Handel und Industrie nicht bedeutend, die besitzende Klasse weder sehr vermöglich noch sehr zahlreich, die königlich reichen Paläste — wie auch die reinlichen Gassen — nur sehr verhältnißmäßig zu nehmen. Gleichwohl verstehen wir des Dichters Begeisterung für unsere Stadt, von persönlichen Beziehungen abgesehen, aus doppeltem Grunde. Das Zürich des ausgehenden Mittelalters nimmt politisch eine bedeutende Stellung ein und zeigt kirchlich ein reich entwickeltes Leben. Eben dieses beides hat jene Verhältnisse bedingt, aus denen die Reformation sich entwickeln konnte, und je reichhaltiger unser Einblick in beides wird, desto berechtigter fühlen wir uns, das Thema unseres Vortrages im strikten Sinne seiner Ankündigung zu nehmen: Zürich am Vorabend der Reformation. — Lassen Sie uns denn beides — im Hinblick auf Stadt und Land — näher ausführen: die religiös-kirchlichen Zustände und die weltlich-politische Entwicklung, aber auch beides in der Beschränkung, daß wir stets den gewaltigen Umschwung im Auge behalten, zu dem Zwingli durch die Predigt des Evangeliums

---

[1]) Näheres findet man in der neuen Auflage von Vögelins Altem Zürich, wo im zweiten Band Dr. H. Zeller-Werdmüller ein Bild Zürichs im 15. Jahrhundert gegeben hat.

den Anstoß gegeben hat. Es ist von hohem Interesse, zu erkennen, inwieweit die Reformation vorbereitet, und inwiefern sie ein Neues war. So erst gelangen wir dazu, sie richtig zu würdigen, und wird uns Zwingli in seiner selbständigen und eigenartigen Größe neben Luther in helleres Licht treten [1]).

* * *

Wenn wir die Jahrzehnte etwa von Waldmann bis Zwingli als den Mutterschooß der Reformation betrachten, so haben wir vor allem das religiös-kirchliche Leben dieser Zeit zu würdigen. — Dabei müssen wir im voraus einer Vorstellung begegnen, die uns von der politischen und auch von der allgemein kirchlichen Geschichte her geläufig ist, als hätte sich die Reformation nach und nach entwickelt, wie ein neuer Tag, der langsam aus der Dämmerung emporsteigt, bis der volle Sonnenschein vorhanden ist. Es ist bei uns nicht so, daß man von Reformatoren vor der Reformation sprechen könnte; auch im Volke gewahrt man keine Strömung, die dann in der Reformation nur mächtiger und geläuterter durchgebrochen wäre, keine Vorahnung des kommenden

---

[1]) Ein Bild von Zürichs Zuständen beim Auftreten Zwinglis gibt R. Stähelin, Huldreich Zwingli I. S. 119—131. Die gleiche Zeit, aber von andern Gesichtspunkten aus, hat S. Vögelin behandelt in dem Vortrag: „Politische, soziale und kirchliche Zustände in Zürich vor der Reformation" (gedruckt in R. Webers „Helvetia", Basel 1877)

Den Stoff bot uns größtentheils das reiche Staatsarchiv des Kantons Zürich. Einige Hauptrubriken hat uns schon früher Herr Dr. Joh. Strickler bezeichnet und seither Herr Professor P. Schweizer uns noch viele andere, zum Theil entlegene Materialien nachgewiesen. Willkommene Ergänzungen stammen aus dem Stadtarchiv Winterthur, zu dem uns die Tit. Stadtverwaltung auf's liberalste Zutritt gestattet hat. Etliche Züge habe ich meiner Aktensammlung zur Zürcherischen Reformationsgeschichte und anderer Reformationsliteratur entnommen. Daneben sind immer noch die alten Werke der beiden Hottinger, Kirchengeschichte und Helvetische Kirchengeschichte, werthvolle Fundgruben, auch des ältern Schola Carolina.

Umschwungs. Die Reformation bricht überraschend ein. Sie ist darum schon den Zeitgenossen als etwas Unvermitteltes, Uebermenschliches, als das Werk Gottes selbst, erschienen. Ein schlichter Zuhörer Zwingli's sagt das kurz und gut mit den Worten: „Gott hat große und wunderbare Sachen durch Zwingli gewirkt." Nicht anders urtheilt später einer der größten Gelehrten Zürichs, Johann Heinrich Hottinger. Er ist geleitet von dem richtigen Gefühl, daß man — religiös-kirchlich genommen — gleichsam nur negativ von einer Vorbereitung der Reformation reden könne, sofern die Verderbniß der Religion in der Kirche des spätern Mittelalters immer größer geworden sei. Diese Auffassung wird bestätigt durch das, was wir vom vorreformatorischen Zürich wissen. Stadt und Land sind eifrig römisch katholisch. Alle die Anzeichen, welche die gesteigerte Werkheiligkeit jener Zeit verrathen, treten bei uns in ausgeprägter Gestalt zu Tage; damit hängt dann eng zusammen der Aberglaube und der Sittenverfall. Diesen dreifachen Schaden zu zeigen, muß also unsere erste Aufgabe sein.

Zunächst die Werkheiligkeit. — Wir beginnen mit dem Aeußerlichsten, dem Aufwand für Bau und Schmuck der Gotteshäuser. Wohl nie ist zu Stadt und Land so viel dafür geopfert worden; nie haben Kunst und Handwerk aller Art lohnenderen Verdienst gefunden. Damals sind die Thürme des Großmünsters ausgebaut und ist die Wasserkirche neu errichtet worden. Es dürften wenige Kirchen der Landschaft geblieben sein, wie sie waren; die hübschesten unserer Dorfkirchen von der Reuß bis zum Rhein stammen aus diesen Tagen[1]). Jahrhunderte lang ist keine solche Zeit wiedergekehrt, und Sie kennen die Anklage, die man gegen die Reformation erhebt, als habe sie der fröhlichen

---

[1]) Näheres bei Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, und bei Nüscheler, Gotteshäuser.

Entfaltung der Künste das Ende gesetzt, ja vielfach das Schöne zerstört, das sie vorgefunden habe. — Nun muß man aber unterscheiden. Einmal ist nicht alles wirklicher Verlust, was von jener Zeit verloren ist, und dann wandte sich die Reformation keineswegs gegen die Kunst an sich, sondern gegen das irreligiöse Motiv, in dessen Dienst sie stand. Jener Eifer der ältern Zeit war ja auch nicht aus Freude an der Kunst selbst entsprungen; vielmehr hat man in Bau und Schmuck der Kirchen eine Art Gottesdienst gefunden, ein das Seelenheil beförderndes Verdienst. Das zeigen die zahllosen Ablässe, Bettelbriefe und Bruderschaften, welche diesen Eifer fördern sollten, und welche dem willigen Spender die Gnade der Heiligen verhießen, denen die Opfer gewidmet wurden. Als einmal den Barfüßern in der Stadt ihr Glockenhaus von Wettersnoth wegen verbrannte, da erklärt es der Rath für ein großes Almosen, wenn man zum Neubau helfe; man sichere sich dadurch für Lebende und Todte in Zeit und Ewigkeit den Trost, der im Gebet des gemeinen Ordens liege. Das schloß freilich nicht aus, daß es der Rath den Bülachern überläßt, sich diesen Trost zu erwerben: ihnen empfiehlt er des Klosters Anliegen; denn nur in ihren Wäldern seien die zweckdienlichen Eichen zu finden. — Gewiß auch wir freuen uns jedes schönen Denkmals aus jenen Tagen; aber das hindert uns nicht, die andere Betrachtung zu verstehen, die Bullinger anstellt, wenn er die großen Kosten nachrechnet, welche auf die übertriebene Pracht der Wasserkirche verwendet wurden, und das Volk thöricht nennt, das den Bau immer köstlicher und schöner zugerichtet habe. Die Reformation hat, indem sie der nach dieser Seite sich äußernden Werkheiligkeit entgegentrat, ein Motiv bekämpft, das ja auch uns fremd genug ist, so sehr wir wahre Kunst ehren und nachgerade auch wieder in ein Zeitalter des Kirchenbaues eingetreten sind.

Die wahre Quelle jener Baulust erschließt sich uns schon deutlicher, sobald wir einen Schritt weiter gehen. Der Aufwand

für den Cultus selber ist damals ebenso groß gewesen. Endlos ist die Zahl der Jahrzeiten und anderer Feierlichkeiten, die man, Einzelne und Gemeinden, für das Seelenheil gestiftet hat. Da stiftet der Schultheiß Erhard von Hunzikon zu Winterthur eine Jahrzeit nach Fronleichnam; aber nicht zufrieden damit fügt er eine noch viel glänzendere Stiftung hinzu, die sogenannten Sieben gesungenen Tagzeiten. Früh Morgens um 2 Uhr soll mit allen Glocken die Messe festlich eingeläutet werden, und dann um 6, 9, 12, 3, 6 und 9 Uhr wieder Gottesdienst sein; das nicht etwa bloß an Einem Tage, sondern eine ganze Woche lang dieses Läuten, Singen und Beten Tag und Nacht alle drei Stunden! Doch, es läßt sich noch mehr thun. Damit die Winterthurer nicht nur an den Festen selber, sondern auch an den Vortagen ihre Stadtkirche desto fleißiger besuchen und das Salve regina mit desto größerer Andacht absingen, gewährt ihnen ein päpstlicher Legat vierzigtägigen Ablaß, und der Bischof von Constanz fügt seinerseits noch weiteren hinzu. — Wie hätte eine solche Zeit es ertragen können, ältere Feste abgehen zu lassen? Gewissenhaft haben die Behörden dafür gesorgt, daß es nicht geschehe. So hatte man in der Stadt nach dem alten Zürichkrieg beschlossen, den Tag des hl. Theodul, Bischofs von Sitten, festlich zu begehen, um für die im Kriege Gefallenen um Erlösung aus dem Fegfeuer zu bitten und zugleich der Heiligen Johannes und Paulus wie der Stadtpatrone St. Felix und Regula besonders zu gedenken, auf daß sie für die Stadt um gut Wetter und alles Nöthige bitten. Später, nach dem Schwabenkrieg, unterläßt der Rath es nicht, diese Feier neu einzuschärfen; die Priesterschaft wird angewiesen, wie sie den Tag auszuzeichnen habe, und jedermann ermahnt, theilzunehmen und bis zu Ende auszuharren. — So kam es zuletzt zu einem unerträglichen Uebermaß cultischen Gepränges. Nichts ist dafür so bezeichnend, wie der Beschluß, zu dem die Priesterschaft der namhaftesten Stiftung des Landes sich genöthigt

sieht: das Capitel der Chorherren am Großmünster erkennt einstimmig und nach reiflicher Erwägung, das Breviarium des Chordienstes sei undurchführbar geworden; es sei seit dem 13. Jahrhundert durch den Zuwachs an Diensten und Festen bis zur Confusion überladen. — Wohl liegt ja etwas Rührendes in dieser Sorge für das Seelenheil, in dieser Noth und Unruhe der Gewissen, in diesem Jagen nach immer neuen und noch wirksameren kirchlichen Leistungen. Aber auch: arme Menschen, denen so die Augen gehalten sind für das Eine, was noth thut! Nun verstehen wir die Wohlthat, wozu für Tausende die Predigt des Evangeliums durch Zwingli werden mußte, und den Eifer, womit der Abt von Cappel die Obrigkeit ermahnt, die Reformation auch der Innerschweiz zu bringen, wie er treffend sagt: zur Erlösung der Gewissen.

Es würde aber diesem Bilde ein wesentlicher Zug mangeln, wenn wir nicht von den Kreuzgängen und Wallfahrten berichten würden, wie sie damals, an nähere und entfernte Gnadenorte, in Schwang gekommen sind. Der Komthur von Küsnach sagt einmal von der Zeit vor der Reformation: „Einer ist um eine Noth in das Oberland gelaufen zu diesem Heiligen, der andere um eine andere Noth in das Niederland zu jenem Heiligen, der Deutsche in's Wälschland, der Wälsche in's Deutschland." Zahlreich sind die Nachrichten von Wallfahrten nach Rom, nach Jerusalem, nach S. Jago in Spanien. Aus der Grafschaft Kyburg unternimmt eine ganze Gesellschaft die Fahrt zum h. Jakob von Compostela, und noch im Jahr von Zwinglis Ankunft zieht Diethelm Röist dorthin, des Bürgermeisters Sohn, bald der Nachfolger seines Vaters in dem Amt und der besondere Gönner des Reformators. Da ging es denn wohl [1]) durch Frankreich

[1]) Die Route, für diese Pilgerfahrten unbekannt, ist nach einer andern Quelle der Zeit gegeben. — Der Vers aus einem Pilgerlied, das Dr. G. Tobler im Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1895, S. 169, mittheilt. — Ueber die Kapelle am Pflasterbach vgl. m. Aktensammlung S. 897.

über Paris, Orléans, Tours nach La Rochelle, von da über das Meer nach Spanien, hierauf wieder zurück nach La Rochelle und über Poitiers und Lyon in die Heimat. „Aber wellen wir heben ane — Ein nüwes liet zuo singen — Von vier armen bilgeren; — Sie kament gewandlet von dem Rine, ja Rine — Sant Jakob den wollten si suochen“. — In der Stadt Zürich waren eine Reihe von Kreuzgängen in Übung, nach St. Lioba auf dem Zürichberg, nach St. Gilgen zu Leimbach, nach Altstetten und nach Küsnach; dazu die Processionen mit den Reliquien der Stadtheiligen und der gesammten Geistlichkeit auf den Lindenhof am Palmtag und nach Pfingsten, und besonders die alljährliche Einsiedlerfahrt. Einst zur Erinnerung an die Schlacht von Tättwyl gelobt war die Fahrt nach Einsiedeln wohl mit der Zeit etwas in Abgang gekommen. Nach dem Schwabenkrieg erneuerte daher der Rath die alte Sitte; aus jedem Haus soll eine ehrbare, vernünftige Mannsperson und von der Geistlichkeit eine Abordnung von 24 Mitgliedern, zusammen ein Zug von etwa 1500 Personen, bei Buße das Kreuz auf dem Hin- und Herwege begleiten. — Eine ähnliche Jahresfahrt geloben die Winterthurer, nach glücklich überstandener Belagerung durch die Eidgenossen, zur Mutter Gottes in Veltheim, auch mit Vertretung aus jedem Haus und mit dem Opfer einer wächsernen Krone auf städtische Kosten. Von weit her, zumal aus dem Zürcher Oberland, pilgerte man nach Jonen bei Rapperswyl; denn hier war ein Bild der Mutter Gottes, und man glaubte, es sei die Schwester der Mutter Gottes von Einsiedeln. — Es ist eine seltsame Zeit! Auf einmal, niemand weiß warum und wie, tauchen neue Gnadenstätten auf. Bekannt ist aus der Geschichte des Ittinger Sturms die starkbesuchte Wallfahrt zu St. Anna in Oberstammheim seit etwa 1500. Um die gleiche Zeit erhebt sich im Wehnthal am Fuße der Lägern, in einsamer Waldwiese am Pflasterbach, eine der Maria geweihte Wall-

fahrtskapelle. Zwölf Cardinäle verleihen ihr Ablaß; die Urkunde, mit fünf Vignetten, die in bunten Farben die Marienlegende vorstellen, ist eines der ansehnlichern Dokumente des Staatsarchivs. St. Anna galt damals als eine Art Glücksgöttin, die schnellen Reichthum gewährt; die in Stammheim kann auch dem, der Hexenkünste erlernt hat, die Kraft verleihen, davon wieder zu lassen. Was man von der Muttergottes im Wehnthal erhoffte, sagt uns eine Frau von Altikon; sie ist eben von einer Hexe weggekommen, da wird ihr plötzlich weh; sie aber verheißt sich zu Unserer lieben Frauen am Pflasterbach, und daraufhin wird sie wieder gesund. — Der Reformation galt es dann als eine der ersten Pflichten, die vielen Feste als Tage des Müßiggangs zu vermindern, und die Kreuzgänge und Wallfahrten ganz zu beseitigen, wie es heißt, zur Vermeidung von Hoffahrt und Geschwätz.

Besonders bezeichnend für die alte Zeit sind die sogenannten Bruderschaften. Es sind das Vereine zu gemeinsamer Förderung in der Seligkeit, eine Art Heilsversicherungen auf Gegenseitigkeit. Das Mittelalter hat einen starken korporativen Zug, und die Werkheiligkeit eignet sich trefflich zu korporativem Betrieb. Die Bettelmönche sind die eifrigen Pfleger der Bruderschaften gewesen; in ihren Klosterkirchen hatten die meisten ihre Altäre. Männer und Frauen, Geistliche und Laien thaten sich zusammen, ihren besondern Heiligen zu verehren und durch Gebete und Almosen einen Schatz guter Werke anzulegen. Es gab solche Bruderschaften in Winterthur, Uster, Elgg und wohl ein Dutzend in Zürich selbst[1]. Sie sind meist im spätern 15. und anfangs des 16. Jahrhunderts entstanden; so haben jene St. Jakobsbrüder der Grafschaft Kyburg nach ihrer Heimkehr

[1] Vgl. P. Schweizer, die St. Lux- und Loyen-Brüderschaft (von Zürich), im Anzeiger für Schweiz. Alterthumskunde 1884 Nr. 1 und 4. und K. Hauser, Geschichte von Elgg (1895) pag. 128 f. 146.

auf dem Heiligenberg bei Winterthur eine Bruderschaft zu Ehren St. Jakobs gestiftet. Vor dem Bilde des Apostels sollte eine Wachskerze brennen; alle Brüder sollten seinen Hauptfag am 1. Mai festlich begehen und besonders der verstorbenen Brüder gottesdienstlich gedenken zu ihrem Seelenheil. Noch im Anfang der Reformation wirkt die Triebkraft in dieser Richtung nach. Da klagen die Meister der löblichen Schneiderzunft einmal vor Rath, ihre Gesellen haben sich unterstanden, einen Heiligen, nämlich St. Gutmann, zu feiern, und deßhalb in arbeitsreicher Zeit ab der Arbeit zu laufen, mit Trommeln umzuziehen und zu tanzen. Es ist eine Art Streik in den Formen der Bruderschaft. Der Rath büßt die Schneiderknechte, dingt ihnen bei Strafe an, bis zu bestimmtem Termin den Meistern zu dienen, und empfiehlt ihnen, statt mit Feiern und Tanzen ihren „heiligen St. Gutmann" mit Beten, Almosen und andern guten Werken zu ehren. — Aber bald ist dann auch die Institution der Bruderschaften dem neuen Geiste zum Opfer gefallen. Sie erschienen als Absonderungen, Cliquen, denen gegenüber es gelte, die gemeine Liebe und Bruderschaft aller Christenmenschen aufzurichten.

Es wird nicht verwundern, bei solcher Ueberschätzung der kirchlichen Werke einer ähnlichen Verehrung gegenüber dem kirchlichen Stande, dem Klerus, zu begegnen. Zwar fehlt es nicht an Zweiflern, die gelegentlich einem Priester vorhalten, er könne in der Messe „Gott nicht machen"; aber die Ausnahme bestätigt nur die Regel, den allgemeinen Glauben an die, kraft priesterlichen Amtes im Sacrament sich vollziehende Wandlung des Brotes in Leib und Blut Christi. Bei dem großen Amtsansehen war denn auch der Zudrang zum geistlichen Stande ein starker. Die kleine Stadt zählte 2—300 geistliche und Ordenspersonen. Es kommt vor, daß ein Rathsherr sich zu priesterlicher Würde schickt und deßhalb des Raths entlassen werden muß, oder daß ein angesehener Bürger aus gleichem Grunde das eheliche Band lösen läßt.

Wohl gab es viele Kleriker, deren Loos ein ärmliches war; von einem Caplan in der Stadt vernehmen wir, daß er nebenbei durch Weben seinen Unterhalt sucht. Anders die höhere Geistlichkeit; schon zu den Chorherrenpfründen standen daher dem Rath stets zahlreiche und namhafte Bewerber zu Gebote. Hochgeehrt war der Bischof; wenn S. Gnaden in Zürich erschienen, mußten ihr die Ersten der Stadt, z. B. die Anführer von Murten, die „Himmelzen" tragen, den Baldachin bei der Prozession. Unterthänigst bewarben sich die Vornehmen um die Gunst „seiner Hoheit und Herrlichkeit" des päpstlichen Nuntius, und nach Rom an den Papst, „den allerforchtsamisten Herrn und Vatter", schreibt die Obrigkeit nicht anders als mit der Anrede: „Heiligster Vater, Fürst und Herr, begierig zu küssen Euerer Heiligkeit Füße". Das noch lange in der Reformationszeit; die alten Formen hielten auch hier vor, nachdem das Wesen längst ein neues geworden und man von einem zürcherischen Gesandten erzählte, er sei bei der Audienz vor dem Papste von ferne gestanden und habe, zum Fußkuß oder doch zum Nähertreten aufgefordert, geantwortet: es sei ihm leid, daß er dem heiligen Vater so nahe gekommen sei[1]). — Dürftig stand es mit der Bildung der Geistlichen. Noch sind Examencensuren für einen Pfarramtscandidaten überliefert. Sie lauten: „Für das Pfarramt examinirt liest er gut, in der Auslegung und den Sentenzen ist er beschlagen, von der Kirchenrechnung versteht er nichts, singen kann er schlecht, und in andern das Pfarramt betreffenden Dingen antwortet er befriedigend — fiat admissio, zum Pfarramt zugelassen". Der Candidat ist dann Pfarrer von Horgen geworden.

[1]) Biographie des Bürgermeisters Hans Rudolf Lavater, im Neujahrsblatt des Waisenhauses 1864, S. 6. Lavater war Gesandter nach Rom im Jahr 1524, mit Jacob Werdmüller. — Mit Mörikofer, Zwingli II. Anm. 1, lassen wir immerhin die Genauigkeit der Anekdote dahingestellt sein.

Noch genaueren Einblick gibt uns eine Reihe von Thesen, über die in Gegenwart des Nuntius Pucci am Großmünster disputirt worden ist. Es sind theologische und philosophische Sätze im scholastischen Geist. Die 13. These lautet: „Die Heiligen Felix und Regula schauen die unfaßbare göttliche Wesenheit in heller und anschaulicher Erscheinung, ohne irgendwelches Gleichniß, immerhin so, daß nach Wiedererlangung der Leiber ihre Glückseligkeit größer wird". Vertheidigen wird diese Thesen der Baccalaureus formatus der heiligen Theologie, Bruder Wendelin Oswald, ein Dominikaner. Unterschrift: „Mauritius Bretini, persönlicher Sekretär des Nuntius, in dessen Auftrag".

Das sind einige von den vielen Zügen, welche uns ein Bild von den kirchlichen Zuständen des vorreformatorischen Zürich geben. Aehnliches findet sich damals allerorten. Was aber Zürich voraus hat, das ist eine Frucht seiner politischen Beziehungen gewesen: Rom hat die Stadt als Vorort der Eidgenossenschaft mit Gnaden förmlich überhäuft. Noch sind etliche Ablaßbriefe erhalten, durch die Papst und Nuntius geistlichen und weltlichen Vornehmen der Stadt für die Beichte weitgehendste Vollmachten gewähren. Besondere Anziehungskraft für die Eidgenossen weithin gewann aber Zürich zeitweise durch die sogenannten Jubiläen. Die Päpste haben, um ihrer sinkenden Macht aufzuhelfen, seit dem spätern Mittelalter begonnen, große periodische Ablaßspenden auszukünden. Wer in gewissen Jahren nach Rom wallfahrtete und bei den sieben Hauptkirchen der heiligen Stadt gewisse Gebete verrichtete, der wurde ausnahmsweiser geistlicher Gnaden theilhaft. Solche Ablaßjahre wurden anfangs alle 100 Jahre in Aussicht genommen, dann alle 50, dann alle 33 und zuletzt alle 25. Noch weiter ging endlich Sixtus IV., der erste mit den Eidgenossen verbündete Papst. Er hat, mit Bullinger zu reden, den Eidgenossen das Jubeljahr „zu Haus und Heim geschickt". Im Jahr 1480 erlaubte nämlich sein Legat den

Zürchern, in ihrer Stadt selbst eine Romfahrt anzurichten mit so viel Ablaß, wie wenn sie nach Rom gekommen wären. Hießen die sieben römischen Haupt- und Bußkirchen St. Peter, St. Paul, St. Johann, Sa. Maria Maggiore, Sa. Croce, St. Laurenz und St. Sebastian, so nun die sieben zürcherischen Großmünster, Wasserkirche, Fraumünster, St. Peter, Augustiner-, Barfüßer- und Predigerkirche. Später, im Jahr 1514, hat ein gleicher Ablaßkram denselben Zuspruch gefunden. Die Zürcher selber baten jetzt den Nuntius, auch Auswärtigen, die nach Zürich kämen, an den Abläßen Theil zu gewähren [1]).

Doch genug davon. Wir haben den kirchlichen Schaden als einen dreifachen bezeichnet und jetzt den ersten kennen gelernt, die Werkheiligkeit. Mit Recht nennt Luther diese den Grundschaden der alten Zeit. Kürzer können wir vom Aberglauben und vom Sittenverfall handeln.

Wohl ist es so, daß der Aberglaube an bestimmten Punkten der kirchlichen Lehre und Praxis besonders kraß zu Tage trat, so im Heiligendienst mit seinem Bilder- und Reliquienkult, so in der Messe. Zwar wollte man schon in der Reformation, ganz nach späterer Taktik der katholischen Kirche, die Verehrung der Bilder als unverfänglich hinstellen; die Kirche halte Göttliches und Menschliches auseinander, und Niemand werde so thöricht sein, den Bildern Ehre zu erweisen. Doch sogleich erhob sich der wackere Komthur von Küsnach und zeigte, wie eben die Verwechslung des Bildes mit der Person des Heiligen selbst diesen Kultus so volksthümlich mache; von dem Bilde selbst erwarte man Hülfe für alle mögliche Noth, als ob es Gott sei: „Man zog“, sagt er, „vor den Bildern den Hut ab, bog die Knie, brannte Lichter, brachte Opfer, verhieß Fahrten, sagte zu

---

[1]) Vgl. J. C. Wirz, Ennio Filonardi (1894), wo S. 30 das richtige Jahr gegeben ist.

dem Holz oder Stein: Hilf mir!" Indessen nicht bloß stellenweise — durch das ganze System der alten Kirche, in Lehre und Leben, zog sich der Aberglaube hindurch. Die Werkheiligkeit setzt ja im vornherein voraus, Menschliches, Kreatürliches könne göttliche Wirkung haben, und das ist eben Aberglaube. Es im Einzelnen zu zeigen, ist nicht nöthig. — Hingegen darauf sei noch hingewiesen, wie diese Kirche weiterhin die Mutter des Aberglaubens werden mußte. Allgemein glaubte man noch an Dämonen, böse Geister, Hexen. Je bereitwilliger nun die Kirche ihre Hülfe gegen diese finstern Mächte anbot und durch Weihwasser, durch geweihtes Salz, durch Segenssprüche, durch das Kreuzeszeichen, durch geweihte Kerzen, durch Wallfahrten nach Einsiedeln zu schützen, zu heilen, zu bannen und auszutreiben sich befliß, desto mehr erschien die christliche Rel'gion dem Volke auf Einer Linie mit der Naturreligion des Heidenthums, und ob auch als Gegenmittel, so doch nur als eine andere Art von Zauberei und Hexenkunst. Dafür ist es recht bezeichnend, wenn der Priester von Rikenbach einen Mann belehrt, es sei ihm nur darum nicht noch Schlimmeres von der Hexe widerfahren, weil er sein Lebenlang so oft gebetet und sich besegnet habe. Es wäre nicht richtig, den Dämonenglauben auf Rechnung der Kirche zu setzen; aber mittelbar hat sie ihn befördert. — Hier sei auch erwähnt, daß die Hexenverbrennungen, schon seit dem 15. Jahrhundert nachweisbar, mit Zwinglis Wirken aufhören [1]). Allerdings sind sie später, im Zusammenhang mit der konfessionellen Erstarrung, auch in protestantischen Ländern wiedergekehrt.

Hat man von katholischer Seite versucht, im Bisherigen die vorreformatorische Kirche zu beschönigen, so wird Eines allerseits und unumwunden zugestanden, der schlimme sittliche Zu-

---

[1]) Die letzte für lange fand statt am 9. Juni 1520, vgl. m. Actensammlung Nr. 124.

stand jener Zeit. — Es ist ein derbes und rauflustiges Geschlecht; keine Rathssitzung, in der nicht ein paar Schlaghändel zu richten waren. Stark ist die Neigung zum Müßiggang und Wohlleben, die Scheu vor der ausdauernden Arbeit. Zur wahren Plage schwoll der Bettel an, und eng mit ihm verbunden sehen wir das Laster. Immer schwerer fiel es der Obrigkeit, die Zügel der Ordnung zu handhaben; gewissen Mißständen gegenüber befindet sich der Staat in förmlicher Nothwehr. Darauf deuten die grausame Strafjustiz und gelegentliche Beschlüsse des Rathes; so wird einmal den Stadtknechten — den Polizisten — Vollmacht gegeben, jeden niederzumachen, der sich ihnen widersetze; um die Bettlerplage vom Glanz des Schützenfestes fernzuhalten, weiß man kein anderes Mittel, als durch Ausschreiben die Androhung zu erlassen, man werde jeden Bettler, der sich herzuwage, fangen und ohne anders vom Leben zum Tode richten. Wie mag es erst bei den Truppen im Feld zugegangen sein! Da wird einmal, in einem mailändischen Feldzug, ein Missethäter vor den Zürcher Hauptmann gebracht. Dieser macht kurzen Prozeß. Dem nebenstehenden Profoßen befiehlt er einfach: „Thu mir ihn ab den Augen!“ Da stößt ihm Hans, der Nachrichter, sogleich den Dolch in's Herz.

Man pflegt die sittliche Verderbniß den Soldkriegen zuzuschreiben. Gewiß hat das beständige Reislaufen das Uebel gesteigert. Aber Kirche und Staat der Reformation sind über das Reislaufen Meister geworden, die vorangehende Zeit ist ihm ohnmächtig gegenüber gestanden. Die Quelle muß tiefer liegen. Wir sehen das am besten, wenn wir die sittlichen Zustände in den Kreisen kennen lernen, die am Kriegsleben keinen Theil nahmen, in den Klöstern.

Von den zahlreichen Klöstern in Stadt und Landschaft Zürich kann man nur zwei rühmen, St. Martin auf dem Zürich-

berg und Beerenberg ob Pfungen [1]). Es sind das zwei Häuser von regulirten Augustiner Chorherren. Auch sie erscheinen nach Mitte des 15. Jahrhunderts verwahrlost; aber sie sind dann der Windesheimer Congregation eingegliedert worden, auf welche der bessere Geist eines Thomas von Kempen und seiner „Nachfolge Christi" eingewirkt hat, und von da an hören wir keine Klage mehr. Indeß sind das zwei gar bescheidene Stifte gewesen, jedes nur mit ein paar Mönchen. Alle übrigen Orden, Männer- und Frauenklöster, gegen 20 an der Zahl, zeigen das Bild des Verfalls. — Längst hatte der Rath ihre ökonomische Verwaltung unter seine Aufsicht nehmen und von Zeit zu Zeit außerordentlicher Weise einschreiten müssen. Das gemeinsame Leben erscheint in voller Auflösung, zersetzt durch Eigennutz und Eifersucht. Die Bande der Zucht sind bedenklich gelockert, und die Reformversuche weltlicher und geistlicher Behörden führen zu nichts. Das vornehmste Stift, die Abtei Fraumünster, hat wiederholt fast keine Nonnen mehr, und wenn wieder einige da sind, so bewohnt jede ihr eigenes Haus, was dann zu vielen Nachreden Anlaß gab. Zu Stadt und Land geht es mit Ein- und Ausgehen in den Frauenklöstern unziemlich zu. Einmal, in der Fastnacht, zieht ein Zug Verkleideter durch die Stadt; es stellt sich heraus, daß es Geistliche des Fraumünsters sind; mit ihnen einige Frauenspersonen, und unter diesen die Aebtissin selbst mit ihrer Jungfrau oder Köchin; denn, heißt es, die gnädige Frau hatte sich auch „verbutzet" [2]). Junge Herren der ersten Stadtgeschlechter erlauben sich etwa Umzüge in die Nonnenklöster und treiben allerlei Spuk; aber die Nonnen sind nicht besser: am

---

[1]) Von beiden findet man Monographien, verfaßt von Dr. H. Zeller-Werdmüller, im Zürcher Taschenbuch 1882 und 1892.

[2]) Das Verhör, schon dem frühern 15. Jahrhundert angehörig, hat Prof. P. Schweizer im Staatsarchiv aufgefunden und mir in Copie gütigst zur Verfügung gestellt.

Fraumünster machen die jungen Fräulein „ein Tänzli oder drü" mit den Herren, und wir müssen es wohl glauben, wenn im Verhör einer der Angeklagten sagt, sie seien nicht eingebrochen, man habe ihnen aufgethan. Das bevölkertste Kloster der Landschaft war Töß; auch hier dasselbe lustige Leben, Gastereien, Badereisen, daß der Rath genötigt ist, in Rom vorstellig zu werden: man möge doch die weitgehenden Privilegien wieder aufheben, die Bulle revoziren. Die Männerklöster ließen ebensoviel zu wünschen. Am Großmünster wird zu Waldmanns Zeit bis in die Nacht hinein von Chorherren, Bettelmönchen und Laien gezecht und gespielt. Ueberall ist die Rede von Vernachläßigung des Gottesdienstes, von Unmaß und Ueppigkeit. Die Obrigkeit muß drohen und strafen, absetzen und ausweisen. In Cappel haust ein tyrannischer, verschwenderischer Abt und eingeschüchterte, darbende Mönchlein, bis der ungesunde Zustand ein häßliches Ende nimmt. In Embrach hat ein Chorherr den ungetreuen Schaffner entlarvt. Dieser in seinem Groll dingt zwei Mörder, um den Kollegen umzubringen. Durch Dazwischenkunft von Leuten wird die Mordthat vereitelt; der Schaffner muß fliehen, weiß dann aber mittelst römischer Hülfe langwierige Händel anzurichten. Ausgelassen erscheint auch das Leben zu Rüti, dem reichsten Kloster der Landschaft. Dort sah man über der Thüre des Konventsaales geschnitzte Bilder von Papst und Prälaten, alle in Narrenkappen; darunter der Spruch [1]:

„Luogend ir toren, Wo hangend die narrenkappen und eselsoren:
„Daß keiner zuo dieser tür in= oder usgang, Daß nid ein schällen
„oder mulkorb an im g'hang".

Die gleiche Entartung geht durch den Weltklerus. Der Rath von Zürich schreibt einmal kurzweg nach Rom: „Die Kleriker

---

[1]) Aus der Simmler'schen Sammlung der Stadtbibliothek Zürich, zum Jahr 1515, theilt den Spruch mit S. Vögelin, die Aufhebung des Klosters Rüti, Neujahrsgabe für Uster 1869, S. 3.

leben gar viel unwesenlicher und mutwilliger als die Laien, es sei Tags oder Nachts". — Es ist nicht zufällig, daß gerade der kirchliche Stand, der Klerus, am verwahrlostesten erscheint: das sittliche Verderben hängt mit dem religiösen eng zusammen.

Hier ist nun der Anlaß, die Frage nach der Verderbniß der vorreformatorischen Kirche grundsätzlich zu beleuchten[1]). Wir haben im Anfang ohne Weiteres die drei Gesichtspunkte aufgestellt: Werkheiligkeit, Aberglauben und Sittenverfall. Lassen Sie uns dieß kurz rechtfertigen.

Religion ist Lebensgemeinschaft der Seele mit Gott in den Wegen Jesu Christi; sie gehört also durchaus dem inwendigen Leben an, wenn auch allerdings die Kirche dazu anleiten soll. Aber was sehen wir vor der Reformation? Das innere Leben umgesetzt in todten Mechanismus, die Frömmigkeit verkehrt in bloßen Kirchengehorsam. Die Kirche hat in weitgehendster Selbstüberschätzung gleich sich selbst, ihre Lehren und Einrichtungen, als das Heil ausgegeben. Es ist eine Werkgerechtigkeit entstanden, die man ein neues Judenthum heißen kann. Sofern dann dabei Menschlichem göttliche Wirkung beigemessen, das Creatürliche vergöttert wurde, mußte sich zugleich ein neues Heidenthum entwickeln. Die religiöse Verderbniß mußte die weitere nach sich ziehen, die intellectuelle, d. i. den Aberglauben, und die moralische, den Sittenverfall. Wenn das religiöse Gefühl nicht mehr gesund ist, leiden eben auch die andern Seelenkräfte entsprechenden Schaden: der Verstand wird verdunkelt und der sittliche Wille gelähmt.

---

[1]) Die hier gegebene Auffassung der Reformation und des Unterschiedes beider Confessionen ist die von Herzog angebahnte und von A. Schweizer (und Biedermann) weiter entwickelte. Sie liegt schon meinem frühern Rathausvortrag aus der Zeit des Jubiläums beider Reformatoren zu Grunde: „Luther und Zwingli in Marburg" (gedruckt in Meili's Theologischer Zeitschrift aus der Schweiz I [1884], S. 5—30).

Damit wird nun sofort die Aufgabe der Reformation klar. Ihr Bestreben mußte dahin gerichtet sein, die Religion wieder herzustellen, zu Christus als dem Quellpunkt der Versöhnung zurückzuführen. Das hat sie gethan, indem sie der Gerechtigkeit aus Verdienst der Werke die Gerechtigkeit aus dem Glauben entgegenstellte, gegenüber dem Aeußern das Innere wieder in sein religiöses Recht einsetzte, etwa im Sinne des Luther'schen Wortes: „Nicht die frommen Werke machen den frommen Mann, sondern der fromme Mann macht fromme Werke".

Hierin sind beide Reformatoren gleich entschieden. Nur kann man sagen, Luther sei dabei vorwiegend vom direkt religiösen Interesse ausgegangen, Zwingli mehr vom mittelbaren, dem verständigen und sittlichen; jener habe sich mehr gegen den judaisirenden, dieser mehr gegen den paganisirenden Rückfall in der Kirche gekehrt. Diese Eigenart unseres Zwingli, dem deutschen Reformator gegenüber, lernen wir am besten würdigen, indem wir uns nunmehr der anderen Seite unserer reformatorischen Vorgeschichte zuwenden, der weltlich-politischen Entwicklung. Hier genügen aber für unsern Zweck wenige Hauptzüge.

* * *

Es ist nämlich vor der Reformation doch nicht bloß Verderbniß und Krankheit zu sehen. Gerade damals beginnt sich neben der Kirche eine neue und gesunde Gemeinschaft zu erheben, die auch je länger je mehr ihrer Selbständigkeit und eignen Sphäre bewußt wird. Wir stehen in dem Zeitalter, da die modernen Staaten sich bilden, und einer von ihnen ist auch die Schweiz. Von dieser Seite betrachtet zeigen uns jene Jahrzehnte ein vortheilhafteres Bild; wir dürfen sie wohl als die Glanzzeit der alten Eidgenossenschaft bezeichnen. In eine kurze Spanne Zeit fällt eine Reihe der ruhmvollsten und entscheidendsten Ereignisse der Schweizergeschichte: die Burgunderkriege, der Schwabenkrieg, die mailändischen Feldzüge,

das Versöhnungswerk des Stanser=Verkommnisses, das Anwachsen der achtörtigen zur dreizehnörtigen Eidgenossenschaft, die Ablösung vom Reich, die Sicherung der Südgrenze durch die Eroberung des Tessin, der Abschluß der nationalen Entwicklung, in den Welthändeln zeitweise das Ansehen und Gewicht einer Großmacht. Diese ganze Entwicklung hat mächtig dazu beigetragen, im Einzelnen die natürliche Persönlichkeit, in den Gemeinden, vor allem in den Bürgerschaften der Städte, ein starkes Selbstgefühl auszubilden, und die kraftvolle Realität des Lebens, welche das staatliche Gemeinwesen erfüllt, treibt immer mehr zum Gegensatz gegen das Phantom des irdischen Gottesreichs, von dem das Mittelalter geträumt hat.

Das alles gilt nun besonders von unserem Zürich, dem, wie man damals sagte, obersten oder vordersten Ort der Eidgenossenschaft. In Zürich fand das rege politische und kriegerische Leben der alten Schweiz seinen Mittelpunkt. Hier versammelten sich die wichtigsten Tagsatzungen und die fremden Gesandten; hier schlug der Nuntius und längere Zeit der mächtige Kardinal Schinner seinen Sitz auf; hieher kamen die glänzendsten Ehren und Vortheile. Es sind stolze Magnaten, diese Waldmann, Göldli, Schmid und Röist, und es ist eine selbstbewußte Bürgerschaft, welche die Zünfte bildet. Man hat das schon für die Reformationszeit bestreiten wollen und behauptet, es sei neben Zwingli keine bedeutende Persönlichkeit vorhanden gewesen. Ich sehe das nicht so an. Allerdings mußte, nachdem einmal die neuen Ideen zur allgemeinen Ueberzeugung geworden waren, Zwinglis Stellung als eine einzigartige erscheinen. Aber es ist durchaus nicht gering anzuschlagen, daß der Reformator eine so einmüthig entschlossene, kraftvoll für ihn einstehende Bürgerschaft gefunden hat. Man denke nur an die Art, wie die Reformation sich in den Territorien des deutschen Reiches gemacht hat: wie schwer, wie mühsam ist es dort zu praktischen Reformen gekommen,

ganz nach Luthers Sinne, der alles dem stillen Wirken des Wortes überlassen will. Diese Weise ist in Zürich undenkbar; die thatkräftige Republik greift auch in das religiös-kirchliche Gebiet energisch ein. Es ist wahrlich ein Großes um die Durchführung der Reformation in Zürich; mit der Ruhe und Sicherheit eines Gesetzes wickelt sich alles ab; Obrigkeit und Volk sind getragen von einem bewundernswerthen Muth, der weder Kaiser noch Papst noch die Eidgenossen fürchtet. Das ist nicht allein aus Zwinglis persönlichem Einfluß zu erklären; es wirkt darin nach das Selbstvertrauen und die des Erfolges sichere Thatkraft, welche die Frucht jener jahrzehntelangen politischen und kriegerischen Bedeutung der Eidgenossenschaft und ihres Vorortes insbesondere war, und vermöge welcher die Reformation bei uns viel mehr als im deutschen Reich eine That des ganzen Volkes geworden ist. Mußten wir auf dem religiös-kirchlichen Gebiet von einer bloß negativen Vorbereitung der Reformation reden, so ist das im weltlich-politischen anders. Da liegen schon in der Vorgeschichte sehr positive Antriebe, und diese sind von charakteristischem Einfluß geworden auf Zwingli und sein Werk.

Näher besehen sind es zwei gesunde Kräfte, die wir im vorreformatorischen Zürich erwachen und gegen die Verderbniß sich auflehnen sehen: Der *verständige* Sinn erhebt sich gegen das Widersinnige und das *moralische Gewissen* gegen das Unwürdige des kirchlichen Heidenthums.

Vor allem ist trotz der großen kirchlichen Devotion *der gesunde Menschenverstand* unter Bürgern und Bauern nicht erstorben. So sehr sich die alten Zeiten und Sitten von den unsrigen unterscheiden, im Grunde ist es das gleiche, nüchternverständige Zürchervolk wie heute. Mitten aus der Unnatur vernimmt man köstliche Stimmen, die verrathen, daß man sich nicht mehr alles bieten läßt. Es sind Volksstimmen, Mutter-

witz oder auch derber Spaß, etwa wie an der zweiten Disputation, da der Augustiner Prior sein verlegenes Stillschweigen mit Heiserkeit entschuldigt, und es aus der Menge ruft: „Er ist vom Suser heiser!" Die gesunde Verständigkeit ist ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse der Reformation geworden. — Dazu kommt dann ein verwandtes Element, nur in vornehmerem Gewande, die gelehrte Aufklärung im Humanismus. Manche junge Zürcher sind damals den hohen Schulen nachgezogen. Am Chorherrenstift war die neue Richtung schon soweit vorgedrungen, daß die große Mehrheit des Kapitels Zwingli ihre Stimme gab. Auch die Obrigkeit huldigt sichtlich dem aufgeklärten Zug der Zeit; sie will das sein, was man heute freisinnig heißen würde. — Dafür ist nichts so bezeichnend wie der Protest, den sie im Frühjahr 1518 nach Rom sandte. Es handelte sich um gewisse Anläufe, welche eine reaktionäre Fraktion des Predigerordens, die sogenannten Observanzer, in Zürich versuchte. Lebhaft protestirt der Rath dagegen. Er begründet seine Vorstellungen mit dem Hinweis auf den schmählichen Jetzerhandel in Bern, den Streit mit dem Dr. Wigand wegen der unbefleckten Empfängniß und den berühmten Handel der Dunkelmänner wider den Dr. Reuchlin und den gesammten Humanistenbund. Deutlich sieht man, daß der Aberwille weite Kreise ergriffen hat. Die öffentliche Meinung der Laienwelt ist eine Macht geworden, die sich den rückläufigen Bestrebungen entgegenstellt. Das erklärt die obrigkeitliche Zuschrift in den denkwürdigen Worten: „Die Laien, Edel und Unedel, werden aus nothwendigen Ursachen, so im besten ungemeldet bleiben, die Klöster der Observanzer nicht dulden. Möge päpstliche Heiligkeit zu Herzen nehmen die große Unruhe und Zwietracht, so daraus möchte entstehen und erwachsen." — Wie vielsagend ist dieser zürcherische Protest an der Schwelle der Reformation, so laut und bestimmt erhoben und an die höchste Instanz der Christenheit gerichtet.

Hand in Hand mit dem verständigen Interesse macht sich das sittliche geltend. Nicht erst in der Reformation, lange vorher sucht die Obrigkeit den schlimmen Einflüssen des Reislaufens zu wehren; kein Ort der Eidgenossenschaft hat hierin so zeitigen und guten Willen an den Tag gelegt wie Zürich. Daneben gehen, ebenfalls schon seit dem 15. Jahrhundert, eine Reihe von Sittenmandaten einher, die vom gleichen Geiste zeugen, besonders aber vielfache Versuche, dem Verfall der Klöster und des Klerus zu wehren; sie stehen im Zusammenhang mit einer Staatskirchenpolizei, die die Rechtsbildungen der Reformation angebahnt hat, und deren Bestrebungen in der Zwingli'schen Landeskirche zum Abschluß gekommen sind [1]). Klar liegt am Tage, daß der sittliche Schaden früh und lebhaft gefühlt worden ist. Wiederholt hat die Obrigkeit das Aergernis geltend gemacht, das im Volke entstehe, in Zuschriften nach Konstanz und nach Rom. Es genüge aus dem Entwurf einer Eingabe an den Papst vom Jahr 1512 ein zweiter, nicht minder denkwürdiger Satz; er lautet: „Weil, leider, sehr viele Cleriker mit ihren Konkubinen und Kindern öffentlich zusammen wohnen, was uns schwer und unleidlich ist," möge Rom das Recht zum Einschreiten geben, „damit das Aergernis in der Kirche Christi vermieden und wir, Geistliche und Laien, in den Stand gesetzt werden, ein ehrbares, Gott und Menschen wohlgefälliges Leben miteinander zu führen." Wenn da nicht die Reformation an die Thüre klopft, wo dann? —

Nehmen wir nun mit der Vorgeschichte die Persönlichkeit Zwinglis zusammen, so ergibt sich uns ein Doppeltes.

---

[1]) Diese Seite der Vorgeschichte habe ich in einem andern Vortrag besonders dargestellt: „Die Zürcherische Kirchenpolitik von Waldmann bis Zwingli", erschienen im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 1895, S. 1—33.

Einmal ist es nicht zufällig, wenn Zwingli vorwiegend vom verständigen und sittlichen Interesse aus zum Protest gegen die religiöse Verderbnis gekommen ist. Wir sahen eben diese Interessen gegen die Reformation hin allgemein erwachen, von der weltlich-politischen Seite her. Sie sind die gesunden, reformbereitenden Elemente der Vorgeschichte; deßhalb mußten sie, mit geschichtlicher Notwendigkeit, in der besondern Färbung nachwirken, welche unsere Reformation von der deutschen unterscheidet. — Man hat wohl gemeint, Zwinglis Eigenart schon mit einigen seiner Lebenserfahrungen erklären zu können: er habe in Einsiedeln den unverständigen Marienkultus kennen gelernt, und an sich selbst habe er den Mangel an sittlicher Kraft erfahren; von da her rühre seine Richtung auf das Verständige und Ethische. Gewiß hat dergleichen mitgewirkt, wie selbstverständlich auch seine persönliche Begabung, vor allem sein heller, humanistisch gebildeter Geist. Aber wie viel besser verstehen wir Zwingli im Zusammenhang mit der ganzen Zeit, aus der er hervorgegangen ist, und an deren bewegtem Leben er so regen Antheil genommen hat. Auch als Reformator ist Zwingli der Sohn der alten Eidgenossenschaft geblieben, die in Krieg und Frieden gestählte natürliche Persönlichkeit.

Das andere aber, was die Vorgeschichte lehrt, ist dieses: alle Antriebe verständiger und ethischer Art hätten für sich allein die Reformation nicht erzeugen können. Die durchschlagende Kraft lag im religiösen Impuls, bei Zwingli so gut wie bei Luther. Vor Zwingli bleiben alle Anläufe umsonst; mit ihm brechen alle Reformen herein, Schlag auf Schlag, auf welche die Vorgeschichte, negativ und positiv, angelegt war. — Gleichwohl hat man schon finden wollen, Zwingli sei weniger religiös als Luther, und hat ihn deßhalb dem deutschen Reformator gegenüber zurückgesetzt. Ich sehe das anders an. Es gibt eine Größe, die einseitig, und eine, die allseitig, harmonisch ist. Luther ist

tief religiös, wenig bekümmert um andere Interessen, und diese Einseitigkeit macht ihn groß. Zwingli ist nicht minder religiös; ist es ja gerade er, für dessen religiöse Energie Gott alles in allem wird; nur ist er nicht so einseitig religiös, er vertritt in mehr moderner Weise auch die andern Interessen eines gesunden Geisteslebens, wie überhaupt bei ihm zum Religiösen das Humane hinzutritt. Zwingli ist eine harmonische und darum doch wohl nicht minder große Erscheinung! Luther kennt nur ein Anliegen, seiner Seele Seligkeit; sein Ringen bleibt das klassische Vorbild für die subjektive Befreiung aus der kirchlichen Knechtschaft. Zwingli vertritt daneben auch die objektiven Interessen, die ethischen, sozialen, politischen; sein Reformationswerk wird zum Typus der sich befreienden Gemeinde. Wer will sagen, das Eine sei nicht so nothwendig als das Andere?

So kann es denn bei den beiden Reformatoren mit einem Streit um den Vorrang nicht gethan sein. Beide haben, wie uns nun für Zwingli die Vorgeschichte auf's neue dargethan hat, ihre eigne Größe; sie ergänzen sich. Darum sind auch die beiden Konfessionen, die von ihnen ausgegangen sind, wie die Glieder Einer Familie; sie erscheinen als die beiden geschichtlich nothwendigen Lebensäußerungen des Einen Protestantismus.

Aus den Reisetagebüchern eines alten Zürchers.

Vide Zürcher Taschenbuch 1890.

Mitgetheilt von C. Escher-Hirzel.

Nach mehr als 5 monatlichem Aufenthalt verließen die beiden Herren — mein Urgroßvater, Hr. Joh. Hch. Landolt[1]) und sein treuer Reisegefährte von Zürich — am 9. April 1785 Paris, und wandten sich nach Süden. Die Reise ging, jeweilen mit kurzem Aufenthalt an den bedeutendern Orten, über Fontainebleau, Sens, Dijon, Lyon, Avignon, Nimes, Montpellier, Toulouse nach Marseille, dann sich ostwärts wendend, der Nordküste des mittelländischen Meeres entlang nach Toulon, Hyeres, Nizza und nach Monaco.

Die Stadt Monaco, schreibt der Verfasser, liegt oben auf einem einzelnen Felsen, gleich an der See und ist sehr stark befestigt; sie scheint aber wenig Einwohner zu haben, die Straßen sind fast ganz öde. Frankreich hat das Recht, immer ein Bataillon Truppen hier in Besatzung zu haben; der Prinz kann diese Besatzung nicht leiden und hält sie sehr streng. Er selber ist fast niemals hier, sondern bringt den größten Theil seiner Zeit in Paris zu, wo er sich besser divertieren kann, als in seinem alten schlechten Schloß, wo man nichts sieht, als die ungeheure Fläche der See. Durchlaucht verstehen sich nicht übel aufs Finanzieren; jede Person, die im hiesigen Hafen landet, bezahlt 2 Sols für die Erlaubniß, sein Gebiet betreten zu dürfen; alle Schiffe, die an der Küste vorbeigehen — und das müssen sie, weil weiter hinaus Klippen und Untiefen sind — sind verbunden, hier anzu-

---

[1]) Dem Buche ist das Bildniß Joh. Hch. Landolts beigefügt.

halten und einen ziemlich starken Zoll von ihren Waaren zu geben; nur die französische, englische, holländische und dänische Flagge sind frei. Der Prinz hat auch für sein armseliges Ländchen eine eigene Tabaksfabrik angelegt. Kurz, alle Uebel großer Staaten findet man auch in dieser Monarchie en mignature!

Donnerstags den 2. Juni hatten wir sehr mit widrigen Winden zu kämpfen; die meiste Zeit mußten wir uns mit dem Ruder forthelfen. Diese schnelle Abwechslung der Land- und Seewinde ist aber etwas ganz ungewohntes in dieser Jahreszeit. Unsere 10 Ruderer sind sich der Arbeit sehr gewohnt; sie ruderten heute einmal 5 Stunden an einem fort. Gegen Abend war nicht mehr fortzukommen; das Meer ward ungestüm und die Brandung an dem felsigen Ufer sehr stark. Wir gingen bei Noli ans Land. Der Ort liegt schon auf genuesischem Grund und Boden. Hier erfuhren wir die erste italienische Prellerei. Der Wirth forderte uns für Fische, Omelette und Salat nebst einem Platz auf seinen unaufgerüsteten Betten 15 Livres de France, und proponirte unserm genuesischen Reisegefährten insgeheim, ihm seinen Antheil wieder zurückzugeben und uns zwei allein bezahlen zu lassen, wenn er zu der übermäßigen Forderung stillschweigen würde; aber dieser war so ehrlich, es uns zu sagen. Nach vielen Diskussionen nahm endlich der Herr Wirth mit der Hälfte seiner Forderung vorlieb. Nach Mitternacht begaben wir uns wieder zu Schiffe; der Wind war nur sehr kurze Zeit gut, ungeachtet der anhaltenden Arbeit unserer Ruderer kamen wir fast nicht vorwärts; die Landwinde verhinderten uns anzulanden. Endlich gewannen wir den Hafen von Savona, und es gelang uns, daselbst einzulaufen. Die Stadt hat eine ziemliche Ausdehnung und es scheint Industrie da zu herrschen. Wenn sie nicht unter genuesischer Herrschaft stünde, so würde der Handel ohne anderes in Aufnahme kommen, da besonders ihre Lage so glücklich ist; allein aus Eifersucht schränkt Genua ihn so viel als möglich ein.

Die Regierung verschüttete ihnen aus eben diesem Grund die Hälfte ihres Hafens, der groß und gut war. Solche Prozeduren machen nothwendig den Einwohnern die Oberherrschaft der Republik gehässig. — Wir machten uns schon gefaßt, die Nacht hier zuzubringen, als plötzlich der Schiffer uns abrief. Wir hatten eine angenehme, aber nicht schnelle Fahrt bei schönem Wetter; an 18 Schiffe schwammen in verschiedenen Distanzen um uns her, auf der Meeresfläche spiegelte sich die Sonne bis nach 9 Uhr abends.

Am 4. Juni langten wir endlich am frühen Morgen in Genua an. Die Sonne beleuchtete prachtvoll das herrliche Amphitheater, welches die Stadt um ihren Hafen her bildet. Ehe wir unsern Fuß an's Land setzen oder unsern Wagen debarquieren lassen durften, mußten wir beim Bureau de Santé anlegen, der Schiffer gab seine Pässe ab und wir mußten uns Alle zeigen, zum Beweis, daß keine von den im Paß bemeldeten Personen krank oder gestorben sei. — Die Visitation am Thor ist ganz unbedeutend; der Kofferdeckel wird nur auf- und wieder zugemacht. Die Visitatoren sagen ganz laut, daß, wenn die auf sie lauernden Spionen, die sie wohl kennen, nicht um die Wege seien, man für mehr als 50,000 Livres Contrebande einbringen könne, vermittelst einiger 24 Sols-Stücke. —

Genua ist vermöge seiner Lage sehr bergig; die Straßen sind mit großen Steinplatten gepflastert, aber so enge, daß in den meisten kaum 3 Menschen neben einander gehen können, und daher für alle Wagen unzugänglich. Alle Leute gehen zu Fuß, selbst die adeligen, aber diese haben immer ihre Porte-Chaise bei sich; bei schlechtem Wetter setzen sie sich hinein und bei schönem wird dieselbe zur Pracht hintennach getragen; überdem lassen sie sich, selbst wenn sie nur spazieren gehen, von einer Menge Bedienter begleiten, von denen einer, als Leibhusar gekleidet, der gnädigen Frau die Schleppe trägt; die übrigen gehen hintennach

in ihrer Livree, die oft ziemlich beschmutzt und zerlumpt aussieht. Unter den Adeligen trifft man außerordentlich wenige von besonderer Schönheit an; die bürgerlichen Weibspersonen sieht man gar nicht, wenn sie über die Straße gehen, indem sich alle in ihren Mezzaro einhüllen bis an die Augen; der Mezzaro kommt ihnen gut zu statten, da es hier eine große Menge schiefe und mißwachsene Weibspersonen gibt; die Ursache davon sollen hauptsächlich die entsetzlichen Schnürbrüste sein, in die sie sich hineinzwängen.

Heute, den 6. Juni, ward ein neuer Doge der Republik gewählt. Diese Charge dauert zwei Jahre, von der Minute an gerechnet, da er gewählt ist. Während dem Interregno, das oft einen Monat und mehr währt, hat der älteste Senator das Präsidium im Senat und führt die Geschäfte. Die Wahl ist sehr weitschweifig, um alle Cabalen und Pratiquen zu verhüten. Jeder Nobile, er mag Senator sein oder nicht, kann Doge werden. Der Große Rath schlägt 30 vor; aus denen werden 15 zurückgewiesen, aus der übrigen Hälfte wählt der Kleine Rath 6, und der Große Rath endlich aus diesen 6 den Dogen. Wenn zu dieser letzten Wahl geschritten wird, so werden alle 6 in einem Zimmer im Rathhaus eingeschlossen; der Gewählte darf nicht mehr nach Hause gehen, sondern bezieht sogleich die dem Dogen bestimmten Zimmer in diesem Palais. Sobald die Wahl beendigt ist, so kommt ein Sekretär, kündigt es ihm an und führt ihn ins Wahlzimmer. Die Senatoren empfangen ihn sitzend mit bedecktem Haupt; sobald er sich aber auf den Thron gesetzt hat, so wird er proklamirt; dann nehmen sie ihre Barettchen ab und er setzt das seinige auf. Gleich darnach wird der Tag der Krönung bestimmt; gemeiniglich bleibt er bis im Winter aufgeschoben, um die große Mahlzeit fournieren zu können, die der Doge dem Senat bei diesem Anlaß geben muß und die ihn fast so viel kostet, als sein jährliches Einkommen während dieser Zeit

beträgt. Diese beträchtlichen Ausgaben wegen der Mahlzeit, der Möblierung und Ausrüstung seiner Zimmer im Palais und verschiedene andere Einrichtungen machen, daß keiner Doge werden kann, der nicht eigenes Vermögen zuzusetzen hat; denn die Revenuen, die ihm der Staat während dieser zwei Jahre gibt, sollen sich nicht über 20,000 Livres — ungefähr 660 französische Louisdor — belaufen und die Ausgaben vielleicht das Doppelte. Der jetzige, neuerwählte, Carlo Pallavicino, ist einer der ersten und reichsten hiesigen Kaufleute, besonders im Assekuranzhandel; nun muß er während dieser zwei Jahre unter einem andern Namen handeln.

Wir sahen ihn aus dem Rathszimmer nach seinen Appartements hingehen, den rothen Talar über seine schwarze Kleidung angezogen, mit einem rothen Barettchen in der Hand, von allen Senatoren paarweise begleitet. In Gala ist er vom Kopf bis zu den Füßen ganz roth angezogen. Die Ceremonie der Krönung kommt von dem ehemaligen Besitz der Insel Corsika her; und um dem Dogen diesen eitlen Glanz zu lassen, leitet man diese Würde von einem elenden Inselchen, Capraja her, das bei Corsika liegt und der Republik gehört. Die Kinder eines Dogen, die während seiner Regierung geboren werden, sind geborene Prinzen; der Fall ereignet sich aber fast nie, weil immer alte Leute diese Stelle kriegen, und überdem von ihren Weibern entfernt leben müssen, weil diese nicht im Palast wohnen dürfen. Der Doge muß allemal um Erlaubniß fragen, wenn er den Palast verlassen will, auch nur um nach Hause zu gehen. Das Sprüchwort sagt ganz recht: Dux est rex in purpura, senator in toga, in urbe captivus, extra urbem privatus. Er ist der wirkliche Sklave der Republik; er präsidirt im Senat, kann aber nicht das Allergeringste thun ohne Zuzug desselben; er darf nicht einmal die einlaufenden Staats-Depeschen erbrechen, ohne die zwei ihm dazu beigeordneten Senatoren. Die Gesetze schreiben ihm

einen sehr großen Pomp und ein weitläufiges Ceremoniell vor, wenn er sich öffentlich zeigen will, wozu jedesmal die ausdrückliche Erlaubniß des Senats erfordert wird; solche Weitläufigkeiten unternimmt man aber ohne wesentliche Ursachen nie und dadurch wird der Beutel der Dogen und der Republik geschont.

Zudem ist jener gemeiniglich ein alter Mann, der sich nicht viel um solche Sachen bekümmert, um so mehr, da er alle Abende Gesellschaft bei sich im Palast haben kann. Eigentlich soll, wenn er ausgeht, auf einem Thurm des Palastes eine Fahne ausgesteckt werden, die man wieder wegnimmt, wenn er zurückkommt. Insgeheim aber und verkleidet kann er wohl ausgehen, wenn seine Leute reinen Mund halten und kein Aufsehen erregt wird.

Die Republik lebt, wie bekannt, in einem beständigen Krieg mit den Seeräuber-Staaten in Afrika, und dieser Umstand ist es, welcher der Ausbreitung ihrer Handlung und Schiffahrt entsetzlich im Wege steht. Frankreich, der erste Alliierte der Republik, ist in dieser Absicht ihr eifersüchtigster Gegner; es weiß durch seine Intriguen den Frieden mit den barbarischen Staaten immer zu hintertreiben, weil es besorgt, daß dadurch der Handel nach der Levante sich von Marseille nach Genua ziehen könnte, wenn dieser Staat freie Schiffahrt bekäme. Mit Marocco ist es jedoch unlängst zu einem Frieden gekommen, der die Republik 12,000 Dukaten nebst andern ansehnlichen Geschenken gekostet hat. — Allein Frankreich geht so weit, daß es der Republik nicht erlaubt, ihre Seemacht, die aus 4 Galeeren besteht, um ein einziges Schiff zu vermehren, damit sie ja immer unten bleiben und sich niemals den Seeräubern furchtbar machen solle. Jetzt wird eine neue Galeere gebaut; dann muß aber eine von den alten abgetakelt werden. Die Galériens sind theils gefangene Türken, theils Verbrecher, theils auch desperate Kerls, die sich aus Elend und Dummheit für 50 Livres selbst auf zwei Jahre auf die Galeere verkaufen; diese werden an Ketten geschlossen und in Allem

den andern gleichgehalten. Bisweilen müssen sie in den Schiffswerften helfen, Holz und andere Materialien herumschleppen. — Neben den 4 Galeeren prangt eine kleinere, die man vor einiger Zeit den Seeräubern abgenommen hat. Jede Galeere hat 60 Ruder und an jedem Ruder 5 Mann; die zwei äußersten, die beim Arbeiten am weitesten ausholen müssen, und also den beschwerlichsten Platz haben, sind allemal Türken. Die Galeere ist der beständige Aufenthalt der Sklaven; wenn sie still liegt, so haben sie meistens nicht das Geringste zu thun; daher werden viele schlechte Kerls in dieser saubern Gesellschaft noch schlimmer, wenn es möglich ist. Sie haben alle den Kopf ganz rasiert, um die Insekten zu verhüten. Die Genuesen, die in Kriegsgefangenschaft gerathen, werden meist losgekauft, aber die Türken nicht also von ihren Landsleuten. Es gibt indessen welche unter ihnen, die sich in langer Zeit und mit vieler Mühe ein Vermögen erwerben und dann sich mit 8 – 1200 Livres loskaufen. Sie fangen nämlich einen kleinen Handel an, meist damit, daß sie einigen von ihren Kameraden, die gerne Geld hätten, um Branntwein zu kaufen, ihr Bisquit abhandeln und dann beim Verkauf ein paar Denicor damit gewinnen. Haben sie auf solche oder andere Art etwas gesammelt, kaufen sie Baumwolle, lassen durch andere Sklaven Strümpfe stricken und verkaufen sie. Dann steigen sie höher, schaffen sich etwas Kaffee, Liqueurs u. s. w. an, welches sie theuer genug bezahlen müssen, wenn es ihnen nicht glückt, etwa durch Contrebande was zu kriegen; endlich nehmen sie Boutiquen längs dem Hafen der Galeeren hin und halten Kaffeehäuser, wo man fast alles um die Hälfte wohlfeiler hat als gewöhnlich, und so gewinnen sie durch die Länge der Zeit — indem sie sich mit kleinem Profit begnügen — mehrere 100 oder 1000 Livres. Alle Nacht aber werden sie in ihren Boutiquen angeschlossen; so wie die andern auf den Schiffen. Nichts desto weniger gibt es aber Deserteure, die glücklich entkommen. Einige erhalten die

Erlaubniß, mit ihren Waaren in der Stadt herum zu gehen; sie bleiben aber immer zwei und zwei zusammengeschlossen und jedes Paar hat einen Matrosen zur Bewachung, dem sie täglich 26 Soldi geben müssen. Wenn alle Galeeren auslaufen, so müssen auch die Sklaven, so Boutiquen halten, mit, die man sonst schont, weil sie viel Geld einbringen.

Ueber das Lottospiel, das bekanntlich noch jetzt in schönster Blüthe steht, schreibt Landolt: Noch ein schöner Beweis von der hiesigen aufgeklärten Regierung ist das Lotto, diese Schlinge, welche auch hier dem Volk zum Ruin offen steht. Der Entrepreneur, welcher dasselbe von der Regierung in Pacht genommen hat, bezahlt dafür wöchentlich 1000 Livres. Um nun auch noch für sich zu gewinnen und das Volk anzulocken, ist an jedem Lottobureau eine Traumtafel ausgehängt, worauf alle Nummern von 1—90 stehen; bei jeder ist etwas hingemalt, zum Exempel: Kirche, Fegefeuer, Jungfrau, Mönch, Schuster ꝛc. ꝛc. Wenn nun jemand einen Traum hat, der mit einer von diesen Figuren analog ist, so soll das ein Zeichen sein, daß er mit der dabei gesetzten Zahl gewinnen wird. Dadurch wird der einfältige Pöbel lüstern gemacht, sein sauer erworbenes Geldchen hier wegzuschmeißen; und solche Sachen sind von der Regierung autorisiert!

Wir besuchten die Gesellschaft der deutschen Schweizerkaufleute bei Herrn . . . . Sie besteht aus 4 Frauenzimmern und etlichen 20 Herren. Alle Montag wechselt der Ort der Versammlung bei den Damen um. Die französischen Schweizerhäuser machen unter sich einen besondern Club. Es sind in allem hier 9 deutsche etablierte Häuser und 11 französische. Die jungen deutschen Schweizer, die in französischen oder genuesischen Häusern etabliert sind, besuchen gewöhnlich auch die deutsche Gesellschaft.

Die heute von jedem Fremden aufgesuchte Villa Pallavicini in Pegli bildete schon zur Zeit Landolts einen Anziehungspunkt. Sie hieß zwar damals Doria und Lamellini, d. h. es existierten

zwei verschiedene Parkanlagen, die heute verschmolzen sind, war aber vielfach ähnlich angelegt, wie heute mit Ermitage, Grotten, Kahnfahrt und nicht zum wenigsten mit den Vexier-Wasserwerken, die den harmlosen Spaziergänger aus dem Hinterhalt bespritzten.

Nachdem die Sehenswürdigkeiten Genua's, z. Theil mit daselbst wohnenden Schweizern, Finsler, Schinz, Schläpfer, mit aller Gründlichkeit genossen waren, wurde die Reise zur See nach Livorno fortgesetzt, mit Windstille, Gegenwind, Sturm ꝛc., so daß die Reisenden 4 Tage und Nächte unterwegs waren, bis sie das ersehnte Festland betreten konnten. Nachdem sie hier einige Tage verweilt hatten, ging es auf dem Landweg nach Rom, welche Stadt am 23. Juni 1785 erreicht wurde. Der erstmalige Aufenthalt in dieser Stadt dauerte etwas mehr wie zwei Monate; die Tagebuch-Notizen füllen einen ganzen Band. Aber die Lektüre ist etwas mühsam und kann füglich stellenweise mit der eines Bädekers von heutzutage verglichen werden. Die Bemerkungen über die mannigfachen Kunstwerke dürften nicht immer zutreffend sein, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß der Verfasser erst 22 Jahre zählt. Eine Reproduktion dieser Aufzeichnungen dürfte daher kaum gerechtfertigt erscheinen.

25. Juni. Diesen Morgen ward ein Kerl, der seinen Vater in einem kleinen Dispute erschlagen und sich noch anderer schwerer Verbrechen schuldig gemacht hatte, bei der Porta del Popolo auf einem hölzernen Gerüste hingerichtet. Zuerst schlug ihm der Henker mit einer Keule ins Genick, daß er zu Boden sank und dann viertheilte er ihn. Die Exekution ging sehr langsam vor sich; die abgehauenen Arme und Beine wurden aufgehangen und der Truncus auf dem Schaffot liegen gelassen. Die Menge der Zuschauer füllte den Platz. Einige vermummte Personen, Mitglieder einer Brüderschaft, sammelten Almosen, um für die Seele des Delinquenten Messe zu lesen. Während der Exekution war in zwei Kirchen die Hostie ausgesetzt und es wurde für ihn

gebetet. — Die Familie, aus welcher der Papst — Pius VI. — stammt, ist von gutem Adel, aber sehr arm. Den einen seiner Nipoten, der sich vom Vogelschießen nährte und auf einem Esel herumritt, um seine Waare zu verkaufen, hat er in den Fürstenstand erhoben; der andere wird bald Cardinal werden. Ungeachtet ihrer reichen Kleider guckt doch noch oft der Landjunker in seiner Roheit heraus.

Die Reise des Kaisers — Joseph II. — nach Rom war ein ebenso beherztes, als politisch kluges Unternehmen. Kein Mensch in der Stadt wußte etwas von seiner Ankunft, bis er sich im Vorzimmer des Papstes zu erkennen gab, um Audienz zu begehren. Dem Kammerdiener, der hineinging, um ihn anzumelden, folgte er auf dem Fuß nach und traf seine Heiligkeit gerade — sagen wir, im tiefsten Negligé. — Der Kaiser ging gewöhnlich ganz allein durch die Stadt und oft in die entlegensten Quartiere, ohne daß ihm je das Mindeste begegnete. — Er ließ es aber auch nicht an Geldaustheilen unter das gemeine Volk mangeln und in Kurzem hatten ihm die „Ungari" (Kremnitzer Dukaten) die Anhänglichkeit in hohem Grade erworben, daß man überall mit dem größten Enthusiasmus vom Kaiser sprach und in seinem Lob nie satt werden konnte. —

Herr Trippel von Schaffhausen, den wir in seinem Studio besuchten, empfing uns sehr freundschaftlich und zeigte uns schöne Arbeiten, sowohl in Medaillen als fertigen Stücken. Das Beste, was er je gemacht hat, ist der Apoll, der als Schäfer beim Admeth über sein Schicksal zu den Göttern klagt, Lebensgröße in weißem Marmor; Diana, welche soeben erwacht und sich durch die Fackel des bei ihr stehenden Amors in Liebesglut versetzt fühlt, eine kleine Gruppe; das Brustbild der Kaiserin Katharina, kolossal, mit den Attributen der Minerva, Jupiter, wie er den Riesen überwunden hat, eine Allegorie auf den Kaiser, der den Aberglauben zu Boden wirft und die Toleranz aufnimmt u. a. m.

Es ist fatal, daß Trippel so viele Feinde hier hat, worunter Reifenstein und Hakert die vornehmsten sind. Weil er sich nicht vor ihnen biegt, sie nicht als seine Patrone erkennen, noch ihnen opfern will, so suchen sie ihn und seine Kunst bei den Fremden, die fast alle mit Adressen an sie nach Rom kommen, zu verkleinern und führen Niemanden zu ihm. Am Ende muß aber sein Genie doch noch siegen und der Welt bekannt werden. — Biermann, ein junger Künstler aus Basel, zeichnet Landschaften und illuminiert sie nach der Natur. Er schmachtete lange in der Armuth, jetzt fängt er an, bekannter zu werden und es gibt Leute, die seine Arbeiten, welche fleißig, treu und gut gemacht sind, goutieren; Trippel nimmt sich seiner so viel als möglich an.

26. Juni. Die lange Straße, il Corso, die zur Porta del Popolo führt, und außer derselben weiter bis zum Ponte molle, ist der zur Promenade bestimmte Kreis, den die vornehmen Römer alle Abend in ihren Wagen durchfahren, theils um mit ihren schönen Equipagen zu glänzen, theils auch, um über die andern, die sich hier einfinden, die Revue zu halten. Ans Spazieren zu Fuß in den Gärten der Prinzen und des Papstes denkt Niemand; vielleicht weil der Gärtner ein kleines Trinkgeld dafür erwartet, und dann auch, weil die Vornehmen es fast für eine Sünde halten, ihre Füße zu bewegen; sie fahren also lieber zwischen den Häusern in der Stadt und den Mauern der Weinberge außer derselben im Staub herum und überlassen die schönen Gärten ihren Gärtnern. — Die Villa Medicis, wo Jedermann frei hingehen darf, wird nur von Leuten aus dem Mittelstande besucht. Sowie der Abend sich nähert, so vermehrt sich auch die Menge der Kutschen und Menschen auf den Straßen, um der kühlern Luft zu genießen. Viele von der gemeinen Klasse setzen sich an die Straße außer den Häusern oder spazieren auf und nieder. Das Vergnügen solcher nächtlichen Promenaden, wo Niemand erkannt sein will, ist vermuthlich die Ursache, warum die Römer

keine Laternen auf den Gassen leiden wollen. Wenn nicht noch einige andächtige Seelen vor den Madonnen an den Ecken der Straßen Lampen anzündeten, so würde es in Rom Nachts stockfinster sein. Die Römer können es kaum ertragen, daß Fremde mit Fackeln auf der Kutsche fahren. Die Prinzen selbst bedienen sich nur einer sehr kleinen Handlaterne, welche bloß an der Vorderseite leuchtet und von einem Bedienten hinter dem Wagen gehalten wird. Wenn Jemand, der nicht erkannt sein will, auf der Straße geht, so hat er die Freiheit zu rufen: «Volti la lanterna!» und der Bediente kehrt sie auf die andere Seite.

Im Essen und Trinken sind die Römer sehr mäßig; die französische Küche hat sich hier noch nicht einschleichen können; und doch speist man an großen Tafeln gut, wenn gleich nicht so gewürzt, doch gesunder. Es gibt vornehme Häuser, die gar keine Küche haben, sondern sich ihre Mahlzeit von einem Traiteur nach einem gemachten Akkorde holen lassen, wofür sie etwa 2—3 Paoli, ungefähr 9 Groschen, par tête bezahlen. Der gemeine Mann richtet seine Mahlzeit noch kürzer ein und setzt sich oft gar nicht zu Tische. Er kauft sich gleich eine Portion von den Garköchen, die an allen Ecken der Gassen in Menge sitzen und unter freiem Himmel Fleisch kochen und braten, oder an Fasttagen elende Fische in Oel backen. Mit einem Dreier für harte Eier oder Maccaroni stillt Mancher seinen Hunger und ißt ein Stück Brot aus der Tasche dazu. Diese vielen Feuer, besonders in der langen Straße des Corso, machen bei Nacht einen artigen Effekt; aber in der Nähe dieser Garköche, Früchte- und Gemüse-Verkäufer wird man beinahe übertäubt von dem entsetzlichen Geschrei, das sie machen, um ihrer Waare los zu werden; dieses Rufen und Lärmen dauert fast ununterbrochen fort; sie lassen sich sogar nicht darin stören, wenn Jemand wirklich da steht und ihnen was abkauft.

28. Juni Nachmittags sahen wir die am Abend vor dem Petersfest gewöhnliche Ceremonie, daß nämlich der Prinz Colonna

im Namen des Königs von Neapel dem Papst eine Summe Geldes überreicht. Der Papst nennt es einen Tribut, den der König, sein Vasall, ihm als Lehensherr der Neapolitanischen Staaten zu entrichten schuldig sei. Der Prinz Colonna muß diese jährliche Ceremonie verrichten, weil er Vasall und Contestabile des Königs von Neapel ist, und in diesem Reich ansehnliche Güter besitzt. Der Zug war groß und brillant. Ein Detachement der päpstlichen Leibgarden zu Pferd eröffnete denselben, diesem folgen eine Anzahl Notarii in ihrer schwarzen Kleidung und seidenen Strümpfen, ebenfalls zu Pferd, sowie auch die Feodarii des Prinzen in beträchtlicher Anzahl. Dann erschien die mit einem silberreichen und schön gearbeiteten Schmuck behängte „Chinea“ oder das weiße Pferd, auf dessen Rücken von zwei Bedienten ein großer silberner Pokal mit schön gearbeitetem Deckel gehalten ward, worin das Geschenk sollte enthalten sein; allein das ist eine bloße Formalität, denn es wird allemal in königlichen Billets schon am Morgen überreicht. Ihm folgte der Prinz zu Pferd, in einem reich gestickten röthlich seidenen Kleid, mit eben solchem Mantel, weißseidenen Strümpfen und den Hut in der rechten Hand. 80 Bediente in rother, reich mit Silber besetzter Livree waren überall vertheilt, auch eine Anzahl Tambouren und Trompeter. Den Beschluß machten 12 Galawagen des Prinzen, die fast alle in schlechtem Geschmack gebaut und ungeheure Maschinen sind. So ging es langsam der Peterskirche zu, wo der Prinz von Abgeordneten des Papstes empfangen und in die Kirche geführt ward, nebst dem Pferdchen mit dem Geschenk. Der Papst stieß in der Mitte des Schiffes, in dem von den Soldaten geschlossenen Kreis auf sie, von seinen 16 Trabanten im Lehnstuhl getragen, hörte, ohne aufzustehen den kurzen Vortrag an, der im Namen des Prinzen gemacht wird, antwortete darauf kurz und laut, — jedoch nicht so, daß ich es hätte verstehen können — und schloß mit seinem päpstlichen Segen.

Man sagt, daß er in seiner Antwort allemal gegen die Kleinheit der Summe protestirt, welche in 12,000 Scudi besteht, da ihm eigentlich 30,000 gehörten; nichtsdestoweniger nimmt er aber das Geschenk an, vielleicht wird er mit der Zeit nicht einmal mehr das kriegen. Ein schlimmes Omen ist, daß die Chinea, welche alle Jahre die nämliche und so abgerichtet ist, daß sie sich vor Sr. Heiligkeit auf die Knie niederlegen soll, diese Submission schon ein paar Jahre her durchaus nicht mehr machen will.

Es folgt sodann noch die Beschreibung des Feuerwerkes, welches den Schluß der Feierlichkeit bildet.

Am 29. Juni wohnte Landolt dem St. Petersfest, das mit großem Pomp in der St. Peterskirche begangen wurde, bei. Mittags speisten wir bei Herrn Hakert, in Gesellschaft von Hrn. Rath Reifenstein, Herrn Bibliothekar Cronthals, eines jungen Domherrn von Mainz, ein paar Damen und noch einigen Herren.

Hakert und Reifenstein waren beide arme, unbedeutende Künstler, da sie nach Rom kamen, und lebten lange in der Dunkelheit. Von letzterm sieht man hie und da einige sehr mittelmäßige Portraits, unter andern auch eins in der Gallerie zu Florenz. Indessen kann man ihm einige Wissenschaft und Kenntniß der Kunst nicht absprechen. Winkelmann bemerkte dies, unterstützte ihn und gab ihm dann und wann Fremde herumzuführen, die er nicht selbst übernehmen konnte. Dadurch wurde er nach und nach bekannt, und nach Winkelmanns Tod gleichsam als der Zögling desselben betrachtet, an den sich alle vornehmen Fremden adressirten. Von einem einzigen, den er herumführe, erhält er gewöhnlich ein Geschenk von 100 und mehr Louis d'or nebst Uhren, Tabatieren u. s. w. Auf solche Weise hat er sich ein Einkommen von 2500 Scudi gesammelt und bezieht überdieß noch eine Pension vom russischen Hof, dessen Aufträge er, in Absicht auf den Ankauf von Kunstwerken, hier zu besorgen

hat. Sowie Reifensteig stieg, zog er auch seinen Freund Haker nach sich, welcher, ohne ihn, niemals zu seinem jetzigen Rénommée gekommen wäre. Der erste und größte Schritt zu Haker's Glück kam von Graf Orlewker, der gleich nach geendigtem Türkenkrieg sich hier aufhielt. Er wollte 10 Schlachten, die er über die Türken gewonnen hatte, malen lassen, um der Kaiserin ein Geschenk damit zu machen. Er übertrug die Arbeit einem sehr geschickten englischen Künstler und versprach ihm für jedes Stück 1000 Zechinen. Kaum aber hatte er Reifenstein kennen gelernt, so wußte dieser ihn ganz und gar umzustimmen, so daß er den getroffenen Handel brach und dem Haker für eben die Summe die Arbeit auftrug. Dieser entsetzliche Gewinn floß wie natürlich auch zum Theil in Reifensteins Beutel, und nun fingen sie an sich auf einen viel größern Fuß zu setzen. Jene 10 Stücke fielen indessen so elend aus, daß sie in Kurzem aus der Gallerie in Petersburg weggenommen und in einen Winkel geschmissen wurden, u. s. w.

16. Juli. Abends war das erste Stiergefecht. Ein Spanier hat die Entreprise davon. Drei Büffel und drei gewöhnliche Ochsen werden nacheinander herausgelassen und 4 Männer stellen sich gegen sie; der, gegen den der Ochs anläuft, hält einen kurzen, ausgebreiteten Mantel vor, und so wie er stößt, springt jener seitswärts hinter ihn und schwingt den Mantel über ihn weg. Dann wird ein Hund gegen den Ochs gehetzt, der ihn am Ohr packt; wenn sie sich ein paar Minuten herumgerissen haben, so wird der Hund weggenommen und der Stier kehrt mit zerbissenen Ohren in den Stall zurück. Die ganze Sache endigt sich damit, daß man einem Stier etwas Feuerwerk an die Hörner bindet, das ihm aber keinen Schaden thut, sondern ihn bloß ein wenig springen macht. Der Dummheit dieses Schauspieles ungeachtet waren viele Leute da. Allen Ochsen, die auf dem Kampfplatz erscheinen, wird vorher tüchtig

zur Ader gelassen, damit sie ja nicht zu viele Kräfte haben, und man desto leichter mit ihnen auskommen könne.

21. Juli. Die Kirche S. Girolamo della Carità ist merkwürdig wegen dem Gemälde des Hochaltars von Domenichino. Es stellt den Hieronymus vor, wie er das Abendmahl empfängt und darüber in Ekstase geräth. Das Bild ist in der Peterskirche en mosaique copiert. In Absicht auf malerischen Werth hält man es im Rang für das zweite in Rom, und weist ihm seinen Platz gleich nach Raphaels Verklärung an. Domenichino arbeitete zwei Jahre lang daran und bekam 50 Scudi dafür. Die Cabale seiner Feinde war so groß, daß er allgemein verschrieen und verachtet ward; man nahm es vom Altar weg und schmiß es in eine Kohlenkammer, wo es viele Jahre lang steckte und ganz vergessen war. Endlich, da Carl Mavott den Auftrag bekam, ein gutes Bild für diesen Altar zu malen, erinnerte man sich bei dieser Gelegenheit wieder einer sogenannten Schmiererei, die ehemals hier gestanden hatte. Man suchte sie hervor, damit Movatt das genaue Maaß darnach für sein zu machendes Bild nehmen könne. Dieser nahm das Gemälde nach Hause und fing an, es ein wenig zu säubern. Sowie die Farben wieder etwas zu sich selbst kamen, entdeckte er den Pinsel des Domenichino. Voll Freude über diesen so lang verkannten und gleichsam verlorenen Schatz benachrichtigte er den Papst davon und das Bild wurde im Triumph nach dem Vatikan getragen, in Begleit einer Menge Volks. So widerfuhr endlich dem Künstler lange nach seinem Tode Gerechtigkeit, da er in seinem Leben nur mit Neid und Unterdrückung zu kämpfen hatte.

Die Villa Pamphili ist gewiß die schönste unter allen Villen in der Gegend von Rom. Das Haus ist in niedlichem Styl gebaut, und von außen mit antiken Statuen, Büsten und Bas-Reliefs, vielleicht nur zu sehr, überladen. Der Garten ist sehr weitläufig und gut eingetheilt und die Aussicht auf der obersten

Altane vortrefflich. Schade ist's, daß im hohen Sommer Niemand hier bleiben kann, weil die Luft nicht gesund ist. Allein nicht nur im Sommer, sondern das ganze Jahr aus und ein, ist dieß herrliche Landhaus unbewohnt; Niemand getraut sich eine Nacht hier zuzubringen; denn das ganze Haus David vom Cardinal an bis zum letzten Lakaien ist fest überzeugt, daß die bekannte Donna Olimpia und die Seelen der Leute, die sie hat ermorden lassen, hier herumwandeln. In jenes Weib war ihr Schwager, der Papst Innocenz X., sterblich verliebt. Er konnte gar nicht ohne sie leben; waren sie etwa mit einander uneins geworden, so aßen und tranken S. Heiligkeit nicht eher das Geringste, bis die Geliebte wieder versöhnt war und ihm selbst das Essen reichte. Sie war es eigentlich, welche während seinem Papstthum die ganze Regierung eigenmächtig führte. Wer was haben wollte, mußte sich an sie wenden und mit hinlänglichen Summen Geldes dem Gesuch den Nachdruck geben. Wer etwas geradezu vom Papst begehrte, dem rieth er selbst die Sache der Donna Olimpia vorzutragen. Unbegrenzte Herrsucht und Geiz waren ihre ersten Leidenschaften; alles zitterte vor ihr. Sie hatte einen einzigen Endzweck, nämlich ihr Haus reich und mächtig zu machen, welches ihr auch gelang. Denn sie scharrte von allen Enden so viel zusammen, als nur möglich war. Wollust und Grausamkeit waren zwei andere, ebenso starke Züge ihres Charakters. Sie lockte die schönsten, jungen Leute an sich, und die, von denen sie sich nicht unverbrüchliche Verschwiegenheit versprechen durfte, wurden beim Weggehen durch eigens dazu bestellte Bedienten erdrosselt und in einen unterirdischen Behälter geworfen. Niemand durfte bei ihrem Leben so was nur muthmaßen, ungeachtet dann und wann junge Leute plötzlich vermißt wurden. Erst nach ihrem Tode ward die Sache bekannt.

6. August. Heute war zum ersten Male in diesem Sommer der Platz Navonna unter Wasser gesetzt; dieß dauert den ganzen

Monat Sonnabends und Sonntags von 20—24 Uhr fort. Man verstopft nur den Auslauf der drei großen Fontainen und das Wasser schwellt sich bald so an, daß es in der Mitte über 3 Fuß hoch steht. Dort ist aber auch der Platz so vertieft, daß es etwa 6 Fuß weit von den Häusern zu beiden Seiten entfernt bleibt. Viele Leute fahren dann in Wagen darin herum spazieren, um der angenehmen Kühlung zu genießen, die das Wasser verschafft. Hier kann man sich einen kleinen Begriff formieren von den Naumachien bei den großen Schauspielen der Alten.

9. August. Nachmittags hörten wir einer Disputation zu, die von Dominikaner Mönchen in der Kirche alla Minerva gehalten ward. Die Einwürfe und Antworten waren alle so vollkommen abgemessen und jeder sprach sein Latein so fertig und ohne den mindesten Anstoß an einer einzigen Silbe, daß 10 gegen 1 zu wetten ist, alles bis auf das letzte Wort war vorher in Eintracht ordentlich aufgesetzt und auswendig gelernt. Die Angriffe waren sehr leicht und der Opponent legte sich gleich zum Ziel, um nicht etwa den Schein auf sich zu laden, als wenn er an ketzerischen Meinungen Vergnügen fände. Hin und wieder kriegten Calvin und Luther einige Seitenhiebe. Eine von den vier in größtem Folioformat, mit obenanstehendem mächtig großen Holzschnitt, gedruckten Texibus behauptete, daß die Kirche niemals im Gauben irren könne. Der Opponent bewies das Gegentheil durch das Beispeil der Israeliten, welche ja das goldene Kalb angebetet hatten; allein der Respondeur bewies, daß sich nicht die ganze Kirche geirrt hätte, sondern nur der leicht zu verführende Haufe des Volkes wäre abgewichen. Moses hingegen, der Führer des Volkes, der Gesandte Gottes und ein sehr wichtiger Theil der israelitischen Kirche wäre Gott treu geblieben und hätte das Volk gleich wieder auf den rechten Weg gebracht. Der Opponent gab nun sogleich seine Meinung auf.

11. August. Der verstorbene Mengs — gest. 1779 in Rom — hatte schon in seinem 12. Jahre 1000 Thlr. Pension vom sächsischen Hof; er verlor sie aber durch seine, dem Hof mißbeliebige Heirat. Der jetzige König von Spanien, damals König von Neapel, lernte ihn kennen und schätzte ihn vorzüglich wegen einem kleinen Magdalenenkopf, den er ihm gemacht hatte; diesen Kopf ließ er ganz mit Diamanten umfassen und führte ihn auf Reisen mit sich. Den Mengs berief er nach Spanien, gab ihm 6000 Thaler Gehalt und begegnete ihm mit aller Achtung. Nur der trotzige rohe Charakter des Künstlers war Ursache, daß er ihn nicht zum Granden von Spanien machte, welcher Mengs doch ambitionierte. Selbst dem Könige begegnete er oft grob; wenn er was gegen ihn im Kopfe hatte und zu ihm gerufen ward, so ließ er sagen, er wäre nicht wohl und ging gleich darauf spazieren, um zu zeigen, daß er nicht hätte kommen wollen.

Die meisten seiner Arbeiten giengen nach Spanien. Er hatte ein Studium in Spanien, eines in Rom und eines in Florenz, alle drei reich mit Modellen versehen. Ungeachtet er bei seinem Leben mit seinem Pinsel im Ganzen gewiß ein paar mal 100,000 Scudi verdiente, so hinterließ er bei seinem Tode kein anderes Vermögen, als seine Modelle, viele halb und ganz ausgeführte Handzeichnungen, und einige Malereien. Aus diesem, das fast Alles von Höfen gekauft und generös bezahlt ward, erlöste seine hinterlassene Familie 30,000 Scudi; 13 schöne Handzeichnungen kaufte die Großfürstin von Rußland für 1000 Zechinen. — Pichler, ein Deutscher, ist dermalen der berühmteste Steinschneider in Rom. Er hat immer außerordentlich viel bestellte Arbeit. Für eine Camee läßt er sich 40 Zechinen bezahlen. Oft arbeitete er so ganz in antikem Styl, daß seine Steine schon für Antiken verkauft worden sind. Ein Cavalier, der auf diese Art angeführt war, erstaunte, einen zweiten Stein, dem seinigen völlig ähnlich, an der Hand eines andern zu erblicken. Sie unter=

zogen sich beide der Entscheidung Pichlers, welcher Original und welcher Copie sei, und er erklärte, daß beide von seiner Arbeit seien, da doch bisher alle Kunstkenner, sogar Winkelmann, den einen für eine vortreffliche Antike gehalten hatten. Der Medusenkopf, im Cabinet Strozzi, in Taglio, wird für den besten antiken Stein unter allen in der Welt gehalten. Weder Pichler, noch sein Vater haben es je gewagt, ihn zu copieren.

20. August. Abends hörten wir die Controverspredigt gegen die Juden an, die alle Sonnabende in einer Kapelle bei der Kirche Trinità dei Pellegrini gehalten wird. Dieses Volk, das in allen Absichten schon gedrückt genug ist und in dem verworfensten Winkel der Stadt — il Ghetto — leben muß, ist verbunden, alle Sonnabende, — gerade an seinem Sabbate — 300 Personen, Männer und Weiber, in diese Predigt zu schicken, die von einem Dominicaner-Mönch gehalten wird, jeder mangelnde Kopf bezahlt 2 Paoli. Vor dem Anfang der Predigt werden ihnen die Ohren visitirt, ob sie nicht etwa mit Baumwolle verstopft seien; auf den Betretungsfall ist eine hohe Geldstrafe gesetzt. Während der Predigt geht beständig ein Kerl mit einem langen Stock herum, womit er die etwa einschlafenden aufweckt. Leute waren nur an 150 da; die Männer sind von den Weibern durch einen Vorhang abgesondert. Der Prediger bestritt mit aller mönchischen Beredsamkeit die Irrthümer ihrer Religion; besonders zog er gegen die Lehre einiger Rabbiner los, daß der Mensch zwei oder drei Seelen habe, daß die Seelen der Bösen nach dem Tod in Schweine fahren u. s. w. Dabei schlug er heftig auf die Kanzel, spazierte hin und her, wenn er ihnen so einen kräftigen Brocken hingeworfen hatte und machte ein so despotisches Gesicht, daß man nicht begreifen kann, wie die Juden so verstockt sein konnten, daß sie sich nicht stante pede taufen ließen. Ein deutlicher Beweis des auf ihnen ruhenden Fluchs, daß sie so fest an ihrem Glauben weggiengen, wie sie gekommen waren.

Den Schluß des Tagebuches über den ersten Aufenthalt in Rom bilden „einige Bemerkungen über Rom, Sitten und Lebensart, vorige und jetzige Regierung“, stellenweise eine Rekapitulation von früher Erzähltem.

Nach einem kurzen Rückblick auf den Vorgänger, den Papst Ganganelli, kommt L. auf seinen Zeitgenossen zu sprechen. Der jetzige Papst, Pius VI., ist aus einer altadeligen, aber sehr armen Familie. Er hat seine Erhebung hauptsächlich dem Cardinal Albani zu danken. Jeder Cardinal bleibt gemeiniglich auf der Seite derjenigen Familie, aus welcher der Papst war, der ihm den Hut gegeben hat; daher hat Albani viele Anhänger. Der Familien-Name des Papstes war Braschi, bei der Papstwahl kam noch ein Mitglied der Familie Orsini in Betracht, doch gelang es den Bemühungen des genannten Cardinals, das hl. Kollegium zu Gunsten des Erstern zu stimmen. Auf diesen Papst ist L. nicht sehr gut zu sprechen; doch glaube ich, daß, wie das bei hohen Personen oft vorkommt, eine Menge Anekdoten in Umlauf waren, die L. vielleicht ein Bischen zu wenig auf ihre Wahrhaftigkeit prüfte. Auch hat er sich wohl hauptsächlich in antipäpstlichen Kreisen bewegt und es eignet sich das, was da gesagt und geklatscht wurde, weniger zur Veröffentlichung. — Am 27. August verließ Landolt Rom und setzte seine Reise nach Neapel fort.

Zwei Weihnachtsgedichte

von Antistes Heinrich Bullinger.

(1504—1575.)

Die folgenden zwei Gelegenheitsdichtungen sind von Antistes Heinrich Bullinger bei Anlaß der Weihnachtsbescheerung für die Kinder seiner fünften Tochter verfaßt worden. Diese Tochter, mit Namen Dorothea, war verheiratet mit Alexander Stocker, Amtmann des Klosters Allerheiligen im Schaffhauserhaus, dem Begründer des zürcherischen Geschlechts der Stockar. Felix, Dorothea und Veritas sind ohne Zweifel die eigenen Kinder von Bullingers Tochter, die später genannten vielleicht die Kinder Alexander Stockers aus dessen erster Ehe mit Regula Lochmann.

Die beiden Gedichte hat der Dichter Martin Usteri nach den Originalen kopiert. Die Abschriften befinden sich in einem „Bullingeriana" betitelten Bändchen unter Usteris Schriften auf der Zürcherischen Stadtbibliothek aufbewahrt.

* * *

St. Niklaus Bescheerung.

1548.

Der Felix ist ein lieben Mann,
Den ersten Teyl soll er mir han.

Ein Teil nimm hin und houŭsch nit mee,
Mein liebstes Bäßly Dorothee:
Und biß allwäg ein gutes kind,
Damitt ruw sy in diesem xind.

Ich hab gar gute meer[1]) vernan
Wie Veritas wol spinnen kan.
Drumb ist's mir lieb und gabt imm wol,
Doch z'nacht es ouch ruw haben soll.

St. Niklaus Bescheerung.
1549.

Nun grüß üch Gott, ir liebe kind,
Ir drü, die jetzt die kleinste sind.
Der Felix nämm zum ersten s'horn,
Das Fröwli[2]) äsſe er erst morn.
Kein ander wyb soll er noch han
Dann die er frölich essen kan.
Wie wär er so ein guten Man
Wenn er nit z'frü wett fürsen[3]) gan.
Es ist ietzt kalt und zringumb schoch[4])
Drum wart im Bett biß man dir koch.

Und du min liebes Dorothe,
Von Hertzen gern ich dich ansee.
Du bist mir lieb und gast gern nieder[5])
So thu noch eins und schütt das pfider
Der kunklen, spring ir zu dem Grind[6])

---

[1]) Nachricht.
[2]) Backwerk, eine Frauensperson darstellend.
[3]) ins Freie.
[4]) gefroren.
[5]) zu Bett.
[6]) Ermahnung zu fleißigem Spinnen.

Damit vil Garns die klinglerin[1]) find.
Und nimm den Hirtz[2]), die däsch das Kind.
Noch eins ist hie in diesem rind:

Das ist des Ättys Veritas;
Es ist mir lieb und sagen das,
Das ich dry Mängel an imm find,
Sunst wär es wyt das finist kind.
Z'nacht will's mit keim lieb nieder gan
Noch so man imm raadt thut[3]), still han.
Es spinnt fast[4]) fin und nitt zu grob,
Wenn es nur g'säß und blib darob.
Thu was Dich heißt dyn Müterlin
Und nimm Dir ouch Din pörtzlin[5]) hin.
Das Gält und Zucker teylend glich.
Gott geb üch z'läben seliglich.

Jr Goüch, was lachend[6]) ir so lut;
Jch mein ich müß üch über d'hut.
Du Stoffel, g'schwind thu d'Goschen zu,
. . . . [7]) Heini hab du Ruw;
Der Rudi hat sich dannen g'schwentzt,
Sunst würde imm ouch syn Sentenz.
Nun kybend[8]) nitt und lernend gern,
Das ir nitt syend für alls fern.

---

1) Frauenname, wahrscheinlich derjenige der Weberin.
2) Backwerk, eine Hirschfigur darstellend.
3) Beim Kämmen, Waschen ꝛc. behülflich ist.
4) sehr.
5) Deinen Antheil.
6) Wahrscheinlich war der Sprechende als „Samichlaus“ vermummt [und w]urde von den Knaben erkannt.
7) Unleserliche Stelle.
8) Zankt.

Der knab sich überträffen soll
In Dugend und sich schicken wol,
So wird er werd und kumpt zu eeren,
Sin glück und Heyl wirt sich meeren.
Das gäb üch Gott und denkend dran
St. Niklaus ist ein seltzen[1]) Man,
Er seyt üch hie den rächten Grund:
Hand reyne Hand und stillen Mund.
Gott gäb üch, das ir seyend xund.

Und näm ein ied's ein pfennig hin,
Der hübschist soll des Müterlins sin.
Das Brütli sol ouch einen nen,
Dem Elsbeth sond[2]) ir einen gen.
Damit so bhütt üch alle Gott
Vor allem leyd, vor schand und spott.

---

[1]) Nicht leicht zufrieden zu stellender.
[2]) Sollet.

Erlebniß eines zürcherischen Offiziers aus der Schlacht bei Warburg.

31. Juli 1760.

Nachstehende Erzählung ist dem von der Z. Stadtbibliothek aufbewahrten schriftlichen Nachlasse von Felix Ulrich Lindinner, dessen Vater Felix Lindinner in französischen Diensten den siebenjährigen Krieg als Offizier mitmachte, entnommen.

Felix Lindinner, geb. 1729, gest. 1807, war der zweitletzte seines Geschlechts. Er beteiligte sich zuerst als Sekretär, dann als aide-de-camp des Generals von Lochmann, der, ebenfalls ein geborner Zürcher, sich mehrfach als Truppenführer ausgezeichnet hat, an den Feldzügen von 1757, 58, 59 und 60. Von 1763 bis 1769 wohnte er als hessen-nassauischer Rath und Hofrath in Straßburg, 1769 wurde er Amtmann und Verwalter des Johanniter-Obristmeisters in deutschen Landen zu Bubikon mit Statthaltertitel. Später wohnte er nochmals in Straßburg, von wo er durch die Revolution im Jahre 1793 vertrieben nach der Schweiz fliehen mußte. Felix Lindinner war ein gebildeter Mann. Er veröffentlichte verschiedene Abhandlungen meist geschichtlichen Inhaltes zum Teil im „Schweizerischen Museum". Der Styl, in dem nachstehende Erzählung, die wir wörtlich wiedergeben, geschrieben ist, ist etwas schwerfällig, doch soll Lindinner weit besser in französischer und italienischer Sprache geschrieben haben. Es sind auch von ihm noch tüchtige archivalische Arbeiten, z. B. das Diplomatarium des Ritterhauses Bubikon (im Z. Finanzarchiv

befindlich) vorhanden. Mit dem Regiment Lochmann machte er im siebenjährigen Kriege die Schlacht bei Krefeld (23. Juni 1758) mit, kam bei diesem Anlaß in feindliche Kriegsgefangenschaft und wurde durch hannöverische Husaren ausgeplündert. Am 31. Juli 1760 fand die Schlacht bei Warburg in Westphalen statt, von welcher unsere Erzählung handelt. Die Franzosen standen in dieser Schlacht unter dem Befehl des Generals du Muy und hatten die genannte Stadt in ihrem Besitz, unterließen es jedoch, die Höhen in ihrer linken Flanke und in ihrem Rücken zu besetzen, was sich der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig, der die Preußen befehligte, zu einer Umgehung zu Nutze machte, die ihm glückte. In der Front und im Rücken zugleich angegriffen, geriethen französischerseits besonders die Schweizer-Regimenter Jenner und Lochmann in die Klemme. General Lochmann mit vielen Offizieren und 400 Mann seines Regiments gerieth in Gefangenschaft, 1 Offizier wurde gedtötet, 10 verwundet. Der Rest des Regiments wurde aus der Schlacht gezogen und nach Frankfurt a. M. zur Wiederherstellung beordert. Auf dem Rückzuge, den Lindinner mitmachte, kam man in das Städtchen Corbach im Fürstenthum Waldeck, ca. 30 km. südwestlich von Warburg und ca. 40 km. westlich von Kassel gelegen, unterwegs häufig von der feindlichen Kavallerie bedrängt. Lindinner hatte als aide-de-camp, dessen Grad und Obliegenheiten ungefähr denjenigen eines heutigen Adjutanten entsprechen, unter anderem sich auch der Bagagewagen anzunehmen. Er blieb an diesem Tage unverletzt, doch bekam sein Gepäck die feindlichen Kugeln zu spüren. So wurde der erste Band von Titus Livius römischer Geschichte, der sich bei demselben befand, von einer Kugel stark beschädigt, ıb Lindinner vor dem Titel des Buches zum Andenken die t anbrachte:

Souvenir de la bataille de Warbourg
1. août 1760.

Von General Lochmann (geb. 1700 in Zürich, gest. 1777) meldet unsere Quelle, daß er den Ruf eines höchst tapferen und energischen Offiziers genoß, der es aber nach damaliger Sitte auch sehr wohl verstand, im Kriege Reichthümer für die eigene Tasche zu sammeln. Als Sonderbarkeit berichtet Lindinner von ihm, daß er sich vor einem bevorstehenden Gefechte oder einer Schlacht stets zum Schlafen niederzulegen pflegte, wobei er seinem Adjutanten befahl: „Weckt mich beim ersten Kanonenschuß oder wenn eine Staffete oder Ordonnanz kömmt.“ Nahm die Affaire ihren Anfang, so machte er sich aus einem Bogen weißen Papiers eine große Kokarde, steckte sie auf seinen Dreizipfelhut und gieng zum Regiment vor die Front. Er sprach dann den Soldaten zu, daß keiner zurückbleibe und nahm zuweilen seinen Standpunkt zu Pferd vor der Linie oder blieb zu Fuß in der Front, den Degen in der Faust.

* * *

Menschenfreundlichkeit im Kriege.

Am zweiten Tage nach der Deroute der französischen Armee bei Warburg im Jahr 1760, welcher der Prinz Ferdinand von Braunschweig den Posten an der Diemel abgewinnen wollte und nach einem ernsthaften Handgemenge auch abgewann, befande ich mich noch parquiert und zuletzt kampiert vor der Stadt Corbach, mitten unter einem Gemisch von Flüchtlingen, entzwischen Gefangenen, Troß, Marketenderen und Gesindel der französischen Armee. Der tapfere damalige Brigadier von Lochmann wich im genannten Gefecht nicht von seinem Standpunkt, bis die Artillerie gerettet war, worüber er aber, nachdem er zu Fuß durch die Diemel gesetzt, in dieser ohne die Hilfe des wackeren Hauptmann Hirzel von Kempten vor seinem Regiment gesunken wäre. Zuletzt wurde er am andern Ufer von der englischen Reuterei gefangen genommen. Ich sah nun einen mit verwundeten Offiziers

von unserem Regiment beladenen Wagen gegen die Stadt daher fahren. Diesem folgte ich auf der Stelle. Man stiege vor dem Haus des Hrn. Pfarrer Kleinschmids ab, welcher seine Gäste mit schönstem Anstand empfienge und mit warmer Menschenliebe in seinem Hause besorgte. Als er meine Theilnahme an dem Schicksal dieser Offiziers in dem vertraulichen Ton unserer Unterredung wahrnahm, fragte er mich, ob ich auch zu diesen Herren gehöre und auf mein Bejahen die fernere Frage an mich thate, wo dann ich einquartiert wäre! Ich: Nirgendswo, mein ehrwürdiger Herr; ich kampiere unter allem dem Mischmasch außen vor dem Thor, wo man elender nicht sein könnte. Hr. Pfr.: Nun, mein Gott, das kann ja so nicht angehen. Kommen Sie zu mir ins Haus. Mit Betten gestehe ich, das ich nicht zum besten mehr versehen bin, denn nebst denen, welche Ihre verwundeten Freunde brauchen werden, habe ich noch einige ins Hospital abgeben müssen. Doch ein Zimmerchen, worin eine Bettlade und ein Strohsack, dabei reine Leintücher und statt der Decke meinen schwarzen tüchenen Mantel werden Sie die Güte haben, bei mir anzunehmen. Werden dann Morgens in der Frühe die verwundeten Herren Offiziere ihrem Entschluß gemäß abgereist sein, dann gebe ich Ihnen das beste, das ich im Hause habe. Ich: Gütiger, bester Herr Pfarrer, ich danke Ihnen von ganzem Herzen, muß Ihnen aber sagen, daß ich einige Leute bei mir habe, die noch mehr Ungemach ausgestanden haben als ich, und da würde ich mich schämen, Bequemlichkeiten anzunehmen und diese guten Leute in ihrer unangenehmen Lage zurückzulassen. Hr. Pfr.: Fürtrefflich! Aber da ist noch nicht davon die Rede, jemanden dahinten zu lassen. Nehmen Sie alle Ihre Leute mit sich. Auf diesem Hausgang machen wir Ihnen ein Strohlager und breiten Leintücher darüber; so sind sie doch unter Dach und in alle Wege besser aufgehoben als da, wo sie jetzt sind. Ich: Tausend Dank, würdiger Menschenfreund! Ich bitte um Vergebung, es ist nicht möglich. Hr. Pfr.:

Warum denn dies nicht? Ich: Darum, mein bester Herr Pfarrer, weilen ich auch noch 4 Pferde bei mir habe. Hr. Pfr.: (macht hierüber ein paar große Augen, es dauerte aber keine halbe Minute, so war er entschlossen) Stallung habe ich keine, aber die Pferde stellen wir in den Garten hiervorüber längs der Mauer. Ich konnte keine Sylbe mehr sprechen. Thränen des Dankes stunden mir in den Augen; ich drückte dem edlen Geistlichen die Hand und sagte ihm in gebrochenen Worten, ich wolle mit Sack und Pack zu ihm kommen. Das geschah. Ich zog mit 3 Personen, welche die Erlaubniß erhielten, im Hause ihre Küche zu machen, und mit 4 durch Strapazen fast zu Grunde gerichteten Pferden im Pfarrhof ein. Für einen Korporal und 4 Mann, die mir zur persönlichen Bedeckung gedient und das Glück gehabt hatten, unserem damaligen Feind, in dessen Hände sie gerathen waren, wieder zu entwischen und bei mir einzutreffen, veranstaltete ich anderswo Versorgung; ich aber ward Kostgänger des Menschenfreundes Kleinschmid und seiner würdigen Gemahlinn. Die Unterhaltung selbigen Abends und bei der Nachtmahlzeit ware allgemein zwischen denen verwundeten Offiziers und mir und hatte die Vergangenheit des Gefechts, die vermuthlichen Folgen desselben, die Ungewißheit, ob unser Chef, der Herr von Lochmann, noch am Leben oder nicht, und auf welche Seite sowohl das corps d'armée als unser Regiment sich möchte gewendet haben, zum Gegenstand. Nach Tisch führte mich mein liebreicher Wirth in's Schlafzimmer; da, gleich als wäre ich sein minderjähriger Sohn gewesen, schaffte er mich zu Bette. Den schwarztüchenen Mantel mit reinem Leintuch bestoffet, deckte er selbst über mich, segnete mich, löschte das Licht aus und verließ mich. Folgenden Tags ward mir das erledigte Ehren-Zimmer und Bette im Pfarrhof eingeräumt. Bei der Abendunterredung kamen wir auf meine eigene persönliche Geschichte; wie nämlich an dem Tag des Vorfalls bei Warburg die Equipagen-Kolonne, in welcher ich

mich befunden hatte außen für Mengerieghausen von der Generalbedeckung entblößt und verlassen, von den feindlichen Husaren und Dragonern angegriffen, geplündert und gefangen und zerstreut worden. Daß, nachdem ich meine Reitpferde verloren, ich mich in den an der Hand befindlichen Herrn von Lochmann zustehenden vierspännigen Wagen gesetzt und in selbigem unter Bedeckung eines feindlichen Kommandos als Gefangener in die späte Nacht durch unwegsame Gegenden bis in den Forst zwischen Gembach und dem Jagdhause geführt worden; wie wir daselbsten dann auf ein französisches Kommando zu Fuß und zu Pferd der Volontaires de Flandre gestoßen, durch welches die Feinde zerstreut und ich in Freiheit gesetzt worden; wie ich hierauf vermittelst meiner Sprachkunde mir vom Jagdhause einen Wegweiser verschafft, mit welchem ich mit meinem Wagen und den Volontaires über Stauden und Hecken einen Ausweg aus dem Forst gesucht; wie wir bald hernach abermalen von einem feindlichen Trupp angefallen worden, und als der Kutscher auf Zurufen der Volontaires in vollem Lauf gefahren, in der stockdunkeln Nacht aber sich nicht erkennen konnte, der Wagen, in dem ich saße, in eine Vertiefung hinabgestürzt, worauf ich sodann mit Hinterlassung des Wagens mich mit meinen Leuten zu Pferd gesetzt und mit den Volontaires, welche inzwischen die feindliche Parthie zurückgetrieben hatten, unter Führung eines neuen Wegweisers, den ich auf eine sonderbare Weise bekommen hatte, mitten und hart neben feindlichen Posten hindurch endlich bis gegen Ende der Nacht vor Corbach angekommen.

Ich entdeckte meinem aufmerksamen Zuhörer meine äußerste Verlegenheit über den Verlust dreier großer Portefeuilles, nämlich meines eigenen, jenes des Herrn von Lochmann und das von J., die sie mir in Verwahrung gegeben hatten. Ich sagte ihm, daß ich dem letzten Wegweiser ein Geschenk gemacht, worüber der

arme Mann in Erstaunen gerathen wäre, und ihm den gleichen Werth anerboten habe, wann er den gestürzten Wagen aufsuche, und mir die drei Portefeuilles aus selbigem bringen würde. Ich fügte aber bei, daß der Mann mir dieses abgeschlagen habe, mit der Erklärung, daß ich mich nun begnügen solle, für meine Person glücklich durchgekommen zu sein; daß er dabei warm genug gehabt habe, sich nun aber zur Aufsuchung des gestürzten Wagens nicht Muthes genug fühle. Der Herr Pfarrer bedauerte, daß es nun morgen Samstag sei, für ihn der Geschäftstag sei! Wäre dieses nicht, sagte er, so würde ich Ihnen morgen früh einen schwarzen Rock anziehen und mit Ihnen, als wären Sie mein Amtsbruder, auswandern, um den zurückgelassenen Wagen und die Portefeuilles aufzusuchen. Nach einiger Ueberlegung ward noch an der gleichen Nacht ein vertrauter Mann auf Entdeckung ausgesandt, welcher folgenden Tags ein vom Feld aufgehobenes beschriebenes Blatt aus meinem Portefeuille, aber weder Spur noch Anzeige von Wagen und Portefeuilles zurückbrachte. Ergötzend war für mich noch folgenes: Beim Erzählen von meinen zurückgelassenen und verlorenen Sachen gedachte ich auch eines Bagagekarrens, auf welchem nebst vielen andern Dingen auch ein Schweizerkäs gewesen sei. Seufzend unterbrache mich mein lieber Wirth mit den Worten: Ach! auch der Schweizerkäs verloren!

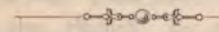
Den folgenden Abend waren wir übernachten im Gesträuch miteinander, woraus mir folgendes unvergeßlich ist: Hr. Pfr.: Erlauben Sie mir zu bemerken, daß, da Sie den Husaren unter den Händen gewesen, es nicht mehr gar gut um Ihren Beutel stehen kann. Ich: Allerdings, nur einige wenige doppelte Louis d'ors konnte ich retten. Hr. Pfr.: Je nun dann! mit den Leuten und Pferden, die Sie bei sich haben, kann das nicht weit langen. Hundert Thaler stehen Ihnen zu Diensten. Da aber auch dies nicht hinreichend wäre, sofern Sie sich etwa einen

Wagen anschaffen und damit nach Hause reisen wollten, so würde ich das mehrere, womit ich gegenwärtig nicht versehen bin, auf meinen Kredit hin für Sie borgen. Ich: Aber um Gotteswillen, mein Herr Pfarrer, was thun Sie da, was denken Sie! Mir, einem ganz landesfremden Mann, den Sie kaum ein paar Tage vor sich sehen, machen Sie dergleichen Anerbietungen; Sie, der Sie dann noch dabei Familie haben und vermuthlich nicht in Reichthum stehen. Wie bald könnten Sie nicht in die unangenehme Lage kommen, dergleichen großmüthige Handlungen bereuen zu müssen. Hr. Pfr.: (sanft lächelnd und mit einem über sein Angesicht verbreiteten Ausdruck von Seelenwürde) Gott hat mir bis dahin immer noch die Gnade erwiesen, mein Gefühl zu leiten und dies geschah auch im gegenwärtigen Fall. Ich, mit einer Rührung, deren Nichtvorhandensein wohl eine traurige Anzeige gewesen wäre, drückte den fürtrefflichen Geistlichen an mein mit Thränen benetztes Angesicht und sagte ihm, daß im Falle ich Nachrichten von Herrn von Lochmann und dem Regiment erhalten würde, es mir an Geld nicht fehlen dürfte. Wofern aber das Gegentheil sich ereignen sollte, würde ich sein großartiges Anerbieten mit tausend Dank annehmen.

Das erstere erfolgte: Ich erhielte von dem Herrn von Lochmann einen Kurrier aus dem Generalquartier in Wolfshagen, auf dessen Pferd ich mich alsdann setzte, dahin floge, Herrn von Lochmann abholte und in das Quartier zu Herrn Pfarrer Kleinschmid führte. Hier verbrachten wir dann noch einige Erholungs- und Ruhetage, während welcher ich den gestürzten Wagen mit den drei Portefeuilles und mehrere verlorenen Geräthschaften wieder zurückerhielt.

Während dem ward Hr. Kleinschmid eines Tages durch einen Aidemajor vor den Befehlshaber der Stadt beschieden, welcher ihn nach seiner Gewohnheit mit großer Heftigkeit anfuhr und ihm kränkende Vorwürfe machte, wie er sich habe unterstehen

dürfen, ohne die Erlaubniß eines Offiziermajors in die Hospitäler zu gehen und dann noch die Verwegenheit zu haben, bei den gefangenen Engländern und Hannoveranern aufrührerische Reden zu führen und selbigen Hoffnung zu machen, daß sie bald wieder auf freien Fuß werden gestellt werden, dessen er sich nicht mehr unterstehen und gelüsten lassen solle, sonsten u. s. f. Nachdem der Strom ausgebrauset hatte, antwortete Hr. Kleinschmid in sanftem und gesetztem Tone: Nur das Ernsthafte des Gegenstandes vermag mich des Lachens mich zu enthalten über einen solchen aus Mangel an Sprachkenntniß herrührenden Mißverstand; ich redete mit den Sterbenden von ihrer geistlichen Auflösung und Befreiung von Fesseln und Schmerzen, nicht aber von dem Zustand der Kriegsgefangenschaft; übrigens bezüglich der Hauptfrage, der Erlaubniß oder Nichterlaubniß, protestantische Kranke und Sterbende in den hiesigen Spitälern besuchen und besorgen zu dürfen, da nehme ich an, Euere Excellenz wisse, mit was Titel der König, Ihr Herr, Teyl am gegenwärtigen Kriege nimmt, wenigstens weiß ich es, daß dieser Titel ist die Aufrechthaltung des westphälischen Friedens und in Kraft desselben habe ich die Befugsame, ungefragt und ungestört Protestanten in hiesigen Landen, die meines Amtes und Dienstes bedürfen, selbigen zu leisten und dies gebietet dann noch überdies meinem Gewissen *mein Herr, der Herr Ihres Königs und Herrn.* Der Befehlshaber ließ es demnach hiebei bewenden und beurlaubte den würdigen Geistlichen ungefähr auf eben die grobe Art, mit der er war empfangen worden.



Fragment einer Autobiographie Pestalozzis.

([illegible] Zürcher Stadtbibliothek.)

[illegible] und An[illegible] [illegible] zogen ihn [illegible] der Bildung [illegible] Er hatte die [illegible] Talent [illegible] und dadurch des [illegible] aber auch [illegible] Ich weiß wenig von [illegible] Meine Mutter [illegible] und hatte in ihrem [illegible] Ich lebte in einem [illegible] [illegible] [illegible]

und weltlichen Behörden jedem bessern Jüngling zur Hand stellte und anpries.

Es war im eigentlichen Verstand eine verführerische Epoche, in die meine Jugend einfiel. Der Wohlstand der Stadt erhob sich plötzlich in eine mit dem vorigen Zustand unverhältnißmäßige Höhe. Männer, die in den 30er und 40er Jahren mit Hutten[1]) voll Kappen und Strümpfen oder halbseidenen Zeugen mit dem Stecken in der Hand zu Fuß auf Zurzach oder Frankfurt giengen, erhoben ihre Häuser zu Ansprüchen, die sich in politischer Hinsicht den Ansprüchen der ersten Familien der Schweiz gleich setzten. Der Geist der alten reichsstädtischen Mäßigung und Annäherung aller Stände ward in seinem Weesen erschüttert. Krämerglück machte die Befriedigung verschwinden, die die Masse der Bürger im Betreiben ihrer gewohnten Berufe und in den gesetzlichen Schranken derselben finden konnte. Neue Regimenter wurden in fremden Diensten errichtet, und es rührten aus diesen Diensten neue Anmaßungen und Unbürgerlichkeiten auch bei ärmeren Familien her. Die Gesetzgebung mischte sich zu Gunsten der gereizten Eitelkeit ein und begünstigte vielseitige Grundsätze, Ansprüche und Lebensweisen, die denjenigen der Vorzeit geradezu entgegenstuhnden. Aber die edelsten Männer sahen dieses alles mit Unlieb; es konnte ihnen nicht entgehen, daß die wahren Verhältnisse unserer Stadt und unseres Landes dadurch untergraben waren, daß der innige Zusammenhang aller Stände dadurch aufgelöst seye. Es konnte ihnen nicht entgehen, daß das Glück, das so unerwartet und zufällig im Großen Einzelne begünstigte, ihnen selbst über kurz oder lang wieder untreu werden müsse, indem es Sitten und Gesetze veranlaßte, die der Denkungsart und der Handlungsweise geradezu entgegenstanden, die zu Erhaltung dieses Glückes nothwendig gewesen wären, und indem sie der Eitelkeit frohneten,

---

[1]) Tragkörbe.

die Quelle des Glückes untergraben müßten, dessen Daseyn sie auf die verkehrteste Art zur Schau ausstellen wollten.

Diese Männer sahen voraus, daß diese neuen Anmaßungen keinen höhern Boden haben und zu Grundsätzen und Lebensweisen hinführen, die mit der Ruhe, dem Frieden und dem Hausglücke der Stadt und des Landes nicht bestehen können. Es war in diesen Zeiten noch hoher schweizerischer Gemeinsinn in den ersten Städten des Vaterlandes. Der Kulturgrad von Genf, Basel, Zürich, zeichnete sich in Europa aus. Bern hatte einen hohen Natursinn und auch seine Irrthümer und Anmaßung waren mit Edelmuth und höherem Sinn verschwistert. Luzern zeigte in starker Beschränkung innere Kraft und Mäßigung. Die Grundsätze des ganzen Bundes schützten noch hie und da die Rechte der Unterthanen gegen Angriffe des Magistratur- und Kanzleimuthwillens. Rousseau hatte den ganzen Ueberrest humaner und vaterländischer Gesinnung in Anspruch genommen und einen allgemeinen Enthusiasmus für die Würde der Menschennatur, für Erziehung und Rechtlichkeit hervorgebracht. Iselin, Bodmer, Breitinger waren in ihren besten Jahren, die Edelsten und die Eitelsten unserer Magistrate suchten ihre Freundschaft und ihre Achtung, und die Opposition gegen Derbheit, Verfänglichkeit, Undelikatesse, Gewaltthätigkeit in bürgerlicher Hinsicht schien im Vaterlande ein entschiedenes Uebergewicht erhalten zu wollen. Lavater griff einen ungerechten Landvogt in Verbindung mit edlen zürcherischen Jünglingen, Heß und Füßli, ganz im Geist der Stifter unserer Freiheit an und stürzte ihn trotz seines Ranges und seiner Verbindungen zu Boden. Lavaters Schweizerlieder sind ein ewiges Denkmal dafür, zu welchen hohen Gefühlen für das Vaterland sich der Zeitflug der Jünglinge dieser Epoche emporheben wollte. Aber unser Scheinglück war zu groß. Das neue Geld verdarb, stärkte das alte Verderben, das schon da war, ohne Maß. Der Patriotismus war Modesache und als Mode-

sache von denen, die die Regierungsgeschäfte leiteten, bloß als Kleid und nicht als Wesen ihrer Handlungsweise benutzt. Er konnte nicht besser benutzt werden, er war würklich Sache der Mode, in welchen diejenigen Menschen, die man in der Welt eigentlich die solideren heißt, weniger die oberflächlicheren und die unzuverläßigeren, hineinkamen. Schöngeisterey und Uebertreibung mischte sich allenthalben ein und trotzte hie und da dem bon sens. Das begünstigte das Spiel der Selbstsucht und Anmaßung gegen den patriotischen Einfluß von allen Seiten. Bodmer selbst führte seine Jünglinge in eine träumerische Existenz und hatte keinen Sinn für den Grad der Kraftanstrengung, den bürgerliche Unabhängigkeit mit jedem Jahrzehend mehr forderte; er gab dem leeren Wichte zu viel Werth und führte seine Jünglinge zu idealischer Hoffnung des Lebens wie später Lavater zu idealischen Hoffnungen des Himmels. Es ist gewiß, daß in dieser Epoche Herz und Kopf der Kinder auf Gefahr ihrer Ruhe und ihres Glückes und ihrer Kraft selbst in Anspruch genommen ward. Es war ein Treiben und Drängen ohne Maaß, sich als Genie zeigen zu können. Einige, die Kopf hatten, zogen sich leicht aus dem Spiel, machten Verse, mahlten, lernten Griechisch und studierten den Wolf und den Baumgarten.

Mein Loos war mir nicht so freundlich geworfen. Ich wollte thun was die andern sagten. Ich war für jede Sache des Herzens lebhaft, und meine Neigungen lenkten gewaltsam dahin, Ehre und Liebe mehr auf der Bahn der Aufopferung und Wohlthätigkeit als auf derjenigen des Denkens und Forschens zu suchen. Kaum dem kindlichen Alter entronnen war es meine Freude, jüngere Kinder an mich zu ziehen und sie zu den höhern Gefühlen der Vaterlandsliebe und zu einem anstrengungsvollen Leben auf irgend einer nützlichen Laufbahn anzuführen. Es ward Sitte, daß sich die bessern Jünglinge unter sich selbst zu höhern Zwecken vereinigten und sich in wissenschaftlicher und bürgerlicher Hinsicht zu

einem thätigen und verdienstvollen Leben aufmunterten und vorbereiteten. Ich war einer der Thätigsten. Lavaters Beyspiel trug außerordentlich viel dazu bey, mit Richtigkeit über den Schlendrian der Winkelpolitik und der Anmaßungen einer schwachen Stadtregierung zu urtheilen. Der Zeitpunkt konnte hiezu nicht anregender sein; der Geist des alten gouvernements, sein stolzer bürgerlicher Gemeinsinn war verschwunden, und die Anmaßungen einer neuen Politik standen noch hosenlos und unbekleidet da. Die Gewaltthätigkeit der neuen Zeit lobte die Alte, die sie tötete und lebte für sich selbst in neuen Grundsätzen, die sie im Mund des Bürgers als verderblich und rechtlos verdammte. Die Geistlichen füllten ihre Predigt mit Stellen aus Klopstocks Messias. Die Bibelsprache, die das Volk verstand, war verächtlich gemacht und der Bibelmuth, den das Volk liebte, und mit dem unsere alten Geistlichen die Aristokratie, indem sie sie milderten, sicherten, durfte sich auf der Kanzel nicht mehr zeigen. Die Sprache unserer alten Geistlichen, die die offene Censur der Höheren wie der Niederen waren, durfte nicht mehr laut werden. Des Geschwätzes über Freiheit und Recht war immer mehr. Aber der Grundsatz fing an, immer lauter zu werden, daß Niemand recht wisse, was Freiheit seye und der Fall war würklich da — die Formen der Freiheit waren allenthalben entheiliget. Nach diesen alten Formen ware die Stadtgemeinde ihr eigener Gesetzgeber. Die höchste Gewalt war im bürgerlichen Ausschuß der Gemeinde ab den Zünften. Er gab dem Individuum keinen eigentlichen Rang; es war die Achtung, die sich der gemeine Bürger auf seiner Zunft oder bey den Vorgesetzten seiner Zunft erwarb. Auch die kleinen Rathsstellen waren zum Theyl von gemeinen Zünften besetzt.

Jakob Redingers reise in das Türkische Heerläger, wie es ihm dort, und in der rukreise ergangen. 1664.

Nach dem Original im Staatsarchiv in Zürich veröffentlicht von Fr. Zollinger. Mit Kärtchen.

I.

Ursachen diser vorgenommenen reise.

Nachdem ich im jahr 1663 mit Churpfaltz und Dero Kirchenrath vil und lang wegen der Offenbarungen Cotteri Poniatoviae, Drabicy[1]) gehandelt und wider ihr scharpfes abmahnen daruff beharret, daß sie wahrhafftig Göttlich seyen, und durch den Türken baldest werden wahr gemachet werden: kame mich ein solcher unwiderstreblicher trib an, gedachte Offenbarungen dem König in Frankreich zu überräichen, daß mich weder weib noch kinder, freündschafft, geistliche, auch mit bedrohung der banden nicht davon abhalten mögen. Bin deswegen im Junio 1664 in Frankreich gereiset, und habe sie durch M. de Lyonne dem König, selbs aber dem Marschalk von Tyraine, und dem Ertzbyschoff zu Parys eingehändiget, welcher letzte mich 14 tag lang anfgehalten und wollen, daß ich länger bleiben und mit den Theologis hievon gespräch halten, und probieren solte,

---

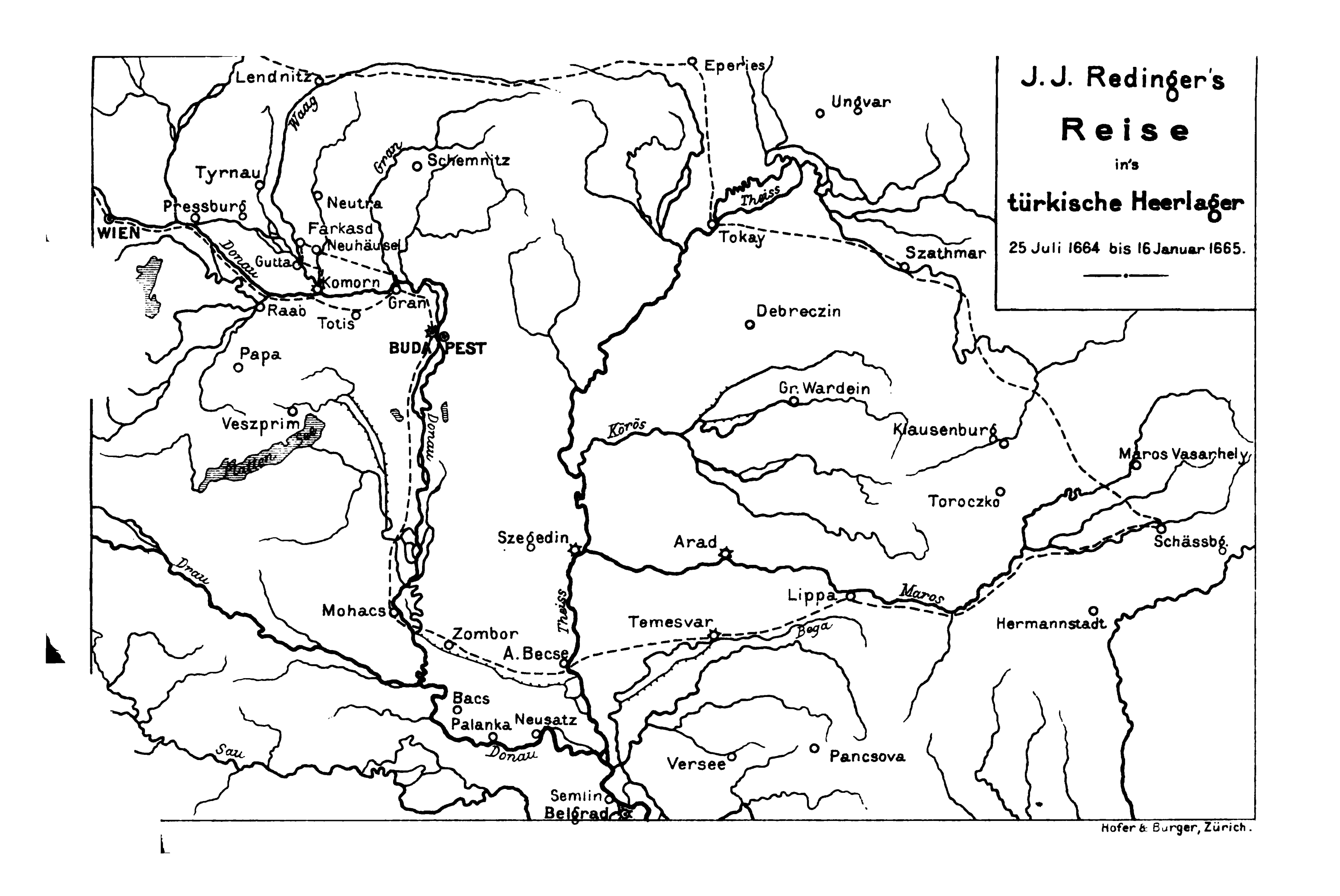
[1]) Vergleiche pag. 97.

daß sie Göttlich wären. Deme ich geantwortet, daß ich nach meiner Rectorstelle[1]) eilen müße, nebens dem kein Zehrgelt mehr hette u. in der History würden sie gründe gnug finden, daß sie Göttlich wären. Inner der Zeit kamen von den Keyserischen Gesandten von Regenspurg aus klagen wider mich, und ein Verweis an Churpfaltz, daß sie einen solchen mann in ihrem Land duldete, der da ungescheühet von dem Fall des Bapsthums, und des Hauses Östenreiches redte und Churpfalz empfande es auch übel, daß ich ohn ihr vorwißen in Frankreich reisete: dann ich von dem Kirchenrath nur 6 wochenlang urlaub genomen, mit meinem weib nach Zürich zureisen. Endtlich ergrimmete Churpfaltz, als ich Ihr das Gesicht über die Pfaltz übergabe, von deroselben über ziehung, einnemung und entweichung der frauen Degenfeldin in Frankreich. Aus welchen ursachen mir auferlegt worden, mit weib und kinderen inner acht tagen aus der Pfaltz zu ziehen.

Welches ich für mein person auch thate, und in dem abscheid vor Kirchenrath sagte, weil die Christen disen Offenbarungen nicht glauben wolten, so wolle ich zu den Türken reisen, ihnen solche eröffnen und hören, was sie davon halten. Name deshalben meinen weg nach Frankfurt, Erfurt, Leipzig, wo ich konnte, als redte ich mit den jüdischen Rabinen, sagte ihnen den innhalt diser Offenbarungen, sonderlich ihre nahe bekehrung. Der Rabi zu Frankfurt fragte mich und anderem, ob ich ein weib habe, dann ein Prophet müße kein weib haben und welches ich ihm widersprache mit vermelden, daß ich kein Prophet wäre, worauf er sagte, es wäre unlängs auch ein mann bey ihm gewesen, der ihm dergleichen anzeigte. Zu Erfurt (welches in der acht ware) zeigte ich die bücher den Burgermeisteren, welche sie mit auf das Rathhaus namen, und einen Prediger, M. Hogel mit mir davon

---

[1]) In Frankenthal in der Pfalz.

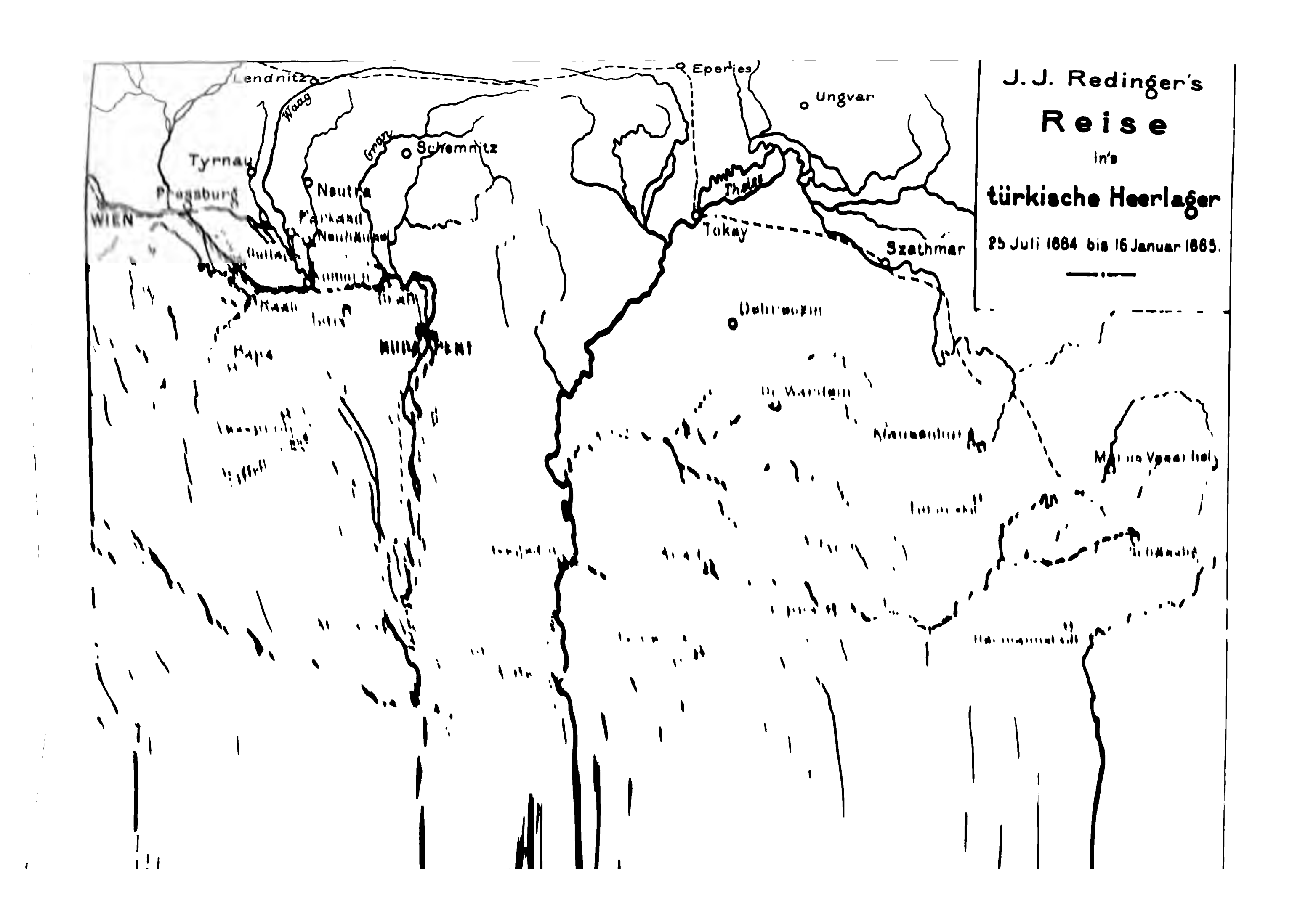


J. J. Redinger's
Reise
in's
türkische Heerlager
25 Juli 1664 bis 16 Januar 1665.
Lendnitz
Eperies
Ungvar
Waag
Gran
Schemnitz
Tyrnau
Neutra
Pressburg
Theiss
Tokay
Szathmar
WIEN
Farkasd
Neuhäusel
Donau
Gutta
Komorn
Raab
Totis
Gran
Debreczin
BUDA
PEST
Papa
Gr. Wardein
Veszprim
Donau
Körös
Klausenburg
Maros Vasarhely
Toroczko
Szegedin
Arad
Schässbg.
Drau
Theiss
Lippa
Maros
Mohacs
Hermannstadt
Temesvar
Zombor
Bega
A. Becse
Bacs
Palanka
Neusatz
Sau
Donau
Versee
Pancsova
Semlin
Belgrad
Hofer & Burger, Zürich.

daß sie Göttlich wären. Deme ich geantwortet, daß ich nach meiner Rectorstelle[1]) eilen müße, nebens dem kein Zehrgelt mehr hette u. in der History würden sie gründe gnug finden, daß sie Göttlich wären. Inner der Zeit kamen von den Keyserischen Gesandten von Regenspurg aus klagen wider mich, und ein Verweis an Churpfaltz, daß sie einen solchen mann in ihrem Land duldete, der da ungescheühet von dem Fall des Bapsthums, und des Hauses Östenreiches redte und Churpfalz empfande es auch übel, daß ich ohn ihr vorwißen in Frankreich reisete: dann ich von dem Kirchenrath nur 6 wochenlang urlaub genomen, mit meinem weib nach Zürich zureisen. Endtlich ergrimmete Churpfaltz, als ich Ihr das Gesicht über die Pfaltz übergabe, von deroselben über ziehung, einnemung und entweichung der frauen Degenfeldin in Frankreich. Aus welchen ursachen mir auferlegt worden, mit weib und kinderen inner acht tagen aus der Pfaltz zu ziehen.

Welches ich für mein person auch thate, und in dem abscheid vor Kirchenrath sagte, weil die Christen disen Offenbarungen nicht glauben wolten, so wolle ich zu den Türken reisen, ihnen solche eröffnen und hören, was sie davon halten. Name deshalben meinen weg nach Frankfurt, Erfurt, Leipzig, wo ich konnte, als redte ich mit den jüdischen Rabinen, sagte ihnen den innhalt diser Offenbarungen, sonderlich ihre nahe bekehrung. Der Rabi zu Frankfurt fragte mich und anderem, ob ich ein weib habe, dann ein Prophet müße kein weib haben und welches ich ihm widersprache mit vermelden, daß ich kein Prophet wäre, worauf er sagte, es wäre unlängs auch ein mann bey ihm gewesen, der ihm dergleichen anzeigte. Zu Erfurt (welches in der acht ware) zeigte ich die bücher den Burgermeisteren, welche sie mit auf das [illegible]hhaus namen, und einen Prediger, M. Hogel mit mir davon

[1]) In Frankenthal in der Pfalz.



J. J. Redinger's
Reise
in's
türkische Heerlager
25 Juli 1664 bis 16 Januar 1665.
Eperjes
Ungvar
Lendnitz
Waag
Gran
Schemnitz
Tyrnau
Neutra
Pressburg
WIEN
Tokay
Theiss
Szathmar



sprechen ließen, welcher sie durchsahe und ihnen beyfall gabe, under anderem mit dem Spruch St. Pauli: Dämpfet den Geist nicht u. s. w. Als der Burgermeister zu Leipzig den titel gelesen, sprach er: was will das werden? gab mir die bücher, und gieng in das Rathhaus.

Chursachsen ware nicht zu Dresden, als ich dahin kame, sondern 8 meilen davon auf der hirschjagt, deswegen ich niemand ansprache.

Zu Prag schwiege ich hievon still, und reisete mit etlichen Proviantwagen auf Wien zu. Ich verwunderte mich, daß so eine geringe besatzung in der Statt ware, auch niemand auf den päßen wacht hielte, die sie ein jahr zuvor wegen der Tartaren einfall verhauen hatten. Große klag ware von den einwohneren des landes, wegen allzuviler harter auflagen, die sie schwerlich mehr ertragen möchten.

Zu Wien traffe ich an ein newes frantzösisches Regiment zu pferd, trefflich volk, des gewesnen Abts Richelieu, welches aber wegen gemacheten stillstandes mit den Türken zu keinem treffen kam, worüber es sich zu tod gremmete.

Ich kauffte alldar 20 ℔ mineraliae zum heilpulfer (pulvis sympatheticus), damit mann alle frische blutende wunden, sie seyen gehauen, gestochen, geschossen, u. s. w. in kurtzer Zeit gleichsam ohne schmertzen heilet, wie ich dann zu Parys einen schweitzer, namens Benedict Prägler inner fünf tagen von zweyen schüssen geheilet hatte. Dises pulfer ware mein Vorwand, daß ich zu unserem Kriegsheer ziehen, und die Verwundete in dem nechsten treffen heilen wollte.

Zu Wien begabe ich mich auff die Donaw in ein schiff, welches Proviant nach Comorrha*) führete.

Zu Preßburg ware ein schiffbruck geschlagen, worüber unsere

*) Für diese und folgende Ortsbezeichnungen verweisen wir auf das beigefügte Kärtchen.

Völker zurück kamen, und gegen Tirnauw zogen. In der vorstatt lagen vil krankne soldaten auf den gassen, welche hülf= und rathlos ellendiglich verschmachten müßten.

II.

Plünderung von den Heyduken, fahnung von den Bauren; wunderliche erledigung, und widererstattung des geraubten guts.

Zu Comorrha lag ich acht tage still, und dachte auf alle weise und wege, wie und wo ich ehest zu den Türken übergehen möchte. Damit ich aber in keinen verdacht bey der besatzung und den einwohneren käme, gabe ich mich des ersten tags bey des Graffen von Buchheims (der zuvor krank nach Wien geführt ware) Obersten Leütenant an und sagte, daß ich unserem Heer= zeüg nachzuge, die verwundete mit dem heilpulfer zu heilen: wann nur iemand verwundet von dem Volk ankäme, bete ich mir solches zu offenbaren. Bey den bedienten der besatzung, auch bey den Hungarn gabe ich mich gleichfahls an und wandelte alle tage auf beyde seyten gegen der Donauw zu den überfahrten (dann Comorrha ligt am ende oder spitze der Insel Schütt und wird zu beyden seiten von der Donauw beflossen) mich gesehen und bekant zu machen, auch acht zu geben, was volk, und wohin es übergeführt wurde. Eins kamen etliche Deutsche soldaten von Dotis, mit denen machte ich mich bekant und fragte sie, wie weit Dotis von Comorrha läge, und wie weit die erste Türkische Stadt von ihnen: welche mir sagten, Dotis lige vier stund von Comorrha, und Graan lige auch 4 in 5 stund von Dotis, welches die Türken innhetten. Hierauf machte ich meinen anschlag, wie ich under dem schein nach Dotis zugehen, den abweg nach Gran nemen möchte: ließe mich deshalben eines tags nach mittag auf die selbe seite überführen. Groß wunder ware es, daß mich die zum schiff bestellete wacht nicht zu red setzte, weil ich als ein

Deütſcher allein mich neben Hungariſchen gehuldigten bauren überführen ließe. Es fuhren dazumahl auch zwen pfaffen mit über von der beſatzung, welche mich bey dem Oberſten Leütenant geſehen hatten. Diſe fragten mich, wohin ich alſo allein wolte: ich ſagte nach Dotis, da wären zwen verwundte ſoldaten, die wolle ich heilen. Sie wußten nichts davon, antworteten ſie, daß verwundte dort wären, warneten mich daneben, ich könne vor den Huſaren, Heyduken, oder auch ſtreifenden Türken nicht hinkommen: denen begegnete ich, ich wolte des nachts hingehen, und mich ſo lang in dem nechſten dorff Suun aufhalten. Als ich des abends zu dem dorff Suun ausgehen wolte, wehrten mir es die bauren auch und mißriethen mir den weg wegen der ausgerittenen Huſaren. Ich aber wolte mit gewalt fortgehen, in deme kamen etliche Huſaren zuruk, die mich kurtzumb nicht fortgehen laßen wolten: bliebe alſo übernacht bey einem bauren, welcher Lateiniſch verſtunde, der mir rathete morgens einen bauren, der Deutſch konnte, zum geleitsmann mitzunemen, und meinen pak von 40 pfunden zutragen. Ich dingete deshalben den bauren noch ſelbigen abend, und gienge morgens mit ihm gegen Dotis. Underwegs fragte ich ihn von dem zur linken vor uns ligenden gebirge, der ſagte mir, daß Graan umb ſelbige gegend lige u. ſ. w. Als wir auf ein ſtund gegen Dotis kamen, ließe ich den bauren zurukgehen, wartete ein weil, ſchluge mich hernach auf die linke hand, und gienge über vil hügel und durch büſche, daß ich auf zwo ſtund wegs nach Gran kame. Ich betete eiferig, daß mir Gott vollends ohne anſtoß durchhelffen wolte: aber ſiehe, unverſehens ſtieße ich in einem buſch auf zwey Heyduken, welche auf Türken paßeten. Als mich der erſte erſahe, wolte er auf mich zuſchießen: doch weil er mich ohne geſchoß ſahe und daß ich den Degen nicht zukte, mich zu wehren, hinderhielte er, mit dem aufgezogenen rohr auf mich zugehend, und ſeinem geſellen ruffende, welche als ſie mich ergriffen, wolten ſie vil mit mir reden, ich aber verſtunde ſie

nicht, ohne das ich merkte, daß sie fragten, wo ich hin wolte, denen ich antwortete, Dotaba (nach Dotis): Da wiesen sie mir auf die rechte hand, und sagten, daß ich nahe bey Ostergan (Gran) wäre. Endlich mußte ich ihnen das felleisen öffnen, daraus sie namen, was ihnen beliebte, nemlich fünfzehen dukaten, einen silbern becher, hals- und nastücher: damit giengen sie davon und ließen mich allein sitzen. Da bedenkte ich mich, ob ich fort oder zurukgehen wollte und wurde des sinns, in Gottes-namen doch fortzugehen. In deme kamen etliche bauren daher, welche mir vollends namen, was die Heydukеn übergelaßen und führten mich gefänklich an die Donau, die ungefehrd ein viertelstund davon ware. Auff welcher ein schiff voll volk mit einer geistlichen person über sich hinauf fuhren, in dieses schiff führten mich die bauren, und sagten dem geistlichen, wie und wo sie mich angetroffen. Dieser fragte mich alles aus, wer ich, und woher ich bürtig wäre, wohin ich gewolt habe u. s. w. Auf mein antwort und ausreden war das sein schluß, daß mann mich zuruk nach Comorrha zu dem festungsverwalther führen und allda die warheit meinetwegen vernehmen werde: ich stellete mich dergleichen, daß ich deßen wol zufrieden und froh wäre, daß ich wider nach Comorrha käme. Hiemit gelangeten wir an eine kleine Insel in der Donau, da stiege alles aus und begabe sich ein ieder in seine hütte, dann es waren geflüchtete leüth, derer dorff von den Tar-taren abgebrandt ware. Der geistliche name mich mit, ließe mir zueßen geben, und offenbarete sich, daß er ein Pfarrer wäre von dem Schweitzerischen Glaubensbekantnus: worüber ich mich ver-wunderte, dann ich biß dahin nicht gewußt, daß die einwohner zu Comorrha und weit hinunter der Donau nach zu beyden Seiten meist refermirter Religion wären. Auf das eßen führte er mich zu dem Richter, welcher befohlen, daß mich zwey männer in einem schifflein in das näheste dorff zu dem Superintendenten führen solten: der mich freündlich empfangen, nach dem er gehört

und aus dem Pfältzischen Zeügnis gesehen, daß ich von Zürich wäre. Er fragte mich auch alles aus und nach dem er mein plünderung vernomen, hatte er großes mitleyden, mir versprechende, wo möglich wider zu dem meinigen zu helffen, wann die Heydukken von seinen Zuhöreren wären, welches er erforschen wolle, deshalben er dann noch selbigen abend nachfragte, bis daß er erfahren, daß die Heyduken aus seinem dorffe waren. Als ich morgens mit ihm in die Kirche zum allgemeinen gebett gienge, fragte er mich vor der Kirche: ob ich den Heyduken wol kennen wolte, der mich erstlich angegriffen, wann ich seiner ansichtig wurde: und damit beschauete ich den mann, der bey ihme stunde, und sagte: Diser ist es (deßen ich vor der frag nicht geachtet). Er hierauf: Sey getrost, dein gut soll dir wider werden, dann es sind noch gute Christen, die dich geplünderet haben. Nach dem gebett brachte der Heyduk die mir abgenomene sachen in das Pfarrhaus, deme ich eine Dukaten verehrte, die ich ihm erst vor der plünderung geben wollen. Weil ich nun sahe, daß ich under vertraueten leüthen was, zeigte ich dem Superintendenten die Offenbarungen, worüber er sich verwunderte, vermeldende, sie hetten wol etwas von des Drabicy Offenbarungen gehöret, aber nichts grundliches, vil weniger daß sie die im druk gesehen. Als er nun hieraus merkte, daß mein vorgeben, nach Dotis zu gehen ein vorwand oder schein wäre und daß ich etwas anders vorhaben mußte, name er mich folgenden tags besonders in seinen weinberg und beredte mich under dem versprechen der geheimhaltung und verschwigenheit, daß ich ihm bekante: ich habe wollen zu den Türken nach Graan; und von dar zu dem groß Vezier in das läger gehen, Ihme diese Offenbarungen zu übergeben, dabey vermeldende, daß ich derentwegen im bann oder in der acht wäre im Römische Reich. Hierüber bestürtzte er sich anfangs: doch da ich ihm zu gemüth führete der Türken bekehrung zum Christenthum, und er sich des ruhigeren zustands

und den türken als under dem H. Österreich erinnerte, da sterkte er mich in meinem vornemen, uud sagte, daß er mich des nachts in einem schifflein nach Graan führen laßen wolte, wann nicht bereits der ruff und die sag in dem dorff von mir wäre, daß ich hette wollen zu den Türken übergehen. Er rathete mir, daß ich mit geleitsleuthen wider nach Comorrha kehren, und mit rath des eltesten Pfarrers alldar sehen solte, wie ich über die Donau kommen möchte: ließe mich deshalben morgens durch etliche Heydukén wider nach Comorrha begleiten. Eh ich in die Stadt gienge, sprache ich ein bey dem Pfarrer zu Suun, welcher alle mittel suchte, mich entweder in einem großen schiff, welches hew nach Graan führen solte (dann die dörfer zwischen Comorrha und Graan müßen den Christen und Türken steur geben) oder in einem kleinen schifflein nach Graan führen zu laßen: aber die schiffleüthe wolten dise gefahr nicht auf sich nemen, iedoch verschwiegen sie unseren anschlag. Derwegen kame er mir nach in die Stadt, und halffe den anschlag machen, daß mich zween studiosi des abends ein viertel stund oberhalb der stadt über die Donau führen solten: als wir aber an dem bestimmeten orth des schiffleins erwarteten, sihe da hatte ein jung mein felleisen nicht in das schifflein getragen, daß also auch dieser anschlag zu nichte ward. Endtlich gabe der Rector der Schule (gewesener Pfarrer zu Neuheusel) den rath, ich solte noch etliche tage verzeihen, biß daß der Pfarrer von Forgatsch mit einem schiff herunter käme, mit welchem ich zurückfahren, und durch deßen hülf über die Donau und wag kommen möchte. Ich konnte mich bey disen anschlägen nicht gnug verwunderen; theils über der Pfarrern hülf und anschläge, unangesehen der großen gefahr, in die sie sich mit mir stekten, wann die besatzung etwas hievon vernomen hette; theils über das große vertrauen, daß die Pfarrer zu ihren zuhöreren hatten, die mir durchhelffen solten: sonderlich daß sich die zwen studiosi so willig und gehorsam auf das zusprechen der

Pfarrern darein schikten. In Deutschland mußte ich solch vertrauen und gehorsame der zuhöreren schwerlich zu finden.

III.

Gefahrliche Überfahrt über die Donau und Wag.

Weil der Pfarrer von Forgats etwas einfaltig ware, der mein Vorhaben mit den Türken nicht verstehen solte, wann mann ihme dasselbige offnete, zumahlen er der Türken freünd nicht ware, als die sein dorff geplündert und in die huldigung genomen hatten, daß er kein einkommen von seinem dienst eine geraume Zeit hatte: also daß er sein nahrung suchen mußte mit kohl und obst nach Comorrha zu führen in einem schiff, welches ihm von dem Stattverwalther erlaubt ware, weil er sich bey der Türken einfall mannlich gehalten, und einen vornehmen Türken mit deßen eigenem sabel erlegt hatte: so mußte ich einen anderen vorwand gebrauchen, zu unser besatzung in Neütra zu kommen, weswegen mich die Pfarrer ihme befohlen, daß er mich mit hinauf auff der Donau neme, und zu Forgats über die Waag helffe, fuhren also zwo meil wegs nach Kutta etliche schantzen und wachten vorbey, da ich im befragen vorgegeben, daß ich zu unserem Heerzeug nach Schintau wolte. Underwegs sahe ich zween gespißete Hungarn an der Donau, deren der einte nur ein weib über die Donau geführet hatte, die zuvor bey den Türken gewesen: der andere aber unser volk den Türken verrathen wolte. Da gedachte ich: mein Gott, dises oder eines harteren todes mußtest du auch sterben, wann du in dem übergehen ergriffen wurdest. Gott aber sterkte mich im geist, daß ich unangegriffen durchkommen solte. Von Kutta aus, da die unserige eine schiffbruck über die Donau hatten, giengen der Pfarrer und ich zufuß nach Forgats, wegen minderer gefahr der Tartaren, die zu Zeiten an der Waag auf die schiffe laureten. Under-

wegs, und über dem nachteßen fragte ich den Pfarrer, wo und wie weit Neütra lige, daß er mir die straßen dahin bedeütete; wie auch nach Newheüsel (damit ich nicht etwan irr gehe, und den Tartaren oder Türken in die hände gerathe). Ein stund in der nacht führte er mich über die Waag, wünschte mir hertzlich glük auf die reise. Ich gienge die halbe nacht bei halbem mondschein bald dise, bald jene straße, bald ohne wege über die Heyde und für abgebrannte dörfer (dann die Tartaren hatten in die zehen meil umb Neuheusel alles abgebrant). Da der Mond undergegangen, setzte ich mich nider bis an den morgen. Als es tag worden, sahe ich Neütra etwan drey stund vor mir auf dem berglin ligen, und daß ich weit irr gegangen auf die linke hand: schluge deshalben wider auf die rechte gegen einem großen gebew, das ich von ferne sahe. Auff diser straße überfiele mich der schlaff, daß ich mich deßen nicht mehr erwehren möchte, gienge derhalben von den straßen in ein mit unkraut bewachsnen aker ligen, damit mich von den etwan vorbey reisenden niemand sehe: dann die straßen waren sehr befahren und beritten, wie mich dauchte, meist des grases oder futers halber, das mann da herumb aus dem läger holete. In dem schlaff traumte mir, daß mir vil meiner sachen genomen wurden. Nach dem schlaff gienge ich einem hügel zu, darauff ich eine reüterwacht sahe: als die mich erbliket, schikte sie einen reüter mich einzuholen: als er zu mir nahete, stekete ich mein weiß halstuch an einem steken in die höhe zum zeichen des fridens, oder daß ich ein bott wäre. Da er zu mir kommen, fragte er mich, wo ich hinwollte: weil er aber keinen Türkischen bund auffhatte, und also vor einem Hungarischen reüter nicht zu erkennen ware, wolte ich ihm nicht antworten, damit ich mich selber nicht verriethe. Dann hette ich gesagt nach Newheüsel und er von Neütra gewesen wäre, so hette ich mich [illegible]s angegeben, daß ich zu den Türken übergehen wollen: hette [illegible]gt, nach Neütra, und er ein Türk gewesen, so hette mann

mich als einen gefangnen gehalten. Schwiege derhalben, biß das ich zur hauptwacht gebracht wurde. Der reüter name mir alsobald das felleisen ab, und durchsuchte es, ob er gelt darinn finden möchte: ich hatte aber zuvor das gold bey mir versteket und hielte allein etliche orth guldens[1]) in dem sekel, die er genomen samt dem schlößlein und meßer, die er mir aber wider geben. Als ich die hauffen Türkische bünde sahe, dankte ich Gott hertzlich, daß ich recht gegangen ware und dise vorwacht bestunde etwan in 1000 reütern, ungefehr 2 stund vom läger bey Newheüsel: das große gebeü ware ein lusthaus des Bischoffs von Newheüsel, aber nun gantz verherget. Under disen reüteren waren etliche Italiener, welche Italianisch mit mir redten, mich fragten, woher ich käme, und wohin ich wollte: denen ich antwortete, ich begere zu dem großen Vezier, und bette, daß ich zu ihm geführt werde. Sie wolten die ursachen gern wißen, denen ich sagte, ich hette Ihm gewiße bücher zugeben, und sonsten mundlich mit Ihm zu reden. Darauf ließe mir der Bascha oder Oberste zueßen geben.

IV.

Erste verhörung bey dem großen Vezier, in beyseyn ihrer in die fünfzig Baschen, Beegen und Agen[2])

$\frac{30}{20}$ Herbstmonat.

Nach dem eßen führte mich ein vornehmer Türk mit vier reüteren in das läger in des großen Veziers gezelt: ein reüter name mir das felleisen ab, ein ander die 20 pfund heilpulfer, der aber zurukbliebe, und das pulfer enthielte, und also meinen traum wahr machte. Er hatte es aber nicht gebrauchen können, als der nicht wußte, was es ware und, wozu es diente. Im

---

[1]) Viertelgulden.

[2]) Pascha, Beg (Bey), Aga: Titel für höhere türkische Beamte im Militär und Civil.

hinreiten fragte mich der führer offt, ob ich ihm meinen Degen verehren wolte, welches ich ihm abschluge; er aber behielt ihn doch, dann da er in sein Zelt gekommen und seinen sabel abgelegt (dann mann erscheinet ohne sabel in des groß Veziers gezelt) da bliebe mein degen auch zuruck, dann ich hernach noch ihn, noch sein gezelt erfragen können.

In der eyrunden Zelt saßen zu beyden seiten rund umb in die 50 vornehmer Herren, meist alt, mit großen runden bärten, als wann es etwa lauter rathsherren wären, nach ihrer weise auff dem boden, der mit tepichen belegt ware: der groß Vezier[1]) saße allein etwas erhöhet auf 2 küßen oder pulster an den ruken gelänet. Anfangs ließe er durch einen deutschen diener mit mir reden, der mich fragte, woher ich käme: ich sagte aus Deütschland, daraus ich verbannet wäre, begere derhalben schirm under ihnen. Als er die ursachen der Verbannung fragte, antwortete ich und erzellete: ich habe etlichen fürsten des Reichs gesagt, daß Gott die Christenheit noch vil härter durcheinander selbs und sonderlich durch die Türken und Tartaren heimsuchen werde, die auch Wien und Rom einnemen und verstören werden: worauf die Christen in sich selber gehen, die abgötterey und andere schwere laster abschaffen, sich in der Glaubenslehr vereinigen, und ein rechtes wahres thatchristenthum anstellen werden: zu welchem sich sie, die Türken, Juden und Heyden, werden bekehren zc. Hierauf ließe mich der groß Vezier fragen, ob ich ein Mathematicus wäre und solche dinge aus dem gestirn vorsagte. Ich sagte nein, sonder ich hette es aus sonderbaren bücheren und Offenbarungen. Er ließe fragen, ob ich die bücher bey mir hette, und als ich mit ja antwortete, ließe er den ordenlichen Dolmetscher holen: der mich alles umbständlicher fragte, under anderem auch, was ich für sprachen könte. Deme ich geantwortet, ich verstehe etwas

---

[1]) Achmed Köprili, geb. 1626, Großvezier 1661—76.

Hebreisch, Griechisch, Italianisch, Frantzösisch u. s. w. Darauf mußte ich etwas Hebreisch sagen: ich fienge an das 1. Capitel des 1. buchs Mosis zu erzellen: er selber redete etwas Griechisch und Italienisch mit mir. Als ich meldete, daß die Türken solten zum Christenlichen glauben bekehret werden, da sahe er und die überige Herren ernsthafft mich an, und ließe mich fragen: Ob ich ein Türk werden wolte. Ich antworte lächlende, nein, es seye unmöglich: weil ich steif und fest glaube, daß die Türken in kurtzen jahren Christen werden solten. Endlich fragte er, ob ich iemand in dem läger kenne: als ich mit nein antwortete, befahle er dem Dolmetsch mich in sein gezelt zunemen und daß ich deme die bücher geben, und daß er selbige durchsehen solle. Als ich ein weil in seiner Zelt gewesen, und mit ihm gesprachet, fragte er endlich: ob ich nicht lieber bey Christen sein wolte! Ich sagte, es wäre mir gleichvil: doch wann Christen in dem läger wären, so möchte ich wol mit ihnen reden. Darauf sagte er, es ist hie der beständige Redner (Orator continuus) oder Agent des Fürsten aus Sibenbürgen, der ist deiner Religion, bey dem wirstu beßer seyn als bey mir: und ließe mich darauf zu Ihm führen, etwan ein halb stund wegs von seiner Zelt. Diser, als er hörte, woher ich bürtig und was mein anbringen bey dem großen Vezier gewesen, name mich mit verwunderung und mit freüden auf. Sein nam ware Ladislaus Balo. Er erzellete mein anbringen also bald dem Moldauischen und wallachischen Agenten, die ihre Zelten bey Ihme hatten, welche sich höchlich verwunderten, daß mich der groß Vezier nicht straks niederfallen lassen, weil ich under anderem vermeldet, daß die Türken Christen werden solten.

Dise drey Agenten mußten täglich bey des großen Veziers gezelt erscheinen, auf befehl zu warten, oder mußten bey dem Dolmetsch vernemen, wann sie ausbleiben möchten. Dann der fürst von der Moldau und Wallachey hatten dises jahr ihr volk auch in dem Türkischen läger, die aber in der schlacht vor Levent

meist geblieben waren. Der Fürst Apaffi könte sich noch ausreden, daß er sein Volk nicht schicken mußte wegen ihrer großen armut und schlechten zustands, darein sie durch der Tartaren wegführung in Pohlen und durch der Tartareneinfall in Sibenbürgen gerathen.

V.

Zweite Verhör bey dem großen Vezier in beyseyn sechs der geheimesten Herren.

Am dritten tag nach der ersten Verhörung, die an dem $\frac{30}{20}$ tag Herbstmonat geschehen, wurde ich wiederum für den großen Vezier und sechs der geheimesten Herren beruffen. Die verhöreten mich in die zwey stund lang und fragten erstlich nach den auslegungen der kupferstuken und wer die personen gewesen, welchen die Offenbarungen geschehen, und wie sie ihnen widerfahren, welches ich ihnen umbständdlich erzellete. Als sie von Engeln, Entzukungen und Göttlicher Stimme höreten, daß die Offenbarungen also geschehen, da erzeigten sie eine große andacht im zuhören und wurde mir hierinnen kein wort widersprochen. Da hingegen die Christen nicht glauben wollen, daß Gott nochmahlen durch Engel oder durch seine Göttliche stimme seinen willen gewißen leüthen offenbare: darwider sie doch kein beweisend orth H. Schrift beybringen mögen.

Bei abmahlung der großen schlacht der Türken mit den Christen fragten sie, was das große Buch bedeute, so von vier männern getragen werde: ich sagte, die Bibel in Türkischer sprach zum mittel ihrer bekehrung, welche bereits übersetzt seye und in Holland gedruckt werde. Darauf der Dolmetsch sagte, sie hetten davon gehöret und erwarten derselben mit verlangen. Als mann an Drabicium kommen, da warffe der Dolmetsch für, der hette Racocy [1]) vorgesagt, daß er Hungarischer König werden solte,

[1]) Fürst von Siebenbürgen.

da doch nichts erfüllet worden. Nun seye Gott unwandelbar, was er einmal verspreche, das halte er auch. Hierauf autwortete ich: Gott habe mit geding geredet, wann Racocy seiner stimme folgen, dem Türkischen Keyser Gottes willen offenbaren und er in seinem Land Sibenbürgen und in Hungarien die Abgötterey abschaffen werde ꝛc. Nun habe er nicht gefolget, dem Türkischen Keyser nichts geoffenbaret, in seinem land die Abgötterey nicht abgeschafft, ja wider Gottes befehl in Pohlen gezogen, daher ihn Gott, wie bewußt gestrafft habe.

Nach disem gienge der Religionsstreit an: da der Dolmetsch fürgabe, ihre der Türken Religion sey die beste und folkomeste, sie glauben an einen Gott, den Schöpfer und Erhalter aller dingen ꝛc. Gott könne keinen Sohn haben unserem vorgeben nach ꝛc. Darauf ich bescheidenlich geantwortet: Das geheimnis der H. Dreyeinigkeit könne zwar von uns menschen nicht wol begriffen werden, werde uns doch klar genug in der H. Schrift, auch im alten Testament fürgestellet. Gottes wege seyen nicht wie unsere wege, die wir mit den weiberen, kinder nach dem fleisch zielen. Die folkommenheit der Religion betreffend hoffe ich, daß sie ein anders bekennen werden, nach dem sie die gantze Bibel des A. und N. T. zu lesen bekommen werden. Da sie mir die schandtliche Abgötterey, uneinigkeit, Verrätherei, Schwelgerei, Fluchen ꝛc. der Christen vorhielten, gestund ich, daß solche schwere laster bey uns im schwang giengen, doch die abgötterey bei einem großen theil nicht, und daß dieselbe auch bey den übrigen, eben durch ihre heimsuchung und schwere straff neben denen gedachten lasteren werden abgeschaffet werden. Dan die Christen werden endlich auf die so schwere heimsuchungen der viertzigjährigen innerlichen und außerlichen kriegen, auch andere plagen, in sich selber gehen, und ein ander rechtes wahres Christenthum nach dem wort und willen Gottes anstellen, zu welchem sich die Juden, Türken und Heyden bekehren werden.

Hierauf ließe mann mich wieder gehen und bekante der Dolmetsch hernach in seiner zelt, daß er ein Christ von Galater und griechischer Religion wäre: gabe mir die bücher wider und sagte, der groß Vezier begerte ihrer nicht, dann sie durchaus nicht glauben könnten, daß sie Christen werden solten: weil ihnen ihr Machometh vorgesagt, daß sich ihr glaub durch die gantze welt ausbreiten werde. Dann auf ein zeit wäre ihm der volle mond erschinen, der hette sich von einander getheilt, und sich nach zweyen enden der welt begeben: welches Machometh also ausgelegt, daß die Türken die gantze welt einnemen und ihre Religion durch dieselbe pflantzen werden. Da dachte ich an die wort bey dem Kotter XXVI: 78, 79. ob sich dieselbe nicht iezt erfülleten, da stehet: In denselbigen tagen wird ein schneller bott zu einem Kind gesandt werden, Ihme einen brief auf dise meinung bringende: Komm und nime die Tauff an: es aber wird verweilen und nicht straks kommen: dann sein Ihm vorbestimmete zeit wird ein wenig hernach kommen. Hierüber habe ich den Dolmetsch gebetten, er wolle bey dem Groß Vezier anhalten, daß ich mit erster gelegenheit nach Constantinopel reisen möchte. Da hatte ich im sinn, die Türkische sprache zu erlernen und bey übersendung der Türkischen Bibel den Türken in auslegung derselben zu dienen. Er versprache mir, sein bestes zuthun, und bliebe ich auf disem wohl ein monat lang, weil ich bey den türken ware, und mit ihnen zuruk nach Griechisch Weißenburg [1]) gienge.

Weil dem Keyserlichen Residenten Simeon Reiminger durch Ladislaus Balo von mir und den Offenbarungsbüchern gesagt worden, so ließe er mich im hinbringen nach des Balo gezelt im vorbeygehen zu sich ruffen, begerte die bücher zu sehen und ein wenig durchzugehen: dem ich sie mit geding der widerzustellung gabe. Er hatte einen Mönchen bey sich, der mit mir disputieren

---

1) Belgrad.

mußte wegen der Religion, deme ich under anderem vorwarffe die tyranney und ungerechtigkeit der Papisten, daß sie die unserige so hart verfolgeten, vertriben, da sie doch die Türken duldeten, und daß sie mit ihrer letzter abnemung der Kirchen den unserigen in Hungarien den Türken so weit ins land zum theil gebracht hetten. Zu welchem der Resident dazumahl nichts sagte, hernach aber das Haus Östenreich als ein frommes Gottsförchtiges Haus beschützte, und mir zugleich drewete, wann er bös wäre, wolte er es zu Constantinopel leicht dahinbringen, daß ich ertrenkt wurde: dann der Holländisch und Englische Resident alldar seyen seine gute freünde. Deme ich gesagt, ich seye nicht under seiner gewalt. Als ich in unser zelt den auszug der Offenbarungen durchsahe, ware ein halbes blat von Ihm oder dem Mönchen aus des Drabicii vorrede gerißen, da gestanden, daß der Babylonischen Hure diener geschooren dahergehen wie die narren, mit seilen umgürtet wie die henker ꝛc.

VI.

Anmerkungen under dem Türkischen Heerläger.

Etliche tage hernach wurde einsmahls der fride[1]) unversehens ausgeruffen, daß das Türkische Heer zurukzoge. Zu Offen bliebe es noch acht tag still ligen, allwo die 3 Agenten ihre qvartier zu Pest by den Rätzen hatten, und reisete hernach allgemach fort nach der Donau herunter. Weil Landislaus Balo mich auf seinem karch[2]) wegen seines Droßes nicht führen konnte, so gienge ich zufuß und verlore oftmahl sein gezelt, daß ich weder bey ihm eßen noch schlafen konte. Das fußvolk zoge einen tag vorher, den folgenden tag kame die reüterey eben in dasselbige qvartier: in welchem zug ich folgende stuke beobachtet und wahr genomen habe.

1. Der Türken Gottesforcht. Dann sie betteten des tags dreymahl mit solcher andacht in ihren gezelten, daß

[1]) Geschlossen zu Waswar im August 1664. [2]) Wagen.

ich mich darüber verwunderte: im betten knieeten sie bald, und ließen sich mit dem angesicht zur erden, bald richteten sie sich auf, schlugen an ihre brüste und seüfzeten. Ich sahe zwar keine Geistliche in dem läger: aber da mann still lage, sahe ich etliche Türken zusammen in ein gezelt gehen, und hörete sie mit einander singen. Alle abends und morgens schreyen sie drey mahl nach einander durch das gantze läger Allah (Gott) mit solcher sanffter heller stimme, als wann es lauter weibsbilder gewesen wären. Mit disem einigen wort Allah wünscheten sie, daß ihnen Gott eine gute nacht, oder einen guten tag gebe.

2. Der Türken liebe. So lang ich under ihnen ware, im läger und marsch, hörete ich keine einige zweitracht under solcher großer menge volks (15000): ob sie zwar ohne ordnung daher ziehen, hindert doch keiner den anderen: ie nach dem einer geschwind oder langsam ist, so gehet er seines gangs fort, bis mann still haltet, ruhet, ißet. Ist es sach, daß einer seinen fahnen nicht erreichen mag, so bleibet er bey anderen, und die mittheilen ihme von ihrem eßen, als wann er zu ihnen gehörte. Wann etwan etliche in den flecken und dörferen brot, obst und anders kaufften, und die andere wegen der menge nichts bekommen konten, so theilten die, die gekaufft hatten, den anderen auch ungebetten mit, ohne gelt annemung. fallet ihnen ein lastthier oder kommet eine andere hinderung vor, so helffen sie einander also bald fort.

3. Der Türken gastgäbigkeit. Ich verlore, wie gemeldet, offter mein gezelt: wann es nun eßenszeit ware, so ließen mich die Baschen durch ihre diener ruffen, gaben mir nach noturfft zu eßen, wie sie es hatten, ließen mich mit ihnen, oder mit den dienern eßen. Die Türken eßen das gebratens erst, gesotten fleisch hernach, drittens einen diken reis, viertens einen dünnen reis mit vill brühe. Solche gastgäbigkeit bewiesen mir nicht nur die Baschen und Agen, die mich erst gesehen hatten,

als ich für den Großvezier geführt warde: sonder auch die gemeine soldaten und beherbergeten mich des nachts in ihren gezelten.

4. Der Türken nüchterkeit. Daß die Türken zu haus keinen wein trinken, ist bekannt: mann solte aber meinen, daß sie sich zu feld mehrer freyheit gebrauchten, wie mann dann von den grentztürken und Janitscharen sagen wolte: ich aber sahe keinen Türken wein trinken, noch vil ander stark getrank. Wie sie dann ein gewißes pulfer coffje haben, daran sie waßer gießen, es zum feür setzen, und also warm trinken (welches etwas krafft und wärme gibet): aber sie trinken mehr nicht davon, als zwei schälelein oder irdene schüßelein voll, morgens wann es feücht wetter ist, oder wann sie an den feind gehen. Ihr trank ist ein guter trunk waßer nach dem eßen.

5. Der Türken keüschheit oder enthaltung in dem feld. Under dem gantzen Türkischen Heer habe ich kein einzig Türkisch weibsbild gesehen und die in städten gantz verhüllet. Es waren etliche Baschen mit ihrem volk sechs jahr nacheinander zufeld, ohne ihre oder andere weibsbilder zu erkennen: welches mann sagte, daß es auch ein ursach des gemachten fridens gewesen, weil etliche Baschen anhielten, daß sie eins nach haus kommen möchten. Etlich wenige gefangne weibsbilder sahe ich, die von den Tartaren erkaufft waren.

6. Der Türken stille und sanfftmuth. Die Türken reden nicht vil mit einander, auch wann sie reden, thun sie es mit sanffter stimme. Kein trompeten, trommelrühren, und dergleichen, wird den gantzen tag gehöret, ohne des abends und des morgens, wann sie die wachten auf und ab führen, und das auch so sanfft, daß kein lerm, oder anfrischung darinnen zumerken. Summa sie sind so sanfftmüthig in ihrem thun, frölichen und holdseligen angesichts, daß sich einer darüber verwundert, daß solche leüthe soldaten sollen seyn, und wie sie sich zu und in dem streit erhitzen können.

7. Türken halten ihre soldaten wol mit bezahlung, ordenlicher speis, kleidung, gezelten und anderen nothwendigkeiten. Zu der völker ordenlicher bezalung wird für einen gantzen feldzug gelt mitgeführet, und zu bestimmeter zeit ausgetheilet. Die kisten voll geltes werden neben des großen Veziers Zelten gesetzet. Daby auch des Schatzmeisters zelt stehet. Da mangelt nichts an proviant und futer für menschen und viehe: da sind so viel tausend kameel die solches tragen, neben der täglichen zufuhren auf wagen. Alle tage eßen die soldaten gemeinlich des abends, einmahl warme kost, von reiß oder gerolleter oder gestampfeter gerst. Die Janitscharen haben dopelte besoldung gegen den Lemeny, sie führen ihre herden schaffe mit und schlachten alle tage. Die Türken eßen wenig rindfleisch. Das gantze Heer ist mit zelten versehen, daß die soldaten nicht umb holtz, stroh, oder ander gezeüg zu hütten auslauffen müßen. Es ligen etwan 20 in einer gezelt, die haben ihren eignen koch, mit große keßeln, schüßeln &c. versehen. Die Janitscharen sind mit blaulichtem tuch schier auf die schweitzer manier gekleidet. Die Lemeny und übrige graulicht, im regenwetter mit langen wollenen röken versehen, auf der Capuziner weise gemachet. Große Herren tragen vil die grüne farb an langen Zobelröken biß auff die füße.

8. Der Türken scharpfes kriegsrecht. Daß die Türken scharpf recht halten, habe ich an dreyen beyspilen merken mögen. Bey Neüheüsel wurde der gewesene Gubernator zu Neutra erwürget, weil er Neutra ohne sondere noth den Christen wider übergeben hatte. Sie wißen den tag ihres rechts nicht, wann das urtheil vom Keyser kommet, so offnet man das bey der täglichen versamlung in des großen Veziers gezelt und vollstreket dasselbig also bald: da dann die zum tod verdammete gemeinlich mit ehrerbietung den seidenen strang küßen, und sich willig in den tod ergeben. Gedachter Gubernator aber, der dafür hielte,

daß Jhm unrecht geschehe, wolte sich wehren, und verletzte die mit dem dolchen, die ihn angreiffen wolten. Ein anderer vornehmer Herr aus Egypten, über welchen seine underthanen bey Hof geklagt hatten, wurde selbigen tags enthauptet. Da mann zu Ofen still lage, gastierte selbiger Vezier den groß Vezier und die vornehmste Baschen: er aber wurde kurtz hernach auch erwürget, weil er ohne befehl zu Leventz geschlagen und eine große niderlag erlitten hatte.

Jch sahe nichts in dem läger, das mir mißfallen hätte, als daß die Türken auch sehr tabak raucheten. Kein spilen habe ich under ihnen gesehen.

Als ich nun gedachte tugenden an den Türken betrachtete und darneben mir wol eynbildete, daß es außer dem krieg noch ordenlicher und bescheidenlicher bey ihnen hergehen mußte, gedachte ich, wie weit sie in vilen stuken die Christen übertreffen; und wann sie den Christlichen glauben annehmen werden, wie weit beßer sie Christi lehr und leben nachfolgen solten als wir Christen, die wir meist nur den bloßen namen ohne einiche Christenliche tugenden und werke führen.

VII.

Erwehrung des mords, welches zwen Tartaren an mir begehen wollen.

So vernünfftig, sittsam, und bescheiden die Türken sind, so unvernünfftig, unbescheiden und barbarisch sind hingegen die Tartaren; deren in die 30000 bey dem Heer waren: welches mann aus folgender geschicht genugsam abnemen kann. Als das Heer nach Palanka kommen, kehrete ich vor dem stättlein ein bey einem Rätzen, mit welchem ich aber nichts reden konnte, dann sie eine Schlavonische sprache haben. Die leüth, weil sie sahen, daß ich ein Christ ware, ließen mich mit ihnen zunacht eßen. Auf den Abend kame auch ein Türkischer Aga mit seinen dieneren in dises Haus. Der Aga lage vor dem Haus in seiner zelt, die diener

in dem stall bey den pferden. Umb 9 uhren wolte ich mich auch schlaffen legen, es ware aber keine gelegenheit vorhanden. Dann in dem Haus oder vilmehr in der kuchen lage das Rätzische gesindlein: fragte derhalben, ob ich in den stall kommen könnte. Der Rätz deütete ja, und mieche mir die stallthür auf: als ich hineinkam, ware auch wenig platz dar, deswegen der Türkische diener zornig ware und mich nicht in dem stal leiden wolte. Im hinausgehen lieffe mir ein anderer diener nach, führte mich bey dem arm zuruk und haderte mit dem ersten, der mich nicht dulden wolte. Diser führte mich zum feür, daß ich mich wärmen solte: als ich mich nidersetzte, name mich der dritte mann an seine seite, und in den reden wurde ich gewahr, daß dise zwen Tartaren waren, die hatten ihre schaffpeltze ausgezogen, damit tags über die kleider bedekt sind, sonst hette ich sie gleich anfangs gekennet, und wäre nicht in dem stall gebliben. Sie reden sehr durch die käl, und brauchen vil chi chi in ihrer sprache. Des Tartaren diener setzte fleisch über das feür zum nachteßen. Als ich eine kleine weil geseßen, kehrte sich der Tartarische Herr umb, und suchte in meinem rechten hosensak, was ich darinnen hette, ich hatte aber nichts darin als das meßer und gabel, die name er, und legte sie neben sich: da dachte ich, daß es an ein plünderen gehen wolte. Da er sich wider gegen dem feür wendete, name ich den sekel aus dem linken sak, und verstake den in die schlaffhosen. Über ein viertel stund kehrte er sich wider gegen mir, und fühlete und tastete aller orthen, ob er nichts finden könte. Ich sagte zu ihm auf deutsch: Was meinstu mit disem suchen, laß mich zufriden: indem gabe er mir einen fauststreich, und wendete sich wider gegen dem feür. Ich fienge an mich zu förchten, daß er mit dem diener einen mord an mir ersuchen möchte, sahe mich derhalben umb, wo ihre sabel hiengen, ich der erste dabey seyn möchte. Die hiengen zwar mir zur hand, aber ich dorffte nicht erst hand anlegen, dann der

Türk, der bereits geschlaffen, mochte mich verrathen, wann ich diese zwen umbbrächte. Mußte also weiter erwarten, was sie mit mir fürnemen wollten: bettete in deßen eiferig, daß mir Gott von ihnen helffen wolte. Der Herr und Diener redten lang miteinander, daß ich an ihrer sprach und thaten ir vorhaben des todschlags merkte: under anderem sprache der Diener offt: Sachar, Sachar, das ich auslegte, er wird schrejen. Unlangs nach dem faustschlag wolte der Herr mir seinen schaffpeltz zur wärme überdeken, auch über den kopf, das ich nicht leiden wolte. Dann ich gedachte, daß es darum geschehe, mir hernach einsmahls die käl abzuschneiden, und mit diser deke mich im blut zu ersteken, daß ich nicht schreyen mochte. Endlich tastete er wiederum aller orthen über meinen leib, ob er nichts greiffen konte, und in dem sahe er, daß ich lederne schlaffhosen hatte, so bald er die ersehen, redte er wider mit dem diener mich zu erwürgen, der aber antwortete widerum mit seinem Sachar oder Zagar. Hierauf hielte er abermahl inn, und legte sich neben mich, als wann er schlaffen wolte: er hielte aber die zerbreitete hände über sein gesicht, daß er durch die finger sehen könne, ob ich meine augen zuthate und schlaffen wolte. Aber der schlaff vergieng mir aus den augen. Als er nun meinen schlaff nicht erwarten mochte, setzte er sich, name mir mein nachthaube ab dem kopf, und fassete mich mit beyden händen bey den haaren, mich dem knecht darzuhalten, der mit dem meßer auf mich zugienge, mich zuerstechen, oder die käl abzuschneiden. Damit witschte ich dem Herren an sein käl, und drukte ihn so hart, daß er mir die haare losließe: ich schrie auch zugleich drey mahl mit lauter stimm: mordio, mordio, mordio, darauff der Türk aus dem schlaff auffsprange, und dem knecht abwehrte, auch mit ihnen haderte: indem lieffe ich zum stall aus zu dem Aga, bathe ihn umb seinen sabel mich zu rächen, der mir aber den sabel nicht geben wolte: sonder er gienge mit mir in den stall, fuhre die Tartaren hart an, und verschaffte,

daß sie mir den mantel, handschuh, messer, schuhe, widergeben mußten. Der Tartare ware so zornig, da er mir ein stuk nach dem anderen langte, daß er mir noch einen fauststreich im beysenn des Aga gabe. Hierauff schaffete mir der Rätz etwas raum in der kuchen, daß ich schlaffen solte. Ich konte aber die gantze nacht nicht schlaffen, sonder bettete und dankete Gott, daß er mir so gnädig von disen mörderischen leüthen geholffen hatte. Wann nur dises volk in dem läger, in der herberg solche dinge understehen darff, so kanstu leicht gedenken, wie sie in des feindes lande hausen. Ich glaube, Sibenbürgen, Hungarien und Mähren haben es in den jüngsten einfällen erfahren: da sie in die 60000 menschen gefänklich weggeführt, vil ermordet, und alles abgebrannt haben, so weit sie gestreifft. Gott bewahre Deutschland vor solchen gästen.

VIII.

Entweichung aus dem Heer, wegen tödlichen Auffsatzes.

In dem zuruckziehen nach Griechisch Weißenburg, fragten mich bald die reüter, bald die fußknechte, mit welchen ich fortgienge: wohin ich wolte, und wann ich sagte, nach Constantinopel, fragten sie ferner: ob ich ein Muselmann oder Türk werden wolte. Ich sagte Nein, und erzehlete ihnen, daß ich darum in das läger gekommen, dem großen Vezier, den Baschen und Agen, sampt den gemeinen soldaten anzuzeigen, daß sie Christen werden solten. Zu Newheüsel und zu Ofen, da mann still lage, gienge ich alle tage aus unser Zelt zu den nechsten fußknechten, welche Lemeny waren, und lehrete täglich in die 50 Türkische wörter, daß ich mich in dem marsch zu verstehen geben könte. Wann ich nun den reütern und fußknechten auf ihr fragen obgedachter maßen antwortete, so verwunderten sie sich, und wann sie mich eines anderen tags wider ersahen, sagten sie zu einander: Sihe da kommet der Deütsche Prophet, der uns vorsagt, daß wir

Christen werden sollen. Ob nun dise reden, die durch das gantze läger giengen, auch für den großen Vezier gekommen, weiß ich nicht: glaublich aber ist es, weil er mir nach dem leben trachtete: welches mir Herr Ladislaus Balo auf dise weise eröffnete. Herr Redinger, sagte er, ich kann eüch nicht verhalten, was mir der Dolmetsch geoffnet, nemlich daß der Große Vezier eüch nach dem leben trachtet, und daß er gesinnet ist, eüch zu Griechisch Weißenburg heimlich hinrichten zulaßen, welches er die zeit her ins werk gestellt hette offentlich, wann ihr nicht in beyseyn der Baschen und Agen umb schirm angehalten hettet. Hierüber entsetzte ich mich ein wenig, und wolte es anfangs nicht glauben. Er aber beharret darauff, daß dem alſo wäre: doch wolle er mir davon helffen, daß ich in Sibenbürgen kommen könne, auf folgende weise. Zu Ofen kame ein Sibenbürgischer Edelmann zu Ihme, von dem fürsten Apaffi abgesandt, daß er Balo in des fürsten name bey dem großen Vezier anhalten und betten solte, daß doch die Tartaren einen anderen weg, als durch Sibenbürgen, in ihr land nemen möchten, weil doch Sibenbürgen allbereit so jämerlich von ihnen zugerichtet wäre: darnach ließe er vernemen, ob er gewiße abgeordnete schiken wolte, wegen einreißung der vestung Sekelheide. Der Tartaren halber willfahrete der große Vezier, daß sie nicht durch Sibenbürgen heimziehen solten: wegen Sekelheid weiß ich nicht was für ein antwort gegeben wurde. Mit disem edelmann nun sagte Balo zu mir, könne ich sicher in Sibenbürgen kommen. Ich dankete ihm seiner hülf und fürsorge, doch meldete ich: wann ich wißen solte, daß er oder der Dolmetsch Panajota meinetwegen in gefahr kommen solten, so wolte ich lieber nach Griechisch Weißenburg ziehen und alldar des tods gewärtig seyn. Er sagte, sie hetten das auch bedacht: sie wollen dem großen Vezier für geben, daß ich in dem läger müße erschlagen sein, weil mann mich verlohren. Zudem habe er so vil im kopf, daß er des nachfragens von mir wol vergeßen werde. Als

ich nun folgenden morgen mein pakk zusammen suchte, da waren die zwey bücher Lux in tenebris, Licht in der Finsternis, und Historia Revetationum, Geschichtbeschreibung der Offenbarungen[1]), nicht mehr auff dem Karch, auf welchem ich sie vorigen tags gelegt hatte, und wolten die Diener nichts davon wissen, wo sie hinkommen wären. Balo aber sagte, daß der fuhrmann selbigen tags auff ebener Heyde umbgeworffen hätte, weil er nun mit aufladen wider geeilet, mögen die bücher under dem heü gebliben seyn, das auch von dem karch gefallen ware. Sind sie hiemit under den Türken gebliben, und villeicht einem vornehmen Herren in die Hände geraten: oder sie mögen verstekt worde seyn. Ich fuhre also ausgehends Weinmonats mit dem besagten Edelmann von Mohats aus auff einem karch gegen Betsch an der Tissa (Tibiseus), dahin wir den vierten tag gelangeten. Über der Donau von Mohats nach Betsch wohnen auff dem lande meist Rätzen, welche ihre wohnungen, wie die maulwürffe inn und under der erde hatten, welches mir seltzam vorkame. Von Betsch kamen wir auf Lippa, bei welcher stadt auf 2 tagreisen gegen Sibenbürgen Wallachen wohnen, welche fast eine sprache haben als die Italiener.

IX.

Ankunfft in Sibenbürgen, Handlung mit dem Fürsten Apaffi und seinem künfftigen Hofprediger, Herr D. Toffea.

Durch angedeütete Wallachen ritten wir tag und nacht auf der post gleichsam, wegen ihrer räubery aus sorge, daß wir etwan möchten angegriffen und erwürget werden. Als wir in Sibenbürgen ankommen neben dem Moldauischen gebirg hin, da vernahmen wir, daß der Fürst Michael Apaffy zu Schesburg

[1]) Offenbarungsschriften, herausgegeben von Comenius. Vergleiche pag. 100.

(Segeswar) wäre, und daß er mit den Landständen alldar eine Versamlung hielte. Zu Schesburg und in anderen sechs Stätten oder Burgen (daher das land Sibenburgen genennet ist) wohnen meist deütsche leüthe, wie auch auff dem lande da herumb, welche aber die Hungarische sprache auch reden. Deren vorfahren sind etwan vor 700 jahren aus Sachsen wider die Tartaren zu hülff geruffen worden und haben sich nach vertreibung der Tartaren in dem land gesetzet, wie ihre Calender melden. Andere sagen, daß sie vom Keyser Carel dem großen wegen ihrer offterer aufruhren wider Ihn dahin verbannet seyen. Sie sind Lutherischer Religion: sonsten ist der größere theil der Hungaren und Sikeler Reformierter Religion, die überige sind Papistisch, auch ein theil Socinianer[1]) und Arianer[2]). Als wir zu Schesburg ankommen, ließe mich der Fürst des anderen tags zu sich kommen. Der fragte mich erstlich wegen meiner reise in Frankreich[3]), und wie es mir daselbst ergangen: hernach wie, und aus was ursachen ich in das Türkische läger gekommen, deme ich beide nach der länge erzehlet, und darauf den kurtzen auszug der Offenbarungen, samt meinem darüber gemacheten Register übergeben. Worauf Er gesagt, er wolle sie durchsehen, und hernach weiter mit mir reden: er befahle auch zugleich, daß mich sein Hofmeister in sein qvartier, und an seine tafel nehmen solte. Über drei tag hernach ließe er mich wider beruffen, vermeldende, daß er das buch durch-

---

[1]) Anhänger der religiösen Lehren des Juristen Salius Socinus und seines Neffen Faustus Socinus; sie lehrten, daß nur das Neue Testament die Quelle der vernunftmäßig zu erkennenden Offenbarung sei; statt der Dreieinigkeit betonten sie die Einheit (Unitas) Gottes, daher auch der Name Unitarier; Christus betrachteten sie als einen zu göttlicher Würde erhobenen Menschen.

[2]) Anhänger des Arius, welche wie die Socinianer die Gottheit Christi verneinten.

[3]) Vergleiche p. 99 und 100.

sehen, und wichtige wunderliche sachen darinn angetroffen. Er habe zwar zuvor aus H. Schrifft gewußt, daß des Bapstthums fall nicht weit sein müße, so klar aber, und auf was weise dieselbe geschehen solle, habe er nicht gewußt. Darauf ich gemeldet, Ihr Fürstliche Durchleüchtigkeit werde auch zu einem sonderlichen werkzeüg hiezu von Gott ernennet und werde nun daran das meist gelegen seyn, dem willen Gottes zufolgen, selbigen auch dem Türkischen Keyser zu eroffnen und mit deßen vorwißen und hülf das werk vorzunemen: welches die Fürsten Racocy [1]), Vatter und Söhne nicht beobachtet, Gottes willen nicht gefolget, dem Türkischen Keyser nichts zuwißen gethan, und also mit ihrer ungehorsamkeit das große unglük über sich und das gantze land gezogen, wie gnugsam vor augen und bekandt. Worauf Er geantwortet: Der fride seye nun zwischen beyden Keyseren beschloßen, seine Edelleüth und underthanen seyen dazu so arm wegen der schweren erledigungsgelteren aus dem Tartarischen gefänknis, und das halbe land verherget. Er wolle aber von zeit zu zeit mit wolbedachtem rathe handeln rc., dazu ich Ihme den Göttlichen segen gewünschet. Als ich einsmahls auf seinen Saal gekommen, der voller Edelleuten ware, wobey auch der Reformierte Bischoff und etlicher Pfarrer waren, begerte der Byschoff das Register der Offenbarungen zu sehen. In dem durchlesen, als er an den titel Dololatrae (Abgötter) kommen, fragte ein Papistischer Edelmann, wer dadurch verstanden werde, darauf ein Pfarrer sagte, die Papisten. Sollen die vertriben werden, sagte der Edelmann, so muß mann den driten theil volks aus Sibenbürgen jagen; darauf ich gesagt, es seyen wol mehr der unserigen aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Östenreich vertriben worden rc. Auff der straß fragte mich ein Pfaff, ob ich sage, daß der Bapst der Antichrist [2])

---

[1]) Fürsten von Siebenbürgen, vergl. p. 97.

[2]) Das lateinische Register beginnt mit: Antichristi Papae Romani, ruina etc.

seye. Ja, antwortete ich, ob er das noch nie gehört, er solle mit mir in ein haus kommen, und ein Bibel geben, so wolle ich es ihm aus underschidenlichen orthen der Schrifft weisen. Es ware auch ein Rector Scholae, sonst ein Medicus, auff dem Saal, der das buch Lux in Tenebris nennete: Tenebrae in Luce (Finsternis in dem licht). Den ich fragte, ob er das buch gelesen, er sagte ja, aber er halte nichts davon, weil vil darinn vorgesagt, aber wenig erfüllet worden, sonderlich von dem fürsten Racocy. Armer mann sagte ich, daß du nicht sihest, wie heüffig die drewungen Gottes an dem Fürsten und gantzen land erfüllet worden, weil er Gottes befehl ungehorsam gewesen. Als ich siben tag bey Hof gewesen, ließe mir der Fürst durch den Hofmeister sagen: weil er so vil zu thun hette, könte er nicht weiter mit mir reden, ließe mir ein Tartarisches pferd verehren und einen geleitsbrieff oder paßport [1]) geben, mit welchem ich durch Sibenbürgen und zugehörige orthe in Hungarien frey hette zehren können, wann ich allein gereiset wäre. Es wurde aber ein tag nach meinem verreisen Michael Teleki, Hauptmann von Kiövar, nach Zathmar zum Graffen von Rothal geschikt, mit demselben wegen abführung der Deütschen besatzung aus Samoschuyvar, Kiövar und anderen platzen zu handeln. Auf deßen landgut nun, acht meil von Schesburg begleitete mich ein reüter, bis er hernach kam, mich in seinem geleit mitnam, und kostfrey hielte.

Als wir zu Zathmar angelangt, und er morgens in die Festung ritte, da wurde ein deütscher soldat gehenkt (Ihme, Hauptmann, hiemit zubeweisen, daß mann recht hielte), welcher ein jahr zuvor mit 2 gesellen dem Pfarrer Michael Toffer, in die 600 Rth. in einer kisten gestolen, Ihn auch ermorden wollen, wann er gewachet und den Diebstal verwehren hette wollen. Bis dahin

---

[1]) Original, lateinisch mit Unterschrift und Siegel Apaffi's im Staatsarchiv in Zürich.

nun mochte der Pfarrer zu keinem rechten gelangen, und bekame auch jetzt nur in 200 Rth. wider von dem geraubten gut, dann das übrige durchgebracht ware. Bey dem kehrte ich ein, er name mich mit freüden auf, und nach dem er mein reis in frankreich und in das Türkische läger wegen ausbreitung der Offenbarungen vernomen, redten wir lang von demselbigen. Dann er hatte Epitomen[1]) und Historiam[2]) von dem Rectore Scholae, neben etlichen Edelleuthen bekommen gehabt. Er wurde von mir in denselben gestärket, da er sonst noch an denselben zweifelte. Weil er nun durch Hauptmann Teleki zu des fürsten Hofprediger beruffen ware, da bathe ich Jhn, daß er auch den Fürsten sterken wolte, welcher wol in der Schrifft belesen, und aus dem Epitome auch von mir bereits einen guten anfang der gewißheit der Offenbarungen hette und ihnen beyfiele, weil er aus der Schrifft den annahenden fall des Bapstthums in acht genomen. Er versprache mir sein bestes bey dem Fürsten zuthun, mußte aber den auffatz der Papisten besorgen: er hette sonst im sinn gehabt dem Fürsten zu rathen, dem Türkischen Keyser hold und getreü zu seyn, weil er aus den Historien wiße, daß es Sibenbürgen wol ergangen, wann die Fürsten der Ottomannische porte getreü gewesen. Er ließe ihm neben anderem sehr angelegen seyn, wie ich weiter sicher fortreisen mochte, und ließe erkundigen, ob keine kauffleute auf den markt nach Eperies führen und nach dem er etliche erfahren, die Rätzen waren, in dem städtlein gegen Zathmar über wohnende, schickte er einen studiosum mit mir an denselbigen Pfarrer, der mich den kauffleüthen auf das beste befohlen.

---

[1]) Auszug aus den Offenbarungsschriften, herausgegeben von Comenius, 1663.

[2]) Historia Revelationum Christophori Kottri, Christinae Poniatoviae, Nicolai Drabicij etc., herausgegeben von Comenius, 1658.

X.

Reise nach Lednitz, gespräch und Handlung mit Drabicio.

Wir hatten einen bösen mühsamen weg über Tokai nach Eperies, dann die waßer sich sehr ergoßen hatten, daß wir durch die felder gleichsam mit den pferden schwämmen mußten. Zu Eperies bliebe ich 3 tage bey dem Hungarischen Pfarrer Curiani, der mich samt dem Deutschen Pfarrer wol empfiengen, ob sie gleich Lutheraner, vil mit mir aus den Offenbarungen redten, die sie hatten: denen Drabicius und Comenius auch bekandt waren, sie gaben mir wider willen beide ein Zehrgelt, dann ich von niemand nichts auff der gantzen reis begehrte, weil ich noch gelt von haus aus hatte. Von Eperies mußte ich allein auf Lednitz zu reisen, 32 meil, einen gefahrlichen weg wegen den räubern und mördern, deren es an den grentzen gegen Pohlen, Schlesien ꝛc. vil gibt, ob wohl scharpf recht gehalten wird, welches mann an den läidigen beyspilen an den Hochgerichten und Gerichtsstätten wol sihet. Gott halffe mir aber gnädig durch, daß ich nicht angegriffen wurde: wozu meines bedunkens gut gewesen, daß ich schwartz gekleidet für eine geistliche person gehalten ware, da ich mich sonst von frankenthal aus im sinn gehabt hatte zu verkleiden. Ich sprache aller orthen bei den Pfarrern eyn, die meist Schlavonisch und Lutherisch waren, und mich gemeinlich gern aufnamen, und mit wegweisern forthalffen. Hieher ist das land der waage nach sehr eng und gebirgig, daß die Schlaven von ihren feinden nicht wol konten vertriben werden. Bei Puchhoven ließe ich mich über die waage führen, und blibe unfern davon bey einem alten Edelmann, Jonas Mednianskj, übernacht, deme ich meine reisen, und er mir den ellende Zustand des lands erzellete: er gabe mir schreiben an Herrn Drabicium, und ritte sein Sohn mit nach Lednitz, da er im Schloß etwas zu verrichten hatte. Zu Puchhofen wurde mir der Vetterin, des Dra-

bicy widerparth auf der gaß gezeiget (dann ich in dem Pfarrhaus nach ihm gefraget hatte): disen redte ich an und ermahnete ihn, er wolte doch eins aufhören wider die Offenbarungen schreiben (dann H. Curiani mir eine neüe schrifft wider Drabicium, die er nach Amsterdam senden solte, das ich nicht riethe), sonsten wurde er gewiß auch von Gott gestrafft werden wie andere. Er wolte seine sachen vertädigen, ich aber sagte, ich hette sie zu Eperies gesehen, und könten nicht vertädiget werden. Folgenden tags ließe er Drabicium durch den Pfarrer Cales warnen, er solte sich gegen mir nicht auslaßen, ich möchte ein Ausspäher seyn. Er aber befande aus des Medniansky brief und meiner erzellung ein anders. Ja er sagte bald im anfang unsers gesprächs, es wäre ihm zwen monat zuvor von dem Herren geoffenbaret worden, daß ein solcher bott zu Ihme kommen werde. Ich erzehlete Ihm, wie ich im jahr 1657 anfänglich zu Amsterdam seine Offenbarungen gelesen, denselben erstlich widersprochen, hernach aber also beygefallen, daß mich von der Zeit an niemand davon abwendig machen könne: sonder ich hette sie vom jahr 1663 an best möglich ausgebreitet. Zwölf exemplaria Epitomes und Historiae Revetationum, die mir von H. Comenio zugesendt worden, also ausgetheilet: ein exemplar Churpfaltz, eins dem Kirchenrath, den Städten Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, Genff ieder eins. Eins dem König in Frankreich, eins dem Marschalk von Turaine, eins dem Ertzbischoff Pairefixe zu Parys, eins dem Consistorio zu Victry, eins im Türkischen Heerläger, nemlich Lux in Tenebris und Historiae gelaßen, und das letzte exemplar Epitomes dem Fürsten Apaffy: worüber er sich verwunderte und Gott dankte, daß die Offenbarungen so weit ausgebreitet wurden: daneben aber beklagte, daß man denselbigen, sonderlich in Hungarien so wenig glaubte, ob mann gleich die erfüllung der drewungen Gottes über Sibenbürgen und Hungarien so augenscheinlich sehe. Darauf bate er mich, daß ich in seinem

namen dem fürsten Apaffi schreiben (dann er kann nicht nach der Grammatica Lateinisch reden oder schreiben) und Ihn betten und ermahnen solte, daß er doch der stimme und dem befehl Gottes folgen und die Abgötterey in seinem Lande abschaffen wolle, damit nicht mit ungehorsame neüe straffen und plagen so wol über Ihn als das gantze land verursachet werden. Ich schriebe auch zugleich dem Türkischen Keyser, wie daß ich in seinem Heerläger gewesen, und nach Constantinopel gewolt hette (wann mann mir nicht nach dem leben gestanden wäre) Ihme gewiße Offenbarungsbücher einzuhändigen, darinnen Gott der Herr gewißen personen seinen willen entdeket, daß mann alle Abgötterey abschaffen und allerhand aberglauben abstellen, hingegen einen allgemeinen rechten Gottesdienst anstellen solle nach seinem wort, in den Schrifften der Propheten und Aposteln alten und neuen Testaments verfaßet, welche Schrifften in Türkische sprach bereits übersetzt seyen, in Holland gedruket und baldest zu seiner unterthanen bekehrung werden überschikt werden. Herr Drabicius gabe mir auch folgendes schreiben auf Lateinisch an, welches ich verdeutschete und von seiner hand underschriben auf 14 exemplaria den Evangelischen Chur- und Reichsfürsten, auch etlichen Städten, auf sein begeren übergabe, dises inhalts: Unser Herr Gott, der Erschaffen des Himmels und der Erde, der Herr Jesus, der Fürst des fridens, der Seligmacher der Welt, unsere einige Hoffnung; der heilige Geist, unser Tröster, waarer und ewiger Gott, seye bey uns in diesem und in dem zukünfftigen ewigen leben. Amen.

Durchleüchtigster Churfürst, Gnädigster Herr.

Ich unterschribner Zeüge des Herren Jesu, nach dem ich gelegenheit bekommen, durch disen, mir von Gott zwen monat zuvor ernenneten Botten, Jakob Redinger von Zürich aus der Schweitz (welcher aus dem Türkischen Heerläger durch Sibenbürgen und Ober-Hungarien zu mir gekommen) an Eüere

Churfürstliche Durchleüchtigkeit zuschreiben, berichte hiemit: daß Gott, der Vatter unsers Herren Jesu Christi mich in disen letzten tagen vor dem ende der welt, im jahr 1638 zu diesem Ampt erwehlet hat, daß ich seye die letzte Posaune, allen Völkeren der Welt seinen willen anzukünden, der da von ewigkeit in seinem rathschlag beschloßen gewesen: was von Eüch Königen, Fürsten und Herren geschehen solle, die Ihr die Mächtige der welt seyt. Nemlich, daß ihr ietzt, ietzt, ietzt, die Babylonische Hure auff dem Thier sitzende, haßet, das ist den Römischen Bapst, welcher Ihme die gewalt des Haupts der streitenden Kirche auff Erde anmaaßet: und daß Ihr den nicht nur haßet, sonder samt seinem Anhang und falscher Lehr von seinem Stul stürtzet, und von dem erdboden verdilget: und hierüber den Türken, Juden und Heyden, zu erkantnis des wahren Gottes, der da einig im wesen, aber dreifach in personen, behülflich seyet, daß sie dem allein im Geist und in der warheit dienen. Welches mir Gott befohlen zu schreiben, dem fürsten Racocy in Sibenbürgen, dem König in Schweden, dem König in Frankreich, den Evangelischen Churfürsten und Schweitzerischen Städten, dem Fürsten Cysebion in Croatien: und zu dem ende durch den mir von Gott zugeordneten Gehülffen, Johannes Amos Comenius im jahr 1657 und 1663 in Amsterdam zum druk befördert worden. Wovon Euch besagter Redinger mehreren bericht geben kann. Derhalben ermahne ich Eüere Churfürstliche Durchleüchtigkeit an Gottes statt und bitte Sie durch unseren Herrn Jesum Christum, daß sie der Stimme Gottes, so durch mich geredet, folgen, und gehorsamen; sonsten werden Sie den Lohn des ungehorsamen fürsten Racocy und des abgelebten Königs in Schweden empfahen. Mit namen bitte ich, daß der König in Frankreich mit dem Churfürsten von Heydelberg, Chursachsen und Chur-Brandenburg eine Versamlung in der mir von Gott ernenneten Stadt Ulm anstelle und allda folgende zehen stuke verhandle, welche mir die weisheit Gottes an dem sechsten

tag Weinmonat des 1655 jahrs angegeben, und zu schreiben befohlen hat, nemlich:

1. Daß Christus der Herr allein verkündiget werde.
2. Daß mann nicht wider die warheit des Gesetzes, und des Gewißens rede.
3. Daß mann in dem predigen niemand verdamme.
4. Daß mann dem beyspil des lebens und wandels Christi folge.
5. Daß mann der leitung des Gesetzes Gottes, mit der versicherung des auf Christum gegründeten heils genieße und damit zufriden seye.
6. Daß nur zwey Bundeszeichen oder Sacramenta gehalten und begangen werden.
7. Daß das gebett allein durch Christum verrichtet werde.
8. Daß die Irrende im Geist der samfftmuth zurecht gebracht werden.
9. Daß die Unbußfertige von der Kirche abgesöndert werden und daß mann auch den rok haße, der von berührung des fleisches beflekct worden.
10. Daß mann die gefallene und bußfertige liebe, aufnehme, heile und tröste.

Alsdann wird der Bapst gestürtzet werden, und sollen hingegen die Juden, Türken und Heyden bekehrt werden, und in den schaaffsstall Cristi gebracht, daß sie mit uns bekennen, Jesus Christus seye der Seligmacher der Welt, der Sohn des lebendigen Gottes, der Herr der Herren, König der Königen, und Richter der lebendigen und der todten.

Welches große herrliche werk, damit es Gott der Herr segne, und Eüer Churfürstlichen Durchleüchtigkeit darinnen behülflich seye, will ich der geringeste Diener Jesu Christi nur in meinem gebett tag und nacht laßen angelegen und befohlen seyn. Geschriben zu Lednitz in Hungarien, an dem 14. tag Christmonat

Publikum mitgetheilt wird, der Form nach nicht an das Publikum gerichtet ist."

Der Leser möge hienach die hie und da etwas drastische Form der Darstellung beurtheilen.

* * *

.... Was galt Pestalozzi? Wie oft nahm ich's in seiner Nähe wahr: Die Leute lassen Einen für „den Propheten im Vaterland" gelten, damit sie den Propheten im Vaterland für sonst nichts weiter gelten lassen müssen. Was Pestalozzi in seiner Vaterstadt galt, erklärt sich aus seinem Wesen noch näher, als aus dem ihrigen. Es war eigen. Galt er manchmal mehr als nichts, so galt er hinwieder fast minder als nichts. Gewöhnlichen Leuten, und es giebt deren gewöhnlich nicht wenige, war sein ganzes Wesen anstößig, und das nicht ohne Grund, denn er war stößig, nicht boshaft, aber angriffig. Seine Angriffslust lag in seiner Originalität. Den Originellen widert das Alltägliche unter allen Gestalten. Er ist dessen legitimer Rüger und Richter, denn er schöpft sein Urtheil aus dem Ur seiner Originalität; und was Einer Eigenes hat, wird er doch von sich geben dürfen. Solch ein Original mag auch äußerlich nicht alltäglich erscheinen. Er vernachlässigt sich lieber. So Pestalozzi. Im alten Zürich konnte er nicht viel gelten, bei wohlzugestutzten Bürgern schon nicht als unsauber, ungepudert, ungekämmt. Sein ungewaschenes Gesicht hätte man ihm indeß noch eher übersehen, als sein ungewaschenes Maul, ein Maul, das unersättlich alles anpackte, was ihm in den Wurf kam. Ebenso gern ließ er sich hinwieder anpacken. Unbeachtet zu seyn, das allein war ihm unausstehlich. Neckereyen jeder Art waren ihm willkommen, als Anlaß, seine Blitzwitze loszulassen. Ein zweyter Fallstaff, eben so geselliglebenslustig, mochte er eben so gerne Witze veranlassen, als Witze erzeugen;

ja er war im Witzwortwechsel selig. Schuldig blieb er nichts. In seinen Fabeln spielt bekanntlich der Hund, nicht wie bey andern Fabeldichtern eine edle, sondern eine unedle Rolle. Es war, als ob die Hunde sich an ihm rächen sollten. In einer Abendgesellschaft rief einer seiner Freunde, indem er das Maul eines ihm schmeichelnden Hundes spielend auf- und zuklaffte: „Seht, ich lehre ihn die Pestalozzische Methode!“ Gleich entgegnete ihm Pestalozzi: „Solch eine Klasse wollten wir Dir allenfalls anvertrauen, aber keine andere“. Eine ähnliche Belustigung freute ihn noch mehr, als das Zürchersche Publikum, unter dessen Augen sie vorging. Ein lustiger Gallerie-Direktor der „Kunstausstellung“ erhielt unter den auszustellenden Beyträgen ein Portrait Pestalozzis im Profil und zugleich — was thut nicht der Zufall! — das Profil eines Hundes von gleicher Größe und mit gleichem Rahmen. Was thut nun der Gallerie-Direktor? Er hängt die beyden Portraits als Gegenstücke gegensichtig neben einander. Das schaulustige Publikum fand das pudelnärrisch. Pestalozzi aber, als ich ihm nachher den Vorfall erzählte, sagte gleich: „Ey ja doch, das ist ganz symbolisch, der Hund ist die Stadt Zürich, sie bellt mich an“. Er liebte sie übrigens herzlich und schmerzlich, mehr, als sie ihn. Gehaßt hat sie ihn indeß nie; eher gescheut. Eine politische Scheu hatten vor ihm die furchtsamen Leute. Sie besorgten immer, es gebe aus seinem vaterländisch angelegten, am Ende wohl gar noch in seine Vaterstadt zu verlegenden Pädagogium — ein Demagogium, und darob fürchteten sich seine Gegner mehr als vor „Gog und Magog und dem jüngsten Gericht“. Es war aber thöricht irrig, ihn politisch zu scheuen. Er war ein ewiger Tadler alles Bestehenden, ohne Plan und Absicht; er war es, wie gesagt, vermöge seiner Originalität, die ihn Alles mit eigenen Augen ansehen ließ. Politisch wußte er nie, was er wollte, denn er war ein geschworner Formenfeind. Er wollte nur, was heut zu Tage alle Ver-

nünftigen wollen, daß unter allen Verhältnissen die Menschen einander was nachzufragen haben; nie aber ging er darauf ein, wie sie dafür verbindlich zu machen seyen. Ueber Formen und Garantieen ließ er die Rechtsgelehrten brüten. Sein politisches Ideal war sogar ein antirepublikanisches, er mußte, weil es ihm so bequemer war, zum Volksbeglücker einen Fürsten haben, wie er ihn im „Arner" („Lienhard und Gertrud") aufstellt. Politisch hassen konnte er eben so wenig, als politisch unternehmen. Gab es Politiker, die ihm verhaßt waren, so war es nur die Mißbildung, die er an ihnen, gleichwie an Andern, haßte. Er haßte eben die falsche Kultur unter jeder Form der Erscheinung, am meisten an den Gelehrten; wie sie ihn wieder haßten, beydes ist menschlich zu erklären. Sie hatten und wollten in seinen Augen eine Wissenschaft ohne Leben, er in den ihrigen ein Leben ohne Wissenschaft. Wer irrte sich wohl mehr in solcher Beymessung? Er schien überhaupt die „höheren Stände" zu hassen; er mußte es scheynen, ja er mußte sofern gegen sie gehässig seyn, wiefern er, mit Rousseau zusammentreffend, in ihrer höhern Bildung nur eine größere Mißbildung erblickte; er mußte nach und nach gehässig werden, je mehr er sich in seinem Humor an ihnen rieb. Während dieser sein Humor an einem fort hierauf gerichtet war (wie seine Fabelnsammlung beweiset), so mußten ihm allmählig die Zivilisations-Erscheinungen überhaupt zu einer Ironie des Lebens werden, und so mußte sich sein Herz gänzlich von ihnen ab, und dem Volke, dem ungebildeten, aber doch nicht mißbildeten Volke, mußte sich dem Volksleben zuwenden. Dergestalt waren der Humor und die Volksliebe die beyden Hauptfaktoren seines Gemüths. Sein Humor diente seiner Volksliebe stets zur Restauration; denn es war eine brennend ernste Liebe, eine das Herz verwundende, ein inniges Liebesleiden, ein Wehmuthsmitgefühl mit dem schwergedrückten Volke, mit der verwahrloseten Jugend, mit den Tausenden von Hausarmen, mit den Scharen

von Bettlern. Er war ein Gemüthsmärtyrer, wie es noch keinen gab. Geniale Geister schweben sonst immer hochfliegend über die Ebenen des Volkslebens hin. Diejenige Kultur aber, die solch einen Fantasie-Menschen im Gleichgewicht erhält, hatte er nie erlangt; die ästhetische Ausgleichung der Gemüthskräfte durch die Kunst blieb ihm fremd. Er hatte für die Tonkunst kein Ohr, für die bildende kein Auge, und für die objektive Poesie in den Büchern keinen Sinn. So durchaus unkünstlerisch erschien er, wie er stand und ging; nicht einmal ordentlich gehen konnte er; er kam nur in hastigem Hin- und Herwanken vorwärts; wir nennen es „pütschen“. So war auch seine Fantasie nur pütschend, nicht schwungvoll, nur blitzzuckend, nicht fortleuchtend; so sind auch seine Schriften (wo zwar oft sein Genie, ihm unbewußt, den Plan hineingelegt hat), meistens Wolkenmassen von häufigem Wetterleuchten durchbrochen, und in vielen erscheint in Ermangelung eines wohlgeordneten Konzepts der Schriftsteller bloß als ein höchst ingeniöser Stellensteller. Wer ihn nur las, konnte ihn unmöglich in seiner Größe erkennen. Man mußte ihn sehen und hören, ja man mußte ihn sprechen oder im Zwiegespräch begriffen sehen. Welche Beweglichkeit! [illegible] ein neuer Anlauf! auf jede Entgegnung eine neue [illegible] auf jeden Angriff ein kühner Seitensprung! [illegible] verwandelte sich seyne zweyfache Natur, [illegible] und des Ernstes! Wie plötzlich war der [illegible] den Engel des Mitleids! Wie so [illegible] Wie so verklärt sein Blick! Wie so [illegible]

Auf den Propheten im Vaterlande [illegible] kommen. Es gibt eine Art Propheten, [illegible] doch was gelten, was Rechtes, recht viel gelten. [illegible] Wetterpropheten, wenn sie nämlich gut Wetter weissagen, und es eintrifft, noch mehr, wenn sie sogar aus einem vorangegangenen Ungewit[illegible]e Folgen für das Land weissagen. So ging

einmal Pestalozzi in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Land herum und weissagte einen „scheulichen Blast“, einen Blast, wie ihn seit „Mannsgedenken“ Niemand erlebt habe, wie es seeauf und seeab, und wieder seeab und seeauf stürmen, wie der Sturm sich vom See über's ganze Land verbreiten werde, wie dann aber, wenn's endlich ausgestümt habe, die Luft für lange Zeit gereinigt sey, so daß man im ganzen Land „besser zu schnaufen“ komme. Wie's eintraf, wissen wir. Die Gläubigen im Lande haben's zu Herzen genommen und haben im Wetterpropheten ihren Heilspropheten erkannt, liebgewonnen und liebbehalten. . . . .

Zürcher Chronik
auf das Jahr 1894.

Zusammengestellt von A. N.

Januar 8. Die Stadt Zürich erhält an die 1891/92 ausgeführten Erweiterungen ihrer Hydrantenanlage (Kosten Fr. 511,960) einen Beitrag von Fr. 97,300 aus der Brandassekuranzkasse.

Die Gesamteinnahmen der Uetlibergbahn im Jahre 1893 belaufen sich auf Fr. 94,685 gegen Fr. 85,437 im Vorjahre.

11. Im Alter von 74 Jahren stirbt Frau Hagenbuch-Ott, die Witwe des sel. a. Stadtrath und Regierungsrath Hagenbuch, bekannt durch ihre Verdienste als Vorsteherin der weiblichen Arbeitsschulen.

13. Die Stadt Zürich erhält für Nachführung der Katasterpläne für 1893 einen Staatsbeitrag von Fr. 3800; die Musikschule in Zürich pro 1893/94 einen solchen von Fr. 2000; ferner wird das Schweizerische Idiotikon pro 1893 mit Fr. 1000 unterstützt.

16. Der akademische Senat der Hochschule wählt Herrn Prof. Dr. O. Wyß zum Rector für die beiden nächsten Schuljahre.

20. Kantonsrathssitzung. Zum Präsidenten wird Director Lutz gewählt; zum ersten Vizepräsidenten Bezirksrichter Kern, zum zweiten Vizepräsidenten Nationalrath Geilinger.

Die kantonale Brandassekuranz weist für 1893 an Einnahmen Fr. 1,038,903, an Ausgaben Fr. 931,798 aus.

Pfarrer Schinz in Affoltern bei Höngg wird zum Pfarrer für die reformirte Gemeinde in Moskau gewählt.

Sitzung des Großen Stadtrathes. Der Kaufvertrag mit der Kirchgemeinde Außersihl betreffend Abtretung eines Bauplatzes zum Baue einer Kirche um die Summe von Fr. 59,400 wird genehmigt. Auf Antrag von Herrn Rieter-Bodmer wird der Stadtrath beauftragt, in Verbindung mit der Regierung den Bundesrath um Errichtung einer Zollstätte in Zürich zu ersuchen.

Das Budget der Stadt Zürich für 1894 schließt mit einem Defizit von Fr. 155,921 im ordentlichen und Fr. 1,093,600 im außerordentlichen Verkehr ab. Das gesammte Defizit beläuft sich somit auf Fr. 1,249,521.

Im „Pfauen" bildet sich eine „Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich". Dieselbe will das Interesse für den richtigen und reinen Gebrauch der neuhochdeutschen Schriftsprache in Schule und Leben, ohne Beeinträchtigung der Mundart, fördern.

Februar 5. Sitzung des Kantonsrathes. Die Banknotensteuer wird von 5 auf 6% erhöht.

7. Aus den Stadtrathsverhandlungen. An die Kosten des allgemeinen Sechseläutenumzuges wird dem Centralcomite ein Beitrag von Fr. 1000 zugesichert.

10. Sitzung des Großen Stadtraths. Man beschließt einen Baarbeitrag von Fr. 25,000 und einige weitere Leistungen für die kantonale Gewerbeausstellung, ferner einen Beitrag von Fr. 15,000 für eine am 1. Juni vorzunehmende, aus Gründen der Verwaltung notwendig gewordene städtische Volkszählung.

27. Der Regierungsrath verlangt vom Kantonsrathe für das Jahr 1893 Nachtragskredite im Betrage von Fr. 349,520.

Die Kantonalbank weist vom Jahre 1893 einen Gesammtgewinn von Fr. 310,643 auf.

März 4. In der eidgenössischen Abstimmung über den Zusatzartikel zur Bundesverfassung betreffend einheitliche Vorschriften auf dem Gebiete des Gewerbewesens durch den Bund ergibt Zürich 33,293 Ja und 11,137 Nein. (Der Artikel wird von 12½ Ständen mit 146,000 Nein gegen 131,000 Ja verworfen.)

Kantonale Volksabstimmung. Der Gesetzesentwurf betreffend das Verbot von Fabrikarbeit an Festtagen wird mit 45,768 Ja gegen 5507 Nein, derjenige betreffend

Abänderung der §§ 22 und 47 des Gebäudeassekuranzwesens mit 40,734 Ja gegen 6348 Nein angenommen.

Die Erneuerungswahlen der Behörden des Bezirkes Zürich erfolgen nach den gemeinsamen Vorschlägen der freisinnigen und der demokratischen Bezirksversammlungen.

Gemeindeabstimmung der Stadt Zürich. Die Verordnung über die Miethwerthsteuer wird mit 8766 gegen 3684 Stimmen verworfen.

März 3. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Centralen Zürichbergbahn wird die Konzession für die Linie Quaibrücke-Kirche Fluntern mit Abzweigung von der Plattenstraße nach der Universitätsstraße ertheilt.

Sitzung des Großen Stadtrathes. Die Motion Greulich betreffend Schaffung einer städtischen Arbeiterkommission für die städtische Verwaltung, wird vom Rathe mit allen gegen 14 Stimmen verworfen.

12. Kantonsrathssitzung. Es wird im Gesetzentwurf betreffend die Behandlung von Initiativbegehren berathen und angenommen.

14. Die rechtsufrige Zürichseebahn wird eingeweiht.

Auf dem Rebhügel bei Wiedikon werden bei Planierungsarbeiten für eine Villa viele Gräber helvetisch-gallischen Ursprungs aufgedeckt.

15. Die Gesellschaft der Böcke auf dem Schneggen wählt an Stelle des verstorbenen Prof. Georg von Wyß einstimmig Prof. Gerold Meyer v. Knonau zu ihrem Obmann.

Prof. Dr. R. Rahn wird zum Ehrenmitglied der Royal Society of Antiquaries in London ernannt.

24. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Beim Bundesrath wird ein Gesuch um einen Beitrag an die Fr. 26,700 betragenden Kosten für einen Desinfektionsapparat in Winterthur eingereicht.

28. Das Stadttheater eröffnet einen Richard Wagner-Cyclus von neun Vorstellungen.

Das Staatsbudget für 1894 sieht Fr. 12,638,524 Einnahmen und Fr. 13,638,911 Ausgaben, somit ein Defizit von Fr. 1,000,387 vor.

30. Im Alter von 78½ Jahren stirbt der zürcherische Gelehrte und Sprachforscher Prof. Dr. Joh. Heinr. Schweizer-Sidler.

März 31. Sitzung des Großen Stadtrathes. Die Organisation der Gewerbeschule und höhern Töchterschule wird durchberathen und genehmigt.

April 5. Außerordentliche Sitzung des großen Stadtrathes. In die Polizeiverordnung werden drei besondere Streikvorschriften aufgenommen.

In der Krankenanstalt zum „Rothen Kreuz" in Fluntern stirbt Obergerichtspräsident Dr. Sträuli.

7. Der Stadtrath wird zur Aufnahme eines neuen $3^1/_2$% Anleihens im Betrage von 15 Millionen ermächtigt.

9. Das diesjährige Sechseläuten wird durch einen großen Umzug gefeiert, der die Entwickelung des Reisens in ernsten und heitern Bildern darstellt.

16. Kantonsrathssitzung. Das Arbeiterinnenschutzgesetz und das Gesetz betreffend die Behandlung von Initiativbegehren wird in zweiter Lesung angenommen und soll am 1. Januar 1895 in Kraft treten. Gleichfalls werden das Banknotensteuergesetz und das Reblausgesetz genehmigt, beide gültig vom 1. August an.

25. Es bildet sich ein theologischer Verein aus Geistlichen und Lehrern der Theologie, der gemeinsame Pflege der theologischen Wissenschaft und wissenschaftliche Behandlung praktischer Aufgaben in Vorträgen und Diskussionen bezweckt.

Mai 3. Der Große Stadtrath bewilligt einen Kredit von Fr. 448,000 für Erweiterung der Wasserversorgung. Wegen der Dringlichkeit des Beschlusses ist derselbe dem Referendum entzogen.

6. Im 62. Altersjahr stirbt Stadtingenieur Dr. Arnold Bürkli-Ziegler.

8. Es erfolgt der Durchschlag des 3400 m langen Albistunnels der Linie Thalweil-Zug.

16. Der Kölner Männergesangverein veranstaltet in der Tonhalle ein großes Wohlthätigkeitskonzert.

22. Sitzung des Kantonsrathes. Das Initiativbegehren betreffend Wittwen- und Waisenstiftung der Kantonal-, Bezirks- und Gemeindebeamten, wird vom Rath mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt. Ferner wird beschlossen, das vom Bauernbund gestellte Initiativbegehren

[illegible]

Juni [illegible]

[illegible]

1. [illegible]

2. [illegible]

3. [illegible]

[illegible]

24. [illegible]

Juli 1. [illegible] [illegible]versammlung [illegible]

11. Sitzung des Großen Stadtrathes. Der Stadtrath [illegible] [illegible] unter [illegible] Bedingungen.

August 4. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Landesmuseums-kommission wird erlaubt, Zimmertheile gothischen Stils aus dem Fraumünsteramte in's Landesmuseum zu [illegible]

März 31. Sitzung des Großen Stadtrathes. Die Organisation der Gewerbeschule und höhern Töchterschule wird durchberathen und genehmigt.

April 5. Außerordentliche Sitzung des großen Stadtrathes. In die Polizeiverordnung werden drei besondere Streikvorschriften aufgenommen.

In der Krankenanstalt zum „Rothen Kreuz“ in Fluntern stirbt Obergerichtspräsident Dr. Sträuli.

7. Der Stadtrath wird zur Aufnahme eines neuen $3^1/_2$% Anleihens im Betrage von 15 Millionen ermächtigt.

9. Das diesjährige Sechseläuten wird durch einen großen Umzug gefeiert, der die Entwickelung des Reisens in ernsten und heitern Bildern darstellt.

16. Kantonsrathssitzung. Das Arbeiterinnenschutzgesetz und das Gesetz betreffend die Behandlung von Initiativbegehren wird in zweiter Lesung angenommen und soll am 1. Januar 1895 in Kraft treten. Gleichfalls werden das Banknotensteuergesetz und das Reblausgesetz genehmigt, beide gültig vom 1. August an.

25. Es bildet sich ein theologischer Verein aus Geistlichen und Lehrern der Theologie, der gemeinsame Pflege der theologischen Wissenschaft und wissenschaftliche Behandlung praktischer Aufgaben in Vorträgen und Diskussionen bezweckt.

Mai 3. Der Große Stadtrath bewilligt einen Kredit von Fr. 448,000 für Erweiterung der Wasserversorgung. Wegen der Dringlichkeit des Beschlusses ist derselbe dem Referendum entzogen.

6. Im 62. Altersjahr stirbt Stadtingenieur Dr. Arnold Bürkli-Ziegler.

8. Es erfolgt der Durchschlag des 3400 m langen Albistunnels der Linie Thalweil-Zug.

16. Der Kölner Männergesangverein veranstaltet in der Tonhalle ein großes Wohlthätigkeitskonzert.

22. Sitzung des Kantonsrathes. Das Initiativbegehren betreffend Wittwen- und Waisenstiftung der Kantonal-, Bezirks- und Gemeindebeamten, wird vom Rath mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt. Ferner wird beschlossen, das vom Bauernbund gestellte Initiativbegehren

betreffend Abschaffung der Ruhegehalte für Lehrer und Geistliche, dem Volke ohne Gegenvorschlag zur Verwerfung zu empfehlen.

Juni 1. Die Volkszählung der Stadt Zürich ergibt 121,057 Einwohner, wovon 87,604 Schweizerbürger und 33,453 Ausländer sind.

3. Der Kanton Zürich verwirft bei der eidgenössischen Volksabstimmung die Initiative betreffend das „Recht auf Arbeit“ mit 44,376 Stimmen gegen 16,313, die Stadt mit 7700 gegen 4646.

Im Kaufhause wird eine Fischereiausstellung eröffnet, die bis 3. Juli dauert.

In Nänikon wird ein großes Festspiel „Ital Reding, der Eisenkopf von Greifensee“ (von Emich), aufgeführt.

10. Im Kreuzgange der Fraumünsterkirche wird eine Ausstellung von Glasgemälden aus dem Nachlasse des Dichters Martin Usteri eröffnet.

15. Die kantonale Gewerbeausstellung wird eröffnet.

17. Kantonale Volksabstimmung. Der Kantonsrathsbeschluß betreffend die Gemeindezugehörigkeit der Ortschaft Herzogenmühle wird verworfen. Vier andere Vorlagen werden angenommen, nämlich ein Gesetz betreffend das Markt- und Hausirwesen, ein Beschluß betreffend die Beibehaltung des kantonalen Rebfondes. ein Gesetz betreffend Maßnahmen gegen die Reblaus nnd ein Gesetz betreffend Besteuerung der Banknoten.

In der Gemeindeabstimmung der Stadt Zürich wird die Durchführung der Weinbergstraße nach dem Limmatquai beschlossen.

24. In Enge wird die von Prof. Bluntschli erbaute Kirche eingeweiht.

Juli 2. In Zürich findet die 18. schweizerische Lehrerversammlung statt.

12. Sitzung des Großen Stadtrathes. Der Stadtrath unterstützt das Stadttheater wieder mit Fr. 20,000 unter gewissen Bedingungen.

August 4. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Landesmuseumskommission wird erlaubt, Zimmertheile gothischen Stiles aus dem Fraumünsteramte in's Landesmuseum zu

August 12. Volksabstimmung. Der Initiativvorschlag Walder betreffend Wahl des Kantonsrathes wird mit 32,731 gegen 25,895, das Gesetz betreffend das Vorschlagsrecht des Volkes mit 41,638 gegen 13,531 und das Gesetz betreffend den Schutz der Arbeiterinnen mit 45,818 gegen 12,454 Stimmen angenommen. Der Initiativvorschlag betreffend Abschaffung der Ruhegehalte wird mit 35,644 Nein gegen 22,969 Ja verworfen.

Prof. Meyer von Knonau wird von der bayerischen Akademie der Wissenschaften in München zum ordentlichen Mitglied der „historischen Kommission" gewählt.

18. Sitzung des Kantonsrathes. Das Erbschaftssteuergesetz wird in erster Lesung zu Ende berathen. Das Gesetz soll am 1. Januar 1895 in Kraft treten.

26—27. Im Sihlhölzli wird das 2. Eidgenössische Schwing- und Aelplerfest abgehalten.

29. Im Schulhause am Hirschengraben findet ein internationaler Geologenkongreß statt.

September 1. In der Stadt und an mehreren Orten des Kantons richtet ein furchtbares Hagelwetter großen Schaden an.

30. Im Alter von 76 Jahren stirbt Oberstlieutenant Adolf Bürkli-Meyer.

Oktober 7. In der Kaserne Zürich wird eine Kantonale Landwirtschaftliche Ausstellung eröffnet, welche eine Woche dauert.

Die kantonale gemeinnützige Gesellschaft und die gemeinnützigen Bezirksgesellschaften erlassen einen Aufruf an die Einwohner des Kantons, die Errichtung und den Betrieb einer Heilstätte für Lungenkranke mit Gaben zu unterstützen.

Die neue katholische Kirche in Unterstraß, genannt Liebfrauenkirche, wird eingeweiht.

22. Kantonsrathssitzung. Der Beschluß des Regierungsrathes, die Schweizerische Landesausstellung in Genf mit einem Beitrage zu unterstützen, wird angenommen.

Es wird ferner beschlossen, die Besoldung der Mitglieder des Regierungsrathes und des Obergerichtes auf Fr. 6500 zu erhöhen, die der Präsidenten mit einer Zulage von Fr. 500 und die des Vizepräsidenten des Obergerichtes mit einer solchen von Fr. 300.

Oktober 28. In der Tonhalle versammeln sich ungefähr 2000 Stimmberechtigte zur Besprechung der Stellungnahme zur Zollinitiative. Auf die Reden von Bundesrath Hauser, Nationalrath Cramer-Frey und Ständerath Dr. Stößel beschließt die Versammlung Verwerfung des Begehrens betreffend Abgabe eines Theiles der Zolleinnahmen an die Kantone.

November 3. Sitzung des Großen Stadtrathes. Der Vertrag über den Ankauf der Straßenbahn um Fr. 1,750,000 auf 1. Januar 1897 wird angenommen. Ferner wird eine neue Verordnung über die Miethwerthsteuer festgesetzt.

4. Eidgenössische Volksabstimmung. Der Kanton Zürich verwirft die Zollinitiative mit 54,473 Nein gegen 9,836 Ja, die Stadt Zürich mit 14,203 Nein gegen 1815 Ja. (Die Schweiz verwirft die Initiative mit 347,401 Nein gegen 145,362 Ja oder 13½ Standesstimmen gegen 8½.

8. In der Universität findet vor dem Senatszimmer die feierliche Enthüllung der Büsten der Professoren Dr. Alexander Schweizer und Dr. Friedrich Horner statt. Das Denkmal Schweizers ist von Bildhauer Hörbst und dasjenige Horners von Kisling geschaffen.

20. Der Kantonsrath beschließt die Einführung der obligatorischen Viehversicherung.

26. Der Kantonsrath verpflichtet sich, die Gemeinde Veltheim auf fünf Jahre mit einem Jahresbeitrage von Fr. 5000 zu unterstützen und zwar auf das Gesuch Winterthurs, das einen gleichen Beitrag leisten will, um einer Vereinigung mit der Gemeinde zu entgehen.

29. Herr Kapellmeister Lothar Kempter feiert das 25jährige Jubiläum seiner Thätigkeit bei der Bühne.

Dezember 1. In der Börse findet vom 1.—23. Dezember eine von der Künstlergesellschaft veranstaltete Weihnachtsausstellung statt.

6. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Die außerordentliche Professur an der Hochschule für Geographie wird auf Beginn des Sommersemesters in eine ordentliche umgewandelt und an dieselbe gewählt Prof. Dr. Otto Stoll von Zürich.

8. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Architekt Gustav Gull wird zum Stadtbaumeister und Chef des Hochbau-

amtes II gewählt. Die administrativen Geschäfte des Hochbaues werden dem Hochbauamte I (Chef: Geiser) übertragen.

In Winterthur stirbt Oberst Adolf Bühler, langjähriger Stabschef der 6. Division.

Dezember 15. Sitzung des Großen Stadtrathes. Der Rath beschließt die Errichtung von 13 neuen Lehrstellen und die Verstärkung des Polizeikorps um 23 Mann. Im Wasserwerkkanal soll eine Badanstalt errichtet und zur Erweiterung des Zentralfriedhofes 20,112 m² Land zum Preise von Fr. 143,600 angekauft werden.

23. Kantonale Volksabstimmung. Das Gesetz betreffend Besoldung der Mitglieder des Regierungsrathes und des Obergerichtes wird mit 41,177 gegen 19,491 Stimmen verworfen.

Gemeindeabstimmung der Stadt Zürich. Der Kauf der Straßenbahn wird mit 9228 gegen 4694 Stimmen genehmigt.

Die Kirchgemeinde Wiedikon beschließt den Bau einer neuen Kirche nebst Pfarrhaus mit einem Kostenvoranschlage von Fr. 390,000.

Uebersicht

der vom Oktober 1894 bis zum Oktober 1895 erschienenen

Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.

Politische Geschichte, Kirchengeschichte, Kulturgeschichte.

Berufung, die, von Dav. Frdr. Strauß an die Univ. Zürich, im Spiegel seiner Briefe. (N. Z. Z. 1895, Nr. 329).

Blaser, H. Gebirgsreisen in der Schweiz vor 100 Jahren. (N. Z. Z. 1895, Nr. 208 ff.)

Bodmer, G. Chronik der Gemeinde Stäfa. Stäfa 1894.

Dettling, A. Die großen Waldniederlegungen in Iberg und die Holzlieferungen an den Stand Zürich. (Mitteilungen des histor. Vereins des Kts. Schwyz. 8. Heft. Einsiedeln 1895.)

Egli, E. Aus den Richtbüchern im zürcherischen Staatsarchiv. (Zeitschr. f. schweiz. Strafrecht. 1895, 1. 2.)

Ermordung, die, des Studenten Lessing. (N. Z. Z. 1894, Nr. 290.)

Gemeindeleben, zürcherisches, zu Anfang des Jahrhunderts. Nach den Berichten der Pfarrer. [Zür. Post 1895. Nr. 235/256.]

Girsberger, Konrad, sen. Entwicklung des Zunftlebens und Zunftwesens der Zunft zur Schiffleuten. Zürich 1895.

Grimme, Fr. Die Anordnung der großen Heidelberger Liederhandschrift [Manesse-Codex]. (Neue Heidelberger Jahrbücher IV. 1894).

Hafter, E. Der römische Handelsweg von Zürich nach Chur. Zu Wintelers Abhandlung: Ueber einen römischen Landweg am Walensee. (Jahrb. des Histor. Vereins des Kts. Glarus. 30. Heft. Glarus 1894.)

Hauser, K. Geschichte der Stadt, Herrschaft und Gemeinde Elgg. Hrsg. v. d. Civilgemeinde Elgg. Winterthur 1895.

Heyck, Ed. Neuigkeiten aus Zürich. [Aus zürcherischer histor. Literatur.] (Alemania 1894.)

Hunziker, O. Der Memorialhandel und der Stäfnerhandel 1794—1795. Stäfa 1895.

Jucker, H. Die Einführung der Frankomarken im Kanton Zürich. (Landbote, Sonntagspost 1895, Nr. 14/15.)

Kemptthal [Ortsname]. — (Landbote 1895, Nr. 82).

Lüning [August]. Protest betr. Ermordung des Spions Lessing in Zürich [1835]. (N. Z. Z. 1894, Nr. 315).

Mayer, J. G. Die Disputation zu Zürich, 29. Jan. 1523. (Kathol. Schweizer-Blätter 1895 Nr. 1.)

Messikommer, Jakob. Die Gewerbsstörungen im Zürcher Oberland durch die Errichtung von industriellen Etablissementen und die Petitionen an den Kleinen Rath 1830. (N. Z. Z. 1895, Nr. 23. 26.)

Nabholz, A. Geschichte der Freiherren von Regensberg. Zürich 1895.

Patriotenfeier, die, in Stäfa. (N. Z. Z. 1895, Nr. 188.)

Religionsfreiheit, zürcherische, im Anfang dieses Jahrh. (Limmat 1895, Nr. 18).

Schulte, Alovs. Die Standesverhältnisse der Minnesänger [namentlich an Hand des Zürcher Urkundenbuches]. (Zeitschrift für deutsches Alterthum, Nr. 39.)

Schweizer, P. Geschichte der schweizerischen Neutralität. 3. Theil. Frauenfeld 1895.

Stadelmann. Erinnerungsbl. a. der Gesch. d. Ver. „Alte Section". Zürich 1895.

Stähelin, R. Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken nach den Quellen dargestellt. 2. Halbbd. Basel 1895.

Stauber, E. Geschichte der Gemeinde Ellikon an der Thur. Winterthur 1895.

Staub, Max. Das Verhältniß der menschlichen Willensfreiheit zur Gotteslehre bei Martin Luther und Huldreich Zwingli. Zürich 1894.

Strickler, G. Der bezwungene Schloßthurm zu Grüningen. (N. Z. Z. 1895, Nr. 227.)

Studer u. Bannwarth. Crania helvetica antiqua. Die bis jetzt in den Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit in der Schweiz aufgefundenen menschlichen Schädelreste. Auf 117 Lichtdrucktafeln abgebildet und beschrieben. Mit 53 S. Text. Leipzig 1894.

Sulzer, Johann Georg. Vor hundertfünfzig Jahren. (Landbote, Sonntagspost 1895, Nr. 34/36).

Sutter, L. Die Dominikaner-Klöster auf dem Gebiete der heutigen deutschen Schweiz im 13. Jahrhundert. Basel 1894.

Urbar, das habsburgische. Hrsg. v. R. Maag. Bd. I: Das eigentliche Urbar über die Einkünfte und Rechte. Basel 1894. (Quellen zur Schweizer-Geschichte. 14. Bd.)

Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Hrsg. v. e. Kommission d. Antiquar. Gesellschaft in Zürich, bearb. v. J. Escher und P. Schweizer. 3. Bd. 2. Hälfte. Zürich 1895.

Vadian, Joach. Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St. Gallen. Hrsg. v. E. Arbenz. St. Gallen 1894. (Mittheilungen zur vaterländ. Geschichte. Hg. v. Histor. Verein in St. Gallen. 25. Bd.)

Vetter, Theod. Die höhere Töchterschule Zürich. [N. Z.-Z. 1895, Nr. 148].

Waldmann, Hans, in der Gewerbegesetzgebung Altzürichs. Von C. St. (Carl Stichler.) [Landbote, Sonntagspost 1894, Nr. 49/51.]

Waldvogel, Carl. Denkschrift zur Einweihung der Neuen Tonhalle in Zürich 1895. Zürich 1895.

Wirz, J. C. Ennio Filonardi, der letzte Nuntius in Zürich. Zürich 1894.

Wyß, Georg, von. Geschichte der Historiographie in der Schweiz. Hrsg. durch die Allgem. Geschichtsforsch. Gesellsch. der Schweiz. Zürich 1895.

Zuppinger. Schulgesch. v. Rüti. Rüti 1895.

Pestalozziblätter. 16. Jahrg. 1895. Redig. v. O. Hunziker. Beiblatt zur Schweizerischen Pädagogischen Zeitschrift. Zürich 1895.

Zürcher Jahrbuch für Gemeinnützigkeit, für 1894. Zürich (1895).

Zürcher Kalender, David Bürkli's, auf das Jahr 1896. (Zürich 1895.)

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1895. Hrsg. v. e. Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. N. F. 18. Jahrg. Zürich 1895.

Kunst, Alterthümer.

A[ngst, H.] Die Waffensammlung Kuppelmayr in München. (N. Z. Z. 1895, Nr. 66.)

Ausstellung, die, im Künstlerhaus. [Bilder zürcherischer Künstler.] (N. Z.-Z. 1895, Nr. 205 u. 209.)

Brook, Alex, J. S.] The Sword-Belt of the Sword of State Scotland [m. Mittheilungen üb. das Schwert Papst Julius' II.

in der Stadtbibliothek Zürich]. (Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland 1893/94.)

[Fleiner, Alb. Zürcher Kunstchronik. (N. Z. Z. 1895, Nr. 32 ff.)

[Fleiner, Alb.] Zürcher Kunstchronik [ein Bild Gottfr. Kellers betreffend]. (N. Z. Z. 1895, Nr. 89.)

Heierli, J. Alte Zürcher Trachten [Skizze eines Vortrages]. (Tages-Anzeiger 1895, Nr. 50.)

Mone, F. Die Wappen der deutschen Minnesänger (insbes. die der Manesse'schen Handschrift.) (Der deutsche Herold 1893 p. 29 ff., 52 ff., 71 ff.)

[Müntz, Eug. Referat über einen Vortrag E. M's über die päpstlichen Ehrenschwerter. N. Z. Z. 1895, Nr. 218).

Oechelhäuser, A. v. Die Miniaturen der Univers.-Bibliothek zu Heidelberg II. (Darin p. 90—420 Die Manesse-Handschrift.) Heidelberg 1895.

Sammlung, aus der archäologischen, im Polytechnikum, v. L. B[loc]h. (N. Z. Z. 1895. Nr. 207.)

Trachten des Zürcher Landvolkes. (Landbote, Sonntagspost 1895, Nr. 14.)

Naturhistorisches.

Aeppli, Aug. Erosionsterassen und und Glacialschotter in ihrer Beziehung zur Entstehung des Zürchersees. (Beiträge zur geolog. Karte der Schweiz. Liefg. 34.)

Graf, A. Winter-Vogelleben im Limmatthal. (Zür. Post 1895, Nr. 56/58.)

— — Frühlings-Vogelleben im Limmatthal. (Zür. Post 1895, Nr. 123/126.)

Schinz, Hans. Ein Gang durch das Vorderparterre d. botan. Gartens. (N. Z. Z. 1895, Nr. 233 ff.)

Staatswissenschaften, Volkswirthschaft.

Böschenstein, E. Fort mit dem Steuerzeddel. Ein steuerpolitischer Vorschlag. Zürich 1895.

Cramer-Frey, H. Handelsabkommen mit Frankreich. Rede. [N. Z. Z. 1895, Nr. 226.]

Einkommens- und Vermögensgliederung i. alten Zürich [nach J. H. Waser]. (N. Z. Z. 1895, Nr. 96).

Meyer, A. Die Verbrechen in ihrem Zusammenhang mit den wirthschaftlichen und sozialen Verhältnissen im Kanton Zürich. Zürich 1895.

Preßfreiheit, die, in der Schweiz. (Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich, 1895, Nr. 39).

Stüßi, Heinrich. Das Baugesetz des Kantons Zürich. Zürich 1895.

Wohnungsverhältnisse u. Hauspreise im alten Zürich [nach J. H. Wasers Betrachtungen über die zürcherischen Wohnhäuser 1778]. (N. Z. Z. 1895, Nr. 82 ff.)

Zürcher, E. Aus der Kriminalstatistik des Kantons Zürich für 1893. (Zeitschr. f. schweiz. Strafrecht 1894, Nr. 5, 6.)

— — Grundlagen und Ergebnisse der Statistik der Rechtspflege im Kanton Zürich. Zürich 1895.

— — und H. Sträuli. Grundlagen und Ergebnisse der Statistik der Rechtspflege im Kanton Zürich. Zürich 1895.

Bericht über Handel und Industrie im Kanton Zürich für das Jahr 1894. Hrsg. v. d. Kaufmännischen Gesellschaft Zürich. Zürich 1895.

Geschäftsbericht des Stadtrathes und der Zentralschulpflege der Stadt Zürich. 1893. 1894. Zürich 1894. 1895.

Statistische Mitteilungen betr. den Kanton Zürich. Bodenwerth-Statistik. Zürich 1895.

Rechenschaftsbericht des Obergerichts und des Kassationsgerichts an den Kantonsrath des Kts. Zürich f. d. J. 1893. Winterthur 1894.

Rechenschaftsbericht des Regierungsrathes an den zürcherischen Kantonsrath f. d. J. 1893. Winterthur 1894.

Staatsrechnung des Kantons Zürich und Rechnung über die Separatfonds vom Jahre 1894. Zürich 1895.

Topographie.

Einweihung, zur, d. neuen Tonhalle in Zür. (N. Z. Z. 1895, Nr. 291.)

Experten-Gutachten üb. den Umbau des Bahnhofes Zürich. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 185.)

Führer durch die Umgebungen von Zürich. 3. Aufl. Zürich 1895.

Gimmi, Walther. Denkmäler in der Schweiz: Das Willi-, Schneebeli-, Häberling- und Kleiner-Denkmal in Affoltern a. A. — Das Dubs-Denkmal auf dem Uetliberg. — Der Hegetschweiler-Stein im botanischen Garten in Zürich. — (Zür. Post 1895, Nr. 133. 139.)

Isler, Alexander. Winterthur in Wort und Bild. Winterthur 1895.

I[egher, A.] Zur baulichen Entwickelung Zürichs. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 72, 141.)

— — Die Verbauung des Polytechnikums und der Hochschule. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 156).

— — Verlegung der Künstlergasse und Freihaltung von Polytechnikum und Hochschule. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 191.)

Kappeler-Denkmal, das, im eidgenöss. Polytechnikum zu Zürich. (Schweiz. Bauztg. 1895, Bd. XXVI, Nr. 9.)

Kirche, die neue, in Enge-Zürich. (Schweiz. Bauztg. 1895, Bd. XXV, Nr. 3/12.)

Kirche zu den Predigern, die. Von H. B. [aiter?] (N. Z.-Z. 1895, Nr. 45.)

Künstlerhaus, das neue, Zürich. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 196.

Kunstausstellungsgebäude in Zürich (v. -st-) (N. Z.-Z. 1895, Nr. 235.)

Mädchenschulhaus, das, am Hirschengraben. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 131, 158).

M[eister, U.] Zwei bestrittene Inschriften unseres Polytechnikums. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 97.)

Postulate des Stadtrathes d. Stadt Zürich z. Bahnhof-Erweiterung.

Quartieranlage des Rothwandlandes Zürich III, projectirt v. J. Simmler, Architekt. (Tages-Anzeiger 1895, Nr. 62.)

Rathhaus, das Zürcher. Von H. B. [aiter?] (N. Z.-Z. 1895, Nr. 13.)

Thomann, E. 160 Ausflüge von Zürich. Zürich 1895.

Uebersichtsplan, Neuer, der Stadt Zürich im Maßstab von 1 : 2500, ausgeführt und herausgegeben vom städtischen Vermessungsamt. Blatt XIV und IX. Zürich 1895.

Umbau des Hauptbahnhofes in Zür. Gutachten der kaufmänn. Ges. Zür. u. der Verkehrscomm. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 245 ff.)

Usteri, Paul. Die „Verbauung" des Polytechnikums. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 157.)

Verunstaltung, die, der Hochschulen in Zürich. (N. Z.-Z, 1895, Nr. 153.)

Würmli, Gottlieb. Die Licht- und Wasserwerke der Stadt Zürich. Zürich 1895.

— — Die Leichenverbrennung und das Crematorium in Zürich. Zürich 1895.

iegler, J. M. Karte des Kantons Zürich. Zürich 1895.

Literatur und Literaturgeschichte.

Blümner, H. Alte und neue Tonhalle. Festsp. z. Eröffnung der neuen Tonhalle, aufgef. am 19. Oktober. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 313 ff.)

Dichtermappe, Schweizerische. Hrsg. vom „Künstlerhaus Zürich". 1895. 1. u. 2. Aufl. Zürich 1895.

Emich, A. Ital Reding, der Eisenkopf von Greifensee. Volksschauspiel. 2. Aufl. Aarau 1894.

Escher, Nanny, von. Gedichte. Frauenfeld 1895.

Farner, Ulrich. Der Zitherkönig. Volksgemälde. Zürich 1895.

Festspiel anläßlich des Eidgenöss. Schützenfestes in Winterthur 1895. [Text von Leonhard Steiner, Musik von Lothar Kempter. Zürich 1895. Gebr. Hug.]

Forrer, Clara. Die Beerenmarie; Erzählung. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 320 ff.)

— —. Blüthenschnee. Neue Gedichte. Zürich 1895.

Girsberger, S. Der Vetter aus Triest. (Schweiz. Rundschau 1894.)

Götz, Margaretha. Arm und verwaist. Zürich 1894.

Häser, Georg. Hadlaub. Ein dramatisches Gedicht aus Zürichs Vergangenheit. Zürich 1894.

Hauser, J. Märtyrer. Vaterländ Trauerspiel. Zürich 1895.

Huch, Ric. Das Spiel v. d. vier Zürch. Heiligen. Zürich 1895.

Keller, Gottfr. Roméo et Juliette au village. Coll. Chardon bleu. P. Borel 1895.

— —. Le bailli de Greifensee. Nouvelle par G. K. (Bibliothèque universelle et Revue suisse. 1895, 4/8.)

— — Ein verschollenes Gedicht Gottfried Kellers. Mitgetheilt von Adolf Frey. (Schweiz. Rundschau 1895, I.)

Kuoni, J. Balzli, der Schwabengänger. Zürich 1894.

Pestalozzi, Heinrich. Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk. 1. u. 2. Theil. Nach der Original-Ausgabe von

1781—1783 neu hrsg. v. d. Commission f. d. Pestalozzistübchen in Zürich. Zürich 1895.

Pestalozzi's zweites Zehntenblatt 1799. Zum Drucke befördert mit e. orientirenden Beigabe v. H. Morf. Winterthur 1895.

Pestalozzi-Abreiß-Kalender mit Citaten für das Jahr 1896. Zürich 1895.

Rüegg, K. Berchtold, der Schuster im Moos. Erzählung aus der Gründungszeit des Klosters Rüti. Wetzikon 1894.

Schönenberger, E. Goldne Zeit. Kinderlieder und Idyllen. Zürich 1894.

Steiner, Leonhard. Seldwylerstückli. Faschingsschwank. Zürich 1895.

Weber, Heinrich. Helvetia. Festspiel. 1. u. 2. Aufl. Aarau 1895. [Bibliothek vaterländ. Schauspiele. Nr. 43.]

Bodmer, Hans. Die Gesellschaft der Maler in Zürich und ihre Diskurse. (1721—1723.) Zürich 1895.

Henckell, Karl. Moderne Dichterabende. Zwanglose Literaturplaudereien. Zürich 1895.

Biographie.

Billroth, Aug. A. B.'s Briefe aus Zürich. [N. Z.-Z. 1895, Nr. 303 ff.]

(Böcklin, Arnold): Ritter, W. L'art en Suisse: Arn. Böcklin, Gand 1895.

[Fleiner, Alb.] Ein Blitzbesuch bei Arnold Böcklin. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 3 ff.)

Furrer, Jonas. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 210); — Einweihung d. F.-Denkmals in Winterthur (N. Z.-Z. 1895, Nr. 211).

[Geßner, Kd.]: Kelterborn, R. Der Römer- und der Schweizer-Plinius. [N. Z.-Z. 1895, Nr. 60/70.]

(Geßner, Sal.): Schmidt, Chr. Gottl. [Aufzeichnungen üb. e. Besuch bei S. Geßner.] (Biogr. Blätter). (Vgl. Freit. Zeitg. 1895, Nr. 31.)

(Goßweiler, Susanna): Vetter, Th. Aus den Jugendjahren der Höhern Töchterschule in Zürich: Jungfer Susanne Goßweiler. Zürich 1895.

(Henckell, Karl): Blei, Franz. Karl Henckell. Ein moderner Dichter. Zürich 1895.

Kämmer, Franz. Bittere und süße Tränklein aus dem Medizinkasten eines alten Landdoktors. 1894.

(Keller, Gottfr.): Marholm, Laura: Wir Frauen und unsere Dichter [darin: Gottfr. Keller] Wien 1894. Auszug daraus im Artikel: Gottfr. Keller und die Frauen. (Basler Nachrichten, 1895, Nr. 6.)

(Lavater, J. C): Finsler Antistes, Dr. G. Lavateriana (Kirchenblatt f. d. ref. Schweiz. 1895. Nr. 1.)

(Meister, Hch.): Betz, Louis P. Altes und Neues aus dem Leben Jakob Heinr. Meister's. (Schweiz. Rundschau 1895, IV.)

(Meyer, C. F.): Frey, Ad. Zum 70. Geburtstage Cd. Ferd. Meyers. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 282.)

C. F. M. Von Friedrich Meyer. (Ueber Land und Meer. 1895/96, Nr. 2/3.)

— — Von A. Vögtlin. (Zür. Post 1895, Nr. 239.)

— — Von Dr. Trog. (Allg. Schweizer Ztg. Nr. 240.)

Die Conrad Ferdinand Meyer-Feier, des dramat. Vereins in Zürich. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 284.)

— — des Lesezirkels Hottingen in Zür. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 286.)

— — in Berlin (N. Z.-Z. 1895, Nr. 285).

Pestalozzi, Heinrich. Aus einem Pestalozzi-Brevier. [Zür. Post 1895, Nr. 77, 82, 88, 105, 110.]

— — und Anna Schultheß. Briefe aus der Zeit ihrer Ver-

lobung; hg. v. H. Morf und L. W. Seyffarth. Liegnitz. 1895.

Hoffmeister, H. W. Pestalozzi. Historisches Volksschauspiel. Gießen 1894.

Kayser, W. Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben, Wirken und seiner Bedeutung. Zürich 1895.

Morf, H. Pestalozzi's Berufswahl u. Berufslehre. Liegnitz 1895.

Pestalozzi, Heinrich. — Ein deutscher Schulmann (L. W. Seyffarth) über Pestalozzi. Von W. (Welti). (N. Z.-Z. 1894, Nr. 307.)

Schneider, Karl. Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und auf französischem Boden. 5. Aufl. Berlin 1895.

Seyffarth, L. W. Pestalozzi und Anna Schultheß. Vortr. Liegnitz 1895.

Seyffarth, L. W. Pädag. Reisebriefe aus der Schweiz [betr. Pestalozzi], (Preuß. Schulzeitung 1894 Nr. 63 ff., 1895 Nr. 63 ff.).

— — Pestalozzi, ein Vater und Anwalt der Armen. Vortr. Liegnitz 1895.

(Rebinger, Jakob.) — Wie es dem Urdorfer Pfarrer Jakob Rebinger auf seiner Reise im türkischen Volkslager erging, 1664. (Nach F. Zollinger.) (Landbote, Sonntagspost 1895, Nr. 5.)

(Snell, Ludw.): Stern, Alfred. Zur Biographie Ludwig Snells. (Schweiz. Rundschau 1895, VI) (Zür. Post 1895, Nr. 163 u. 174.)

(Usteri, Paul): Oechsli, W. Paul Usteri. Sep.-Abdr. a. d. Allg. d. Biogr. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 312.)

Vögelin, Salomon. Zwei Briefe S. V.'s aus seiner Studienzeit. (Zür. Post 1895, Nr. 247.)

Wyss, Georges, de, à Genève 1835—1837. Traduit de l'allemand par Edouard Favre. Genève-Bâle 1895.

Meyer v. Knonau, Ger. Vortrag vor der Gesellschaft der Böcke, geh. im großen Bote derselben am 25. Oktober 1894, [darin Nachruf an Georg v. Wyß] Zürich. Druck v. F. Schultheß.

Biographie, Allgemeine Deutsche. 38. und 39. Band. Leipzig 1894/95. Darin:

38. Band:

Tobler, Georg Christoph. (Bächtold.)
Tobler, Johannes. (Bächtold.)
Tobler, Johann Georg. (Hunziker.)
Tobler, Salomon. (Bächtold).
Torinus, Thorer, zum Thor, Albanus. (Koldewey.)
Troll, Konrad. (Hunziker.)
Tschudi, Gilg. (Wilhelm Oechsli.)

39. Band:

Ulrich: Zürcherische Familie; Gelehrte und Staatsmänner aus denselben. (Meyer von Knonau.)
Ulrich, David. (Wilhelm Oechsli.)
Ulrich, Johann Jakob. (Carl Brun.)
Usteri, Johann Martin. (Daniel Jakoby.)
Usteri, Leonhard. (Hunziker.)
Usteri, Leonhard. (P. Tschackert.)
Usteri, Paulus. (Wilhelm Oechsli.)

Portrait-Gallerie, Schweizerische. Heft 58/59. Zürich 1894/95. Darin:

Heft 58: Bürkli. Arnold. — ? — Schellenberg, Jakob.
Heft 59: Messikommer, Jakob.

---

† Autenheimer, Friedrich. (Zür. Post 1895, Nr. 130.) (Landbote 1895, Nr. 130. 134.) (Schweiz. Bauztg. 1895, Bd. XXV, Nr. 23.)

† Biedermann, Karl. (Landbote 1894, Nr. 279. 290.) (Zür. Post 1894, Nr. 281.)

† Bodmer-Trümpler, Heinrich. Von E[rnst] H[äfeli]. N. Z.-Z. 1895, Nr. 51.)

† Bühler, Adolf. (Landbote 1894, Nr. 291; 1895, Nr. 32.)

† Bürgi, Joh. Heinrich. (Schweiz. Bauztg. 1895, Bd. XXV, Nr. 12.) (Zür. Rost 1895, Nr. 68.)

† Ernst, Theodor. (N. Z.-Z. 1894, Nr. 329.)

† Fick, Hch., Prof. Dr.; Nekrol. u. Grabrede v. Prof. A. Schneider. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 267.) (Landbote 1895, Nr. 224.) (Zür. Post 1895, Nr. 224/227.)

† Fretz, Rudolf. (N. Z.-Z. 1894, Nr. 311.)

† Frey, Emil. Von W[alter] B[isseger]. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 42.) — Von W[egmann]-Ercolani]. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 45.) (Zür. Post 1895, Nr. 36. 39.)

† Frey, Jakob. (Landbote 1894, Nr. 255.) (Zür. Post 1894, Nr. 256.)

† Gimpert-Schnorf, Heinrich. (N. Z.-Z. 1894, Nr. 335).

† Hauser-Blattmann, Karl. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 66.)

† Heiz, Rudolf. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 4.) Ev. Wochenblatt Nr. 3. (Spinner.)

† Hirzel, Johann Konrad. (Zür. Post 1895, Nr. 121.)

† Hug, Arn. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 179 f. H[ch.] B[lümner]. (Landbote 1895, Nr. 141, Zür. Post 1895, Nr. 141.)

† Keller, Konrad Arnold. (Landbote 1895, Nr. 74.) — Von Albert Locher (Landbote 1895, Nr. 78.)

† Kerez, Joh. Heinr. (N. Z.-Z. 1894, Nr. 306.) (Zür. Post 1894, Nr. 251.)

† Koch-Abegg, Martin. (Schweiz. Bauztg. 1895, Bd. XXVI, Nr. 4.)

† Koch-Schweizer, Martin. (Schweiz. Bauztg. 1895, Bd. XXV, Nr. 9.)

† Kramer, Karl. Von J[ak.] B[örlin]. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 141.) — (Zürch. Post 1895, Nr. 118.)

† Kunz-Lochmann, Albert. (N. Z.-Z. 1894, Nr. 313. 321.)

† Linder, Emanuel. (Landbote 1895, Nr. 143.)

† Meyer, Jak. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 127.) (Zür. Post 1895, Nr. 108.) (Landbote 1895, Nr. 108.)

† Pestalozzi-Wiser, Rud. H[irzel]-B[urkhard]. (A. S. Z. 1895, Nr. 33.) (Zürch. Freitagszeitung 1895, Nr. 6. [Spöndli]n.) (N. Z.-Z. 1895, Nr. 38.)

† Planta-Reichenau, Adolf von. (Zür. Post 1895, Nr. 51.)

† Römer, Melch. Stadtpräs. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 94, 96, v. h[ard]m[eyer].) (Zür. Post 1895, Nr. 80.) (Allg. Schweizer-Zeitung 1895, Nr. 84). Ev. Wochenblatt Nr. 15. (L. P(estalozzi.)

† Rütschi, Salomon. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 3. 15.) (Von K[onrad] G[achnang?] Zür. Post 1895, Nr. 1. 2.)

† Scheuchzer, Friedrich. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 50.) (Zür. Post 1895, Nr. 39. 42.) (Landbote 1895, Nr. 39. 42.)

† Schnorf-Hauser, Rudolf. (N. Z.-Z. 1894, Nr. 300. 316.) (Zür. Post 1894, Nr. 251.) (Landbote 1894, Nr. 269.)

† Schweizer, Ferd. Friedrich. Von R. B. [Robert Billeter.] (N. Z.-Z. 1895, Nr. 44.) Von C. F. [Cramer-Frey.] (N. Z.-Z. 1895, Nr. 51.) (Zür. Post 1895, Nr. 38.)

† Sigg, Joh. Ulrich. (Landbote 1895, Nr. 63. 64.) (Zür. Post 1895, Nr. 64.)

† Stadler-Vogel, C. (Zürch. Freitagszeitung 1895, Nr. 24 von [Otto] P[estalozzi].)

Musikgesellschaft. Niggli, A. Lebensbild von Adolf Jensen.

Naturforschende Gesellschaft. Pernet, J. Hermann v. Helmholtz.

Stadtbibliothek-Gesellschaft. Huch, Ricarda. Die Wick'sche Sammlung v. Flugblättern u. Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrh. in der Stadtbibliothek Zürich.

Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses. [Meyer v. Knonau, Ger.] Prof. Georg v. Wyß.



